XI. Band 1925 Heft 1/2

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften

Herausgegeben von

Prof. Dr. Sigm. Freud

Redigiert von Dr. Otto Rank, Dr. Hanns Sachs und A. J. Storfer

Psychologisches Heft

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien VII. Andreasgasse 3

Alle für „Imago“ bestimmten redaktionellen und geschäftlichen Zuschriften und Sendungen sind zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien VII. Andreasgasse 3

IMAGO

XI. BAND

1925


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN VON

PROF. DR. SIGM. FREUD

REDIGIERT VON

DR. OTTO RANK, DR. HANNS SACHS UND A. J. STORFER

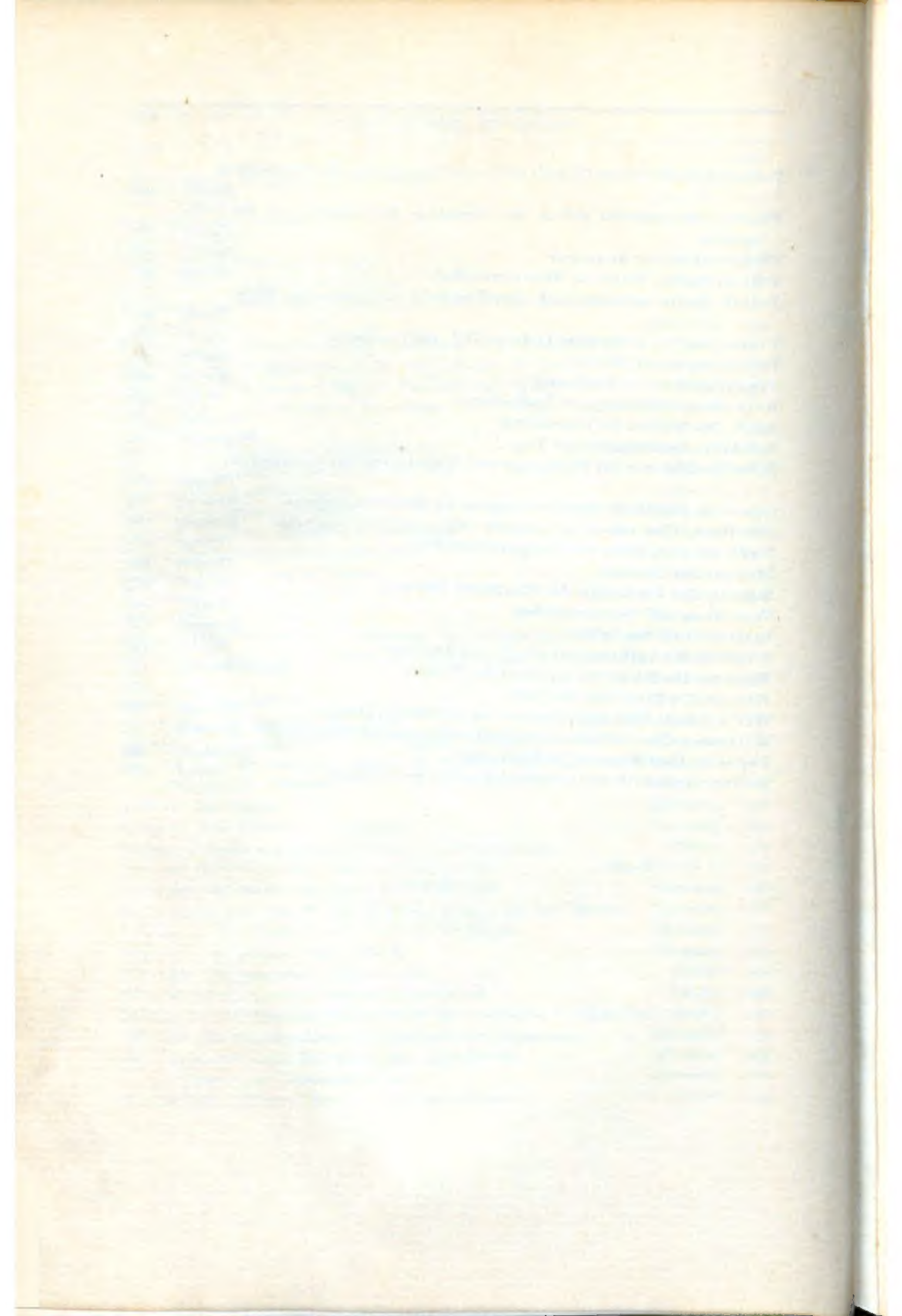
XI. BAND
(1925)

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH

Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

INHALTSÜBERSICHT DES XI. BANDES

REFERATE



I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHO-ANALYSE AUF DIE GEISTESWISSENSCHAFTEN

XI. Band (1925) Psychologisches Heft Heft 1 u. 2

Über das Verhältnis der Psychoanalyse zur Philosophie

Vortrag auf dem Fünften Internationalen Kongreß für Philosophie. Neapel, Mai 1924

Von Dr. Carl Müller-Braunschweig (Berlin)

Die Psychoanalyse ist eine empirische Wissenschaft. Insofern hat sie zunächst mit Philosophie so wenig zu tun, wie nur irgendeine andere empirische Wissenschaft, etwa die Physik oder die Chemie. Sie kann sich ihren Gegenstand nicht schaffen, ihn nicht *a priori* aus sich heraussetzen, die Daten der Erfahrung werden ihr gegeben vom Gegenstand, hier den psychischen Vorgängen.

Freilich, soweit jede Wissenschaft nicht nur eine Sammlung von Beobachtungen und Erfahrungen darstellt, sondern die Aufgabe hat, diese in ein begrifflich einwandfreies Ganze einzuordnen, und soweit man diese Aufgabe eine philosophische nennt, ist auch in der Psychoanalyse die Philosophie enthalten, von der man sagt, daß jede Wissenschaft nur soweit Wissenschaft sei, als Philosophie in ihr sei.

Der Schöpfer der Psychoanalyse, Freud, hat ihren empirischen Charakter immer betont und hat verlangt, daß alle theoretischen Subkonstruktionen des Erfahrungsmaterials aufgegeben und durch neue ersetzt werden sollten, sobald neue Beobachtungen und Erfahrungen das verlangten.

Fragen wir uns weiter, wo die Stellen sein mögen, an denen sich Psychoanalyse und Philosophie berühren. Jede Wissenschaft kommt in ihrem Bemühen, das Ganze ihrer Erfahrungen begrifflich zu ordnen, an Grundbegriffe, die von einem bestimmten Punkte an nicht mehr empirisch zu klären, sondern nur noch begrifflichen Überlegungen zugänglich sind und zur Erkenntnistheorie hinüberführen. Auch die Psychoanalyse kennt

solche Begriffe, es sind dies besonders die der Tendenz und der psychischen Energie. Hingegen sind Begriffe wie die der Libido und des Unbewußten empirische Begriffe.

Einen weiteren Berührungspunkt mit der Philosophie ergibt bei jeder Wissenschaft die Kritik ihrer Methode. Für die Psychoanalyse steht hier im Mittelpunkte das „psychoanalytische Experiment".

Eine philosophische Aufgabe darf man auch die Untersuchung über das Verhältnis der Psychoanalyse zu anderen Wissenschaften nennen, z. B. zur Biologie, Soziologie, Ethik.

Ein altes zentrales Problem der Philosophie entrollt sich, wenn man den Determinismus der Psychoanalyse ins Auge faßt. Die durchgängige Determinierung aller psychischen Akte und weiter des Schicksals des Erwachsenen stellen uns vor das Problem der „Freiheit", vor das Problem des Verhältnisses naturwissenschaftlicher zu kulturphilosophischer, genetisch-kausaler Betrachtung zu der der Werte.

Außer all diesen Beziehungen der Psychoanalyse zur Philosophie gibt es dann jene, in der das philosophische Denken und der Philosoph zum Forschungsgegenstand der Psychoanalyse werden. Die Frage lautet hier: Kann uns die Psychoanalyse darüber Aufschluß geben, unter welchen Bedingungen ein Mensch zum Philosophen wird, und warum er diese und keine andere Philosophie produziert?

Ehe ich es unternehme, auf einige der hier kurz skizzierten Fragestellungen einzugehen, wird es zweckmäßig sein, mit ein paar Schlaglichtern die Basis und das Erkenntnisgebäude der Psychoanalyse zu beleuchten, da ich nicht annehmen kann, daß Ihnen allen die Psychoanalyse genügend gegenwärtig ist.

Nichts ist so schwer, rein theoretisch darzustellen, als die Psychoanalyse, beruht sie doch im wesentlichen auf einem Experiment, das man nicht von außen vorführen kann, sondern das man an sich selbst erlebt haben muß. Dasjenige, was ich aus erkenntnistheoretischen und methodischen Gründen als „Experiment" zu bezeichnen pflege, um die experimentelle Basis der Psychoanalyse zu betonen, ist identisch mit der psychoanalytischen Kur, der praktischen Analyse, der sich nicht nur seelisch-nervös Kranke, sondern auch „Gesunde" mit Erfolg unterziehen können, ja müssen, wenn sie in die psychoanalytische Wissenschaft ganz eindringen wollen.

Dies Experiment beruht auf einer sehr einfach zu beschreibenden, nicht so einfach zu befolgenden Grundregel: sich dem Strom seiner Gedanken und Einfälle entspannt zu überlassen und dem Analytiker alles, was einem

so durch den Sinn geht, ohne Ausnahme mitzuteilen, erscheine es einem auch noch so gleichgültig, oder noch so unsinnig oder nicht zum Thema gehörig oder peinlich oder indiskret. Kurzum, alles zu sagen, und sich durch keinen kritischen Einwand gegen den Einfall bestimmen zu lassen, es nicht zu sagen.

Die Befolgung dieser Regel ergibt, daß nach einer kürzeren oder längeren Dauer fortlaufender Mitteilungen die Einfälle des Analysanden zu stocken beginnen. Es kommt zu einem entweder dem Analysanden selbst subjektiv fühlbaren Widerstande gegen das Auftauchen von Einfallsmaterial oder aber zu einem Widerstande, den der Analytiker nach seinen Erfahrungen als solchen bezeichnen muß, auch wenn er dem Analysanden subjektiv nicht wahrnehmbar ist.

Lassen Sie Ihre Aufmerksamkeit auf eine bedeutsame Erscheinung lenken: Der Analysand zeigt einen deutlichen Widerstand gegenüber einem Material, das diese Ablehnung nicht gerechtfertigt erscheinen laßt. Ganz indifferent scheinende Dinge mögen von ihm nicht ausgesprochen werden. Er erklärt: Warum soll ich es sagen, es sind ja völlig belanglose Dinge. Er ist also sehr schnell bereit, die ihm auferlegte Grundregel nicht ernst zu nehmen, und läßt sich dort durch einen kritischen Gedanken, hier den, der Einfall sei „belanglos", bestimmen, ihn nicht mitzuteilen.

Es ergibt sich dann regelmaßig, daß seine anscheinend indifferenten Einfälle zwar selbst nicht das Material sind, gegen das sich der Widerstand richtet, aber wohl assoziativ zu einem Material gehören, das, sobald es bewußt wäre, begreiflicherweise auf unlustige Ablehnung des Bewußtseins stoßen müßte.

Wenn z. B. eine Analysandin nur unter Zögern den Einfall preisgibt, daß sie soeben an die Frau gedacht habe, die ihr morgens die Milch bringt, und dabei betont, daß ihr diese Frau gänzlich gleichgültig sei, so können wir diesen Widerstand nicht verstehen. Wenn aber unter ständigen weiteren Widerstanden, unter Zögern und Stocken, die Analysandin von diesem Einfall weiterkommt zu einer Erinnerung daran, daß ihr diese Frau einmal erzählt hat, wie sie von ihrem Manne geschlagen worden sei, und wenn der Analysandin schließlich ein eigenes ähnliches, sie tief erschütterndes, aber lange zurückliegendes Erlebnis mit ihrem eigenen Ehemanne, von dem sie seit Jahren geschieden ist, in die Erinnerung zurückkommt, dann finden wir ohneweiters den Widerstand begreiflich.

Das Bedeutsame an diesem Ergebnis des psychoanalytischen Experimentes ist nun, daß wir erkennen müssen, daß wir gegen etwas einen Wider-

stand, eine Ablehnung stark empfinden können, ohne daß wir wissen, um was es sich handelt. Der Widerstand der Analysandin ist ja schon vorhanden, ehe sie weiß, wogegen er sich richtet. Die Erinnerung muß also schon latent vorhanden gewesen sein, denn wie hätte sie sonst eine solche Auswirkung haben können? Hier stoßen wir also auf das „Unbewußte", auf den experimentell erbrachten Beweis, daß Vorstellungen unbewußt vorhanden sein und in diesem Zustande die gleichen Wirkungen zuwege bringen können, wie im bewußten Zustande.

Das psychoanalytische Experiment, das wir nach seiner Bedingung, der „psychoanalytischen Grundregel", hier kurz beschrieben und dann nach einer Richtung hin, dem Widerstande gegen unbewußte Vorstellungen, verfolgt haben, ist nun die Basis der ganzen psychoanalytischen Forschung. Aus den Assoziationsbeobachtungen, die es liefert, hat sich eine ungeheure Fülle bisher nicht gekannter Beziehungen des gedanklichen, des Vorstellungs-, Affekt- und Trieblebens ergeben.

Ich will nur kurz einige Züge aus den Erkenntnisgebieten der Psychoanalyse herausheben. Bestimmend für die Gestaltung des körperlichen, seelischen und geistigen Schicksals des einzelnen ist die mit seiner Anlage gegebene und durch entscheidende Erlebnisse der Kindheit beeinflußte Konstellation und Entwicklung seiner Triebe und seiner sonstigen als triebartig zu bezeichnenden Tendenzen. Unter diesen Trieben und Tendenzen stechen im Laufe des analytischen Experiments hervor die feindseligen Strebungen und die libidinösen. Sie sind es, die hauptsächlich den Inhalt jenes Materials ausmachen, gegen das sich der oben beschriebene Widerstand richtet. Die seelische Instanz, die sich mit diesen Strebungen auseinanderzusetzen hat, nennt die Psychoanalyse das Ich; ihm gegenüber steht das von Freud neuerdings so genannte Es, als Inbegriff des seelischen Gesamt-Ichs, aus dem sich das Ich als gesonderte Instanz herausentwickelt hat, dem aber jene Strebungen angehören, mit denen es zu ringen hat. Es erwehrt sich unter anderem solcher Strebungen durch den Prozeß der Verdrängung, dessen Effekt darin besteht, daß es von solchen es belastigenden Tendenzen oder von einem Erinnerungsmaterial, das solche Strebungen enthält, nichts mehr weiß. Eine solche Verdrängung ist eine mißlungene Verdrängung, keine gelungene Überwindung, sobald das verdrängte Material in Form einer — als solche vom Ich nicht erkannten und es doch belästigenden — Ersatzbildung, z. B. einem neurotischen Symptom wiederkehrt. Indem die psychoanalytische Kur solche nicht überwundene Inhalte wieder bewußt macht, schafft sie die Bedingung einer

neuerlichen Auseinandersetzung mit dem unverarbeiteten Material und damit eine Freimachung unverfügbar gewordener Trieb- und Seelenenergie.

Die libidinösen Triebe sind von besonderer Bedeutung für die normale oder abwegige Entwicklung des Gesamtindividuums. Es ist ausschlaggebend, wie viele Anteile der ihnen angehörigen Energie den normalen Entwicklungsgang durchlaufen und wie viele nicht. Der Begriff der Libido in der Psychoanalyse ist weiter als der populäre, doch kann ich hier auf ihn nicht eingehen. Aber ich muß bemerken, daß diese weitere Fassung der Empirie und nicht der Spekulation entsprungen ist. Es hat sich gezeigt, daß es richtig ist, unter diesen Begriff nicht nur das direkte Streben nach Befriedigung am Genitale zu fassen, sondern auch das von solcher Befriedigung absehende, „zärtlich" oder zielgehemmt zu nennende Liebesverlangen, da es genetisch aus dem ersten entsteht. Weiter hat es sich gezeigt, daß es dieselbe Libido sein muß, die sich in Lustempfindlichkeiten aller möglichen anderen Körperstellen äußert. Der Zusammenhang wird hergestellt dadurch, daß die genitale Libidotendenz sich zeigt als das Endprodukt einer Entwicklung, die bereits kurz nach der Geburt zu beobachten ist und sich zunächst in einer diffusen über den ganzen Körper verbreiteten, unter anderem an Mund, After und Urethra gebundenen Lustempfindlichkeit äußert, die sich erst mit der Pubertät endgültig auf das Genitale konzentriert.

Im groben gesehen, gehen die Entwicklungen der libidinösen Triebe und anderer Tendenzen folgenden Entwicklungslinien entlang:

Vom diffusen Autoerotismus	zur genitalen Libido
von der (sinnlich und unsinnlich) auf das eigene Ich gerichteten Libido (vom Narzißmus)	zu der auf das Objekt gerichteten Libido
von der mehr oder minder großen Gewaltsamkeit gegen das Objekt	zu der Fähigkeit der Rücksicht gegen das Objekt
von einem überwiegend Regiertwerden durch Triebtendenzen überhaupt oder durch die Tendenz nach Lustgewinnung und Unlustvermeidung	zu größerer Fähigkeit der Triebbeherrschung und der Fähigkeit, zeitweilig in Rücksicht auf die Forderung der Realität Unlust auf sich zu nehmen und auf Lust zu verzichten.

Von besonderer Bedeutsamkeit für die Entwicklung des Gesamtindividuums ist die Art und Weise, wie sich das Ich mit den frühesten Bezie-

hungen zu den Liebesobjekten auseinandersetzt. Diese frühesten Liebesobjekte sind allemal — wo sie vorhanden sind — die Eltern und Geschwister.

Soll das Individuum bei seiner Reife fähig sein, ein außerfamiliares Liebesobjekt zu wählen und zu gewinnen und mit ihm in einen befriedigenden körperlichen und seelischen Liebesaustausch einzutreten, so muß es ihm gelingen, seine Libido in genügendem Ausmaße von den Eltern und Geschwistern abzuziehen und auf ein außerfamiliares Objekt zu übertragen.

Dies mißlingt sehr häufig und gibt den Anlaß zu bedeutenden Fehlentwicklungen nicht nur auf dem Liebesgebiete selbst, sondern auf allen Gebieten der Lebensbetätigung.

Allzu starke Fixierungen an die prägenitalen Triebkonstellationen und Zonen und an die familiären Liebesobjekte führen entweder zu Perversionen oder zu Neurosen oder zu Charakterverbildungen. Oder aber zu Entwicklungen, die sich nicht so sehr in manifester Perversion oder Neurose zeigen als in einer seelischen oder intellektuellen **Sonderbildung** wie etwa der des Künstlers, also in kulturell hoch zu bewertenden Erscheinungen.

Eine besonders schwierige Klippe in der Entwicklung bildet die frühkindliche Phase der überwiegenden Bindung an die Eltern. Mit ihr ist das gegeben, was die Psychoanalyse den Ödipus-Komplex nennt. Dieser enthält schwierige Triebkonstellationen. Das Kind entwickelt mit diesem Komplex nicht nur eine Liebesbeziehung zu beiden Elternteilen, sondern außerdem eine besonders positive zu dem andersgeschlechtlichen und eine negative, eine Rivalitäts- und Haßbeziehung zu dem gleichgeschlechtlichen Elternteile. Es hängt sehr viel davon ab, wie weit es dem Kinde gelingt, ohne pathogene Verdrängung nicht nur sich von den Eltern abzulösen, sondern auch die feindseligen Strebungen gegen den gleichgeschlechtlichen Elternteil zu überwinden.

Sehr häufig ist der zu den oben genannten Fehlentwicklungen führende Weg der, daß Haß wie Liebe wohl von den realen familiären Objekten abgezogen wird, aber nicht so, daß sie (die feindseligen) überwunden oder (die positiven) auf andere Objekte übertragen werden, sondern so, daß sie an die **Phantasiebilder** der familiären Objekte geheftet werden und mitsamt diesen Phantasiebildern (den Imagines) der Verdrängung verfallen, also unbewußt werden.

Die Psychoanalyse nennt diesen Vorgang Introversion. Die Introversion kann, aber muß nicht zur Neurose führen, sie führt zunächst mit der

Abwendung von den realen Liebesobjekten zu einer mehr oder minder starken Abwendung von der Außenwelt überhaupt und schafft die Hauptbedingung, von der Triebkonstellation aus betrachtet, für jedes nach innen gewandte Wesen. Von ihrer Bedeutung für den Philosophen werde ich später sprechen.

Ich will nun hier die Skizze einiger Züge der psychoanalytischen Lehre, die ich mit dem eben Gesagten gegeben habe, um Ihnen ein wenig die Psychoanalyse ins Gedächtnis zurückzurufen, abbrechen, um das eigentliche Thema, ebenfalls mit knappen Strichen, zu zeichnen. Ich hatte in der Einleitung davon gesprochen, daß die Psychoanalyse wie jede andere empirische Wissenschaft da zur Philosophie wird, wo sie es unternimmt, ihre Methode und ihre Grundbegriffe zu diskutieren. Beides wären interessante Themata, aber ich will heute von diesen Themen absehen, um Ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch zu nehmen. Ich habe vor vierzehn Tagen auf dem VIII. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß in Salzburg den Versuch unternommen, als Grundbegriffe der Psychoanalyse eine Reihe von Tendenzen hinzustellen und sie begrifflich zu kritisieren. Besonders hervorzuheben wäre hier die Tendenz der Wiederholung, die uns die praktische Analyse in ihrer Bedeutsamkeit gezeigt hat — ist doch die ganze psychoanalytische Kur durch eine solche experimentell provozierte Wiederholung infantiler Einstellungen charakterisiert — und die Tendenz der Regression, des Zurückgreifens auf normalerweise überwundene Entwicklungsphasen. Die Betrachtung dieser Tendenzen führt über das Psychische weit hinaus und erlaubt es, das psychoanalytische Bild der Individualentwicklung in die umfassendere Entwicklungsgeschichte der Organismen überhaupt einzugliedern.

Ich sprach auch einleitend davon, daß Begriffe wie die „Libido" und „das Unbewußte" nicht eigentlich zu solchen Grundbegriffen gehören, da sie einem ausgedehnten empirischen Boden entwachsen sind und einen empirischen Inhalt haben. Gleichwohl wäre von hier aus viel darüber zu sagen, wie weit mit ihnen spekulativ gesündigt werden kann und wie weit man, von ihnen ausgehend, zu wirklichen Grundbegriffen vordringen kann und darf.

Aber ich will heute, wie gesagt, nicht alle die Fragen, die von der Psychoanalyse zur Philosophie führen, besprechen, sondern mich auf folgende Themata beschränken:

1) Das Verhältnis des Determinismus der Psychoanalyse zum Problem der „Freiheit", der „Kultur", der „Moral".

2) Der Philosoph und die Philosophie als Forschungsgegenstand der Psychoanalyse.

Zunächst also: Wie verhält sich der Determinismus der Psychoanalyse zu dem Poblem der „Freiheit", der „Moral", der „Kultur"?

Wir sehen den Menschen im psychoanalytischen Experiment in allen seinen geistigen Akten durch bestimmte Trieb- und Affektkonstellationen determiniert, durch Vorgänge, die ihm selbst unbewußt sind. Wir sehen ihn weiter in allen seinen Reaktionen als ein Produkt einer bestimmten infantilen Entwicklung.

Die Stimme des Gewissens zeigt uns die Psychoanalyse als einen Abkömmling einer ehemals von außen kommenden Stimme, als einen Abkömmling der Stimme der Eltern und Erzieher, insbesondere aber des Vaters. Aber nicht nur ontogenetisch erscheint uns das Gewissen determiniert, vielmehr haben vergleichende Untersuchungen der Ergebnisse der Individualanalyse und der sozial-religiösen Systeme primitiver Völker (des Totemismus und Tabuismus) uns zur Überzeugung gebracht, daß diese Hineinnahme der gebietenden Stimme des Vaters, wie sie sich in der Individualanalyse ergibt, bereits stammesgeschichtlich vorgezeichnet ist. Das Gewissen ist der Niederschlag der Stimme äußerer Machthaber, insbesondere des zu konstruierenden Urhordenhäuptlings oder Urhorden Vaters.

In der praktischen Analyse ergab sich weiter, daß sich in der Kindheit ein bedeutsamer Vorgang in der Richtung abspielt, daß die ursprünglich feindselige Einstellung, die ein jedes Kind zunächst gegen sein Geschwister, insbesondere gegen das nächstgeborene als seinen natürlichen Rivalen in der Liebe der Eltern empfindet, reaktiv in Liebe umschlägt, ein Vorgang, der für die Entwicklung zu moralisch-sozialer Einstellung wichtig ist und wiederum seine phylogenetische Vorgeschichte hat.

In gleicher Richtung liegen die Erkenntnisse, die zeigten, daß sich die als kulturell bewerteten Eigenschaften der Ordnung und Reinlichkeit reaktiv aus den entgegengesetzten und ursprünglicheren Tendenzen einer frühkindlichen Lust am Schmutz entwickeln oder daß sich das Mitleid reaktiv aus dem infantilen Hang zu Gewaltsamkeit und Grausamkeit entwickelt.

Wir sehen hier überall, daß das Kind nach bereits immanent gewordenen, in der Stammesgeschichte auf Grund äußerer Einwirkungen erworbenen Entwicklungslinien Stufen durchläuft und Zielen entgegenwächst, deren Inhalt sich mit den Inhalten der kulturellen und moralischen Forderungen decken.

Der Unterschied zwischen der quasi naturwissenschaftlichen psychoanalytischen Betrachtung und einer ethischen ist aber augenfällig. Es handelt sich in der Psychoanalyse um die Aufdeckung eines Vorgefundenen, um eine Seins-Wissenschaft, während die Moral Forderungen aufstellt, die Ethik eine Wissenschaft des Seinsollenden darstellt.

Die alte Frage lautet: Bleibt bei einer deterministischen Betrachtung Raum für die „Freiheit" des moralischen (kulturellen) Handelns? Ich glaube, die Frage so beantworten zu dürfen, daß es sich hier nicht um einen unlösbaren Widerspruch, sondern um zwei gleich notwendige und berechtigte Betrachtungen handelt, von denen die eine das Geschehen kausal, die andere vom Standpunkte der Werte ansieht, vielmehr von diesem Standpunkte aus es tätig verändern will.

Es tut der Welt der Werte keinen Abbruch, wenn wir sie gleichzeitig, antatt sie realisieren zu wollen, genetisch betrachten und dabei sehen, daß auch sie ihre Geschichte haben und letzten Endes aus der Not äußeren Druckes heraus entstanden sind. Der anscheinende Widerspruch zwischen Kausalität und Freiheit löst sich auf in die Anerkennung zweier gleich notwendiger Standpunkte: des kausalen und des wertenden.

Betrachten wir die Kultur genetisch und im Hinblick auf unsere Einsicht in die Funktionen der Triebe, insbesondere der Libido, so erscheint sie uns als ein Verdrängungsprodukt, als ein Gebiet, das den primitiven Triebregungen abgerungen ist.

Die Tendenz zu immer größerer Geistigkeit und Vervollkommnung zeigt sich uns dann als getragen von einer Flucht vor der Libido, genauer von einer Flucht vor einer Tendenz, die sich dem Sublimierungsprozesse widersetzt, die nach primitiver Befriedigung drängt. Es scheint so, daß es unmöglich ist, den ganzen Betrag primitiver Sexualenergie in kulturelle Energieformen umzusetzen, daß ein Mensch, welcher glaubt, ganz darauf verzichten zu können, ewig unbefriedigt bleibt, und seine ständige Unbefriedigung auch in all sein kulturelles Streben hineintragen muß.

Werfen wir noch einen Blick auf den Begriff der „Entwicklung", wie er sich der Psychoanalyse darbietet. Sie kennt eine Entwicklung nur in dem Sinne, daß ein Organismus unter dem Drucke äußerer Not zu Veränderungen gezwungen wird. Wenn sich im individuellen Leben eine immanente Entwicklung zeigt, so sieht sie darin nur die ontogenetische Wiederholung des in der phylogenetischen Entwicklung durch äußere Mächte erzwungenen Entwicklungsweges.

Es ergibt sich daraus, daß ein Mensch, dem die Fühlung mit der Außenwelt verlorengegangen ist, wohl eine Weile durch die phylogenetisch erworbene Entwicklungstendenz weitergetrieben werden kann, auf die Dauer aber stagnieren muß, weil er des mächtigsten Antriebes, der Lebensnot, entbehrt. Zur analytischen Kur wendet sich darum auch der Neurotiker, der sich durch eine auf den vorhin beschriebenen Gründen fußenden Abwendung von der Realität auszeichnet, und durch die Kur wird er, nach Verarbeitung aller der Momente, die ihn von der Außenwelt forttrieben, wieder zu ihr zurückgeführt und gewinnt damit eine erhöhte Gesundheit, Lebens- und Leistungsfähigkeit.

Wir wollen uns nun der zweiten Fragestellung innerhalb des Themas des Verhältnisses der Psychoanalyse zur Philosophie zuwenden. Inwieweit kann die Psychoanalyse etwas über den Philosophen und seine Philosophie als ihren Forschungsgegenstand aussagen?

Die Einstellung einer psychologischen Erforschung der Genese des Philosophen und seines Werkes ist nicht neu.

Von vornherein ist zu sagen, daß man aus der genetischen Bedingtheit einer Philosophie nicht zu schließen vermag auf die Richtigkeit oder Falschheit ihrer Aufstellungen, sondern daß sich diese lediglich am Objekt der Philosophie selbst feststellen läßt. Die genetische, also auch die psychoanalytische Betrachtung von Philosoph und Philosophie kann nur begreiflich machen, warum der betreffende Philosoph zu diesem und keinem anderen Gedanken kommen mußte. Es mag sich da ergeben, daß etwaige Fehlentwicklungen seiner Libido gerade notwendig waren, um ihn zu bestimmten Feinheiten seiner Erkenntnisse zu befähigen, zu denen eine ungestörte Entwicklung keinen Anlaß gegeben hatte.

Der Philosoph ist dadurch ausgezeichnet, daß er sich von der Mannigfaltigkeit der Objekte und von den Einzelwissenschaften ab- und den allgemeinen und letzten Fragen zuwendet. Was kommt darin zum Ausdruck? Er wendet sich von „dieser" Welt ab. Von dieser „sinnlichen" Welt und ihrer Mannigfaltigkeit. Der letzte Grund dafür ist sein Konflikt mit dem „Sinnlichen" *par excellence*, der Libido. Von ihr mußte er sich abwenden und wandte sich dann von der Welt überhaupt ab. Und die Hauptklippe ist hier wiederum der Ödipus-Komplex. Der Beweis für diese Behauptung liegt in den praktischen Analysen, die der Psychoanalytiker an philosophisch eingestellten Analysanden vorgenommen hat.

Eine psychoanalytische Durchforschung der großen historischen Philosophen stößt gegenüber der Analyse am lebenden Objekte natürlich auf

Schwierigkeiten. Ist der Psychoanalytiker hier doch lediglich auf biographisches Material angewiesen, von dem aus die unbewußten Entwicklungen nur theoretisch zu rekonstruieren und nicht wie beim Lebenden direkt wieder wachzurufen und bewußt zu machen sind.

Wir können aus den praktischen Analysen feststellen, daß bei jedem Philosophen das eine Rolle spielt, was wir die Introversion nannten, nämlich die Abwendung der Libido von den ersten Liebesobjekten und ihre Anheftung an deren Phantasiebilder, an die „Imagines". Das gleiche gilt vom Künstler Von der Introversion führt der eine Weg zur Neurose, der andere aber, durch die Möglichkeit, die Gedankenwelt in schriftlichen und mündlichen Werken zu objektivieren und den Mitmenschen mitzuteilen, auf einem neuen sublimierten Wege zum Objekte, zum Du, zurück und läßt den Weg der Neurose ganz oder teilweise vermeiden.

Es gibt so jedes Mischungsverhältnis zwischen intellektueller Sonderleistung und damit Gesundheit und anderseits von Neurose, Perversion oder Charakterverbildung.

Die direkte Verwendung der Libido kann neben starker „Verdrängung", die ja nur eine Unzugänglichmachung von Vorstellungen und Regungen für das Bewußtsein, aber nicht ein Verschwinden des Triebes selbst bedeutet, mehr oder weniger stark erhalten bleiben, oft in Form des Verkehrs mit einem Objekte, das als Liebesobjekt nicht hoch bewertet, sondern entwertet wird, gehört doch die eigentliche, sinnliche und zärtliche Liebesregung den unbewußten familiären Imagines.

Der Druck, der von dieser ewig unerlösten, vom Bewußtsein abgesperrten Libido ausgeht, führt immer neu zur „nicht sinnlichen" Welt.

Zur Psychoanalyse des Philosophen gehört weiter die Aufdeckung einer Machtkomponente. Er sucht die Welt zu erobern. Und zwar durch den Begriff. Er darf sie aber nicht in ihrer sinnlichen Fülle erobern, er muß sie mit nichtsinnlichen, mit den allgemeinsten Begriffen zu erfassen versuchen. Er hat es nicht vermocht, seine Libido seiner Herrschaft zu unterwerfen, so muß er diesen Mangel ausgleichen durch die Gewinnung einer anderen Herrschaft. Das ist keine Entwertung des Philosophen, auf diesem Mangel ruht sein spezifischer Wert.

Wer sich mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß die Genese einer Erscheinung nichts an ihrem Wert zu vermindern vermag, der kann wohl auch ohne Entrüstung oder abweisendes Lächeln anhören, daß die praktische Analyse des Philosophen feststellen kann, wie das Suchen nach den letzten verborgenen Wahrheiten in seinen ersten aber entscheidenden

Anfängen wurzelt, in den heftigen Wünschen des Kindes, die Genitalien der Eltern zu sehen und hinter die Geheimnisse der Zeugung und Geburt zu kommen.

Bei diesen Hinweisen auf die Ergebnisse der Psychoanalyse des Philosophen geben wir zu, daß ihre Anerkennung ohne experimentelle Nachprüfung nicht leicht ist. Die Frage, welche Faktoren zu jenem oben geschilderten frühkindlichen Libidoschicksal hinzukommen müssen, um in einem Falle eine Neurose, im anderen einen Philosophen, im dritten einen Künstler entstehen zu lassen, unter anderem die Frage, wie weit das konstitutionelle Moment spezifischer Begabung mitverantwortlich zu machen ist, kann hier nicht verfolgt werden.

Zum Schlusse möchte ich noch einmal kurz auf das Verhältnis des psychoanalytischen Determinismus zur Freiheit zurückkommen:

Wir glauben, daß der Widerspruch zwischen Kausalität und Freiheit nur ein scheinbarer ist und sich — im Anschlusse an Kant — durch die Anerkennung der beiden notwendigen Standpunkte: des kausalen und des „intelligiblen" beseitigen läßt. Die Rückbeziehung dieser „intelligiblen" Welt auf eine transzendente erscheint uns dabei unnötig. Sie erschöpft sich in dem gedanklichen Universum der Kulturzusammenhänge.

Daß die moralischen und ästhetischen Ideen, nach denen wir uns richten, selbst (kausal betrachtet) geworden sind, tut der Möglichkeit und Triftigkeit des zweiten Gesichtspunktes keinen Abbruch. Daß die Gebote des Gewissens ursprünglich äußere Gebote waren, von Mächtigeren stammen („Hordenvater"), nimmt ihrem Wert als konstituierender Ideen eines höher zu bewertenden Zusammenlebens der Menschen nichts.

Die Idee der moralischen Autonomie behält ihren immanenten intelligiblen Wert, auch wenn sie (kausal betrachtet) wie alles, aus der Not und aus Niederwertigerem stammt.

Dabei wollen wir ein weiteres bedenken: Das Immerweitergreifen des Gedankens der durchgängigen Determinierung alles Geschehens ist selbst ein „Wert". Es bedeutet das immer größere begriffliche Erfassen des Geschehens, hier des psychischen Geschehens. Anstatt daß die „Freiheit" des Handelns dadurch gefährdet wird, wird sie gefördert: was ich kenne, kann ich beherrschen. Was meinem Wissen entzogen ist, das Unbewußte, kann ich nicht beherrschen. Allein die größere Kenntnis meiner unendlichen Abhängigkeiten macht mich unabhängiger. „Wissen ist Macht" gilt nicht nur für draußen, sondern in erhöhtem Maße für innen.

Freilich haben wir uns hier zu besinnen und auch wiederum bescheiden zu sein. Es ist nicht so, daß nur durch begriffliches Forschen allein der Mensch freier wird. Es gibt Menschen, denen es „Gott im Schlafe gibt" und gegeben hat. Sie haben sozusagen ein „unbewußtes Wissen". Sie haben es nicht nötig, wie der Forscher mühsam die Gebiete des Unbewußten zu durchsuchen und bewußt zu machen, um sich und das Leben sicher zu beherrschen. Ihnen fehlt allerdings das bewußte, begriffliche Wissen, das sich der Forscher erringt und das ihm allein zufällt, aber sie besitzen etwas köstliches Anderes, ein unbewußtes, sich in allen Lagen des Lebens Sicherfühlen, ein, man kann es nicht anders ausdrücken, auf unbewußtem Wissen fußendes instinktives Vermögen, das Leben zu verstehen, und es für sich und die anderen fruchtbar und wertvoll zu machen.

Wir brauchen daher den Philosophen nicht als die Krone der Menschheit hinzustellen. Aber er behält seinen unverrückbaren einzigartigen Wert, auch wenn dieser, wie alles Gute, aus einer Not erwachsen ist, aus der Not frühkindlicher Konflikte mit der zentralen Macht der Libido.

Die psychologischen Ergebnisse der Psychoanalyse

Vortrag am IV. Italienischen Psychologenkongreß, Florenz, 24. Oktober 1923

Von Dr. Edoardo Weiß (Trieste)

Die Wissenschaft strebt im allgemeinen danach, sich eines Erscheinungsgebietes intellektuell zu bemächtigen. Um sich die Erscheinungen erklären zu können, müssen wir auch deren Antezedentien entdecken. Die Psychoanalyse erforscht offenbar das Gebiet der psychischen Erscheinungen und bringt hauptsächlich die empirisch anerkannte Tatsache zur Geltung, daß auch die Antezedentien der Bewußtseinsvorgänge, welche als solche überhaupt nicht im Bewußtsein registriert werden, als psychische Vorgänge aufgefaßt werden können. Jenes Geschehen, das den Bewußtseinsvorgängen vorangeht, wird als psychisches Geschehen betrachtet, wiewohl es andere Eigenschaften besitzt, als jene, die uns bei den Bewußtseinsvorgängen bekannt sind. Wie es im allgemeinen bei jeder Orientierung, sei sie wissenschaftlich oder nicht, der Fall ist, hängen die Probleme, die sich die Psychoanalyse stellt, von ihren eigenen Bedürfnissen ab. Wenn wir uns z. B. das Benehmen eines Menschen in einer gegebenen Situation erklären wollen, so werden wir dessen Begründung in seinen Gedanken, Absichten und Gefühlen, wie z. B. in der Eifersucht, in Haß, Liebe, Mitleid usw. suchen, die dieses Benehmen bestimmt haben werden. Wir werden es also für notwendig halten, uns nach psychologischen Begriffen zu orientieren, und, wenn wir einmal die psychologischen Beweggründe für das Benehmen, das uns interessiert, gefunden haben, so können sich dann etwa andere Bedürfnisse einstellen, z. B. sich die Antezedentien dieser Antezedentien zu erklären: wie beispielsweise jene Eifersucht oder jenes Mitleid entstanden sind. Wir werden auch im vorhinein nicht wissen können, wann uns im Laufe unserer Forschung neue Bedürfnisse vom psychologischen Erscheinungsfelde, beispielsweise zum physiologischen, hinüberleiten werden.

Vergessen wir nicht, daß die gegenseitigen menschlichen Beziehungen vornehmlich psychischer Natur sind: wenn wir jemanden von einem Vorsatze abhalten wollen, in ihm Gefühle erwecken wollen, ihn von etwas benachrichtigen wollen, so werden wir keinen Augenblick an die Tatsache denken, daß es ein somatisches Substrat der geistigen Tätigkeit gibt, sondern wir werden nur psychologisch vorgehen. Es geht uns wenig an, daß sich in unserem Nebenmenschen, während wir seinen Gedanken eine bestimmte Richtung geben, gleichzeitig bestimmte physiologische Vorgänge abspielen, welche demnach in indirekter Weise von uns provoziert worden sind; aber es wird uns auch gar nicht einfallen, diese in Abrede zu stellen. Anderseits, wenn wir auch etwas Genaueres über die physiologischen Korrelate der Bewußtseinsvorgänge wüßten, so ware die zweckentsprechendste Art, beispielsweise um jemandem etwas mitzuteilen, sicherlich nicht die, mit physischen Mitteln, sagen wir auf dessen Hirnrinde einwirken zu wollen.

Nun verdankt die Psychoanalyse ihre Entstehung der Tatsache, daß man auf Erscheinungen gestoßen ist, welche uns Begriffe (Freud), die der allgemeinen Psychologie abgingen, aufzwangen, so daß man bewogen wurde, auf eigene Faust Psychologie zu treiben. So nahm diese neue wissenschaftliche Richtung ihren Anfang und ihr Entwicklungsgang wurde von ihren eigenen Bedürfnissen bestimmt. Wenn also vorläufig die Psychoanalyse des anatomisch-physiologischen Substrates der geistigen Tätigkeit nicht Rechnung tragt, so geschieht dies einfach deswegen, weil sie einer, von ihren eigenen Bedürfnissen vorgeschriebenen Richtung folgt. Wenn andere Lehren, die aus dem Bedürfnisse entstanden sind, die Zusammenhänge zwischen den somato-physiologischen Vorgängen und jenen des Bewußtseins kennen zu lernen, uns Kenntnisse verschaffen, so wird es dem Psychoanalytiker gar nicht einfallen, diese zu bekämpfen oder in Abrede zu stellen. Während der Psychophysiologe die Anatomie und die Leistung des Nervensystems erforscht, um daraus begreifen zu können, wie die Bewußtseinsvorgänge entstehen und sich abspielen, findet es der Psychoanalytiker für notwendig, zum selben Zwecke noch in der psychologischen Denkrichtung zu verbleiben. Er hofft immerhin, daß mit dem Fortschritte dieser beiden Wissenschaften sich diese einmal von selbst begegnen werden, ohne daß man genötigt wäre, den Sprung über den Abgrund, der bisher die physische von der psychologischen Auffassung trennt, ausführen zu müssen.

Es ist sicher nicht notwendig daran zu erinnern, daß Freud nicht die Priorität hat, eine unbewußte psychische Tätigkeit entdeckt zu haben.

Jedoch der Begriff des Unbewußten umfaßt für Freud eine viel weitere Zone als die Schulpsychologie als „Unterbewußtes" behandelt. Wenn auch Freud es offen bekennt, daß sich die Psychoanalyse weder Priorität noch Originalitat als Ziel gesteckt hat, so hat er in Wirklichkeit doch mit den vielen scharfsinnigen Differenzierungen zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten, mit der Einführung neuer Gesichtspunkte, mit der Feststellung der Arten des verschiedenen psychischen Geschehens, viel Neues und Originelles geschaffen, und viele neue Gesichtskreise eröffnet. Die Bewußtseinstatigkeit hat natürlich ihre Antezedentien, sie entsteht aus irgend etwas, das wir vorlaufig x nennen können. Wir können bloß die Effekte dieses x wahrnehmen, die zum Teil eben die Bewußtseinsvorgange sind und zum Teil Erscheinungen anderer Art, in welche sich dieses x umgesetzt hat, in analoger Weise wie sich die Bewußtseinstatigkeit in Handlungen und verschiedene Leistungen, die sie überleben, umsetzt.

Eine Menge Erscheinungen, die schon vor der Psychoanalyse bekannt waren, mußte man psychologisch auffassen, um sie intellektuell verwendbar zu machen, wiewohl sie nicht Inhalt unseres Bewußtseins bilden. Um ein ganz einfaches Beispiel zu zitieren: Wenn in einer Assoziationsreihe ein Zwischenglied nicht zum Bewußtsein gelangt, auf welchen Standpunkt wir uns auch immer stellen mögen, sei es, daß wir als organisch oder psychisch, was selbst latent im Bewußtsein eine Wirkung außert, betrachten wollen, müssen wir es doch als eine Vorstellung auffassen. Auch im Falle der posthypnotischen Suggestion muß das treibende Motiv für die auszuführende Handlung als etwas Psychisches betrachtet werden, als ein Impuls, eine Vorstellung, ein Gehorsam usw. Jedoch zeigt uns eine ausfuhrliche Untersuchung dieser latenten psychischen Vorgange, daß sie andere Eigenschaften und Fahigkeiten besitzen, als die bewußten psychischen Vorgange. Und tatsächlich kann eine suggerierte Vorstellung beispielsweise auf gewisse Innervationen wirken und gewisse Funktionen beeinflussen, welche nicht unter der Herrschaft unseres bewußten Willens stehen. Auch wenn die suggerierte Vorstellung dem Subjekte bewußt ist, so muß diese doch in irgendeiner Weise an irgend etwas Unbewußtes und gleichzeitig von der bewußten psychischen Tätigkeit des Individuums Unabhängiges gebunden sein, wenn das Subjekt die Folgen der Suggestion erleidet, in ganz analoger Weise als ob es irgendeinen mechanischen Eingriff erlitten hätte. Es muß uns ferner sehr einleuchtend sein, daß eben dieses Etwas, dieses x, der Schlüssel zum Verständnis der Erscheinung der Suggestion selbst wäre. Ich werde später erwähnen, daß die unbewußten psychischen Erscheinungen

sich noch durch andere Eigenschaften und Fähigkeiten von den bewußten unterscheiden.

In gewissen Zustanden, wie z. B. im Halbschlafe, kann man bewußte Wirkungen einer unbewußten psychischen Tätigkeit wahrnehmen: Wenn wir, vom Schlafe überwältigt, unsere bewußten Gedanken verlassen, so werden die Vorstellungen, die sie bildeten, von einer, von der bewußten unabhängigen Tätigkeit an sich gezogen, und erleiden merkwürdige Entstellungen, die oft schwer festzuhalten sind; man kann auch verfolgen, wie sie sich in Halluzinationen umsetzen oder sich umzusetzen beginnen. Man ist nicht gewöhnt etwas, was wir erleiden, als psychisch anzusehen. Den Traum z. B. erleiden wir passiv, im Schlafzustande, wenn wir eben auf jede Tätigkeit verzichtet haben. Sicher wird der Traum an und für sich als ein psychischer Ausdruck angesehen, aber der Einfall kommt uns spontan, seine Herkunft physischen Einwirkungen auf unser Nervensystem zuzuschreiben. Und tatsächlich hält auch der Primitive das Geträumte für wirkliche Erlebnisse der aus dem Körper entwichenen Seele; so weit sind wir davon entfernt, die Herkunft des Traumes als psychisch aufzufassen.

Eine sorgfältige Analyse von Tausenden von Träumen hat uns gezeigt, daß diese nicht nur als psychische Äußerungen, sondern auch als psychische Produkte anzusehen sind. Aber jene unbewußte psychische Tätigkeit, welche den Traum bewirkt hat, ist eine ganz andere psychische Tätigkeit als die uns mittels der Introspektion bekannte, welche uns nur Kenntnisse über deren Endeffekte liefern kann. Diese unbewußte psychische Tätigkeit äußert sich aber auch im Wachzustande. Da jedoch der Zustand des Individuums ein anderer ist, ist auch die Art anders, in welcher sie sich äußert. Sie lenkt unmerklich unser bewußtes psychisches Leben; so wird uns z. B. unsere affektive Einstellung gegenüber der Außenwelt vom Unbewußten aufgezwungen, wiewohl wir auch glauben mögen, sie mit bewußten Motiven erklären zu können. Es liegt auf der Hand, daß sich bei der Beschreibung und Feststellung der Gesetze, die diese unbewußte Tätigkeit lenken, große Schwierigkeiten ergeben. Es handelt sich an erster Stelle darum, neue Grundbegriffe zu erlangen, sie zu assimilieren und mit Worten festzuhalten, um mit ihnen umgehen zu können. Diese Erscheinungen zogen allmählich die Aufmerksamkeit Freuds auf sich, infolge der Entdeckung, daß symptomatische Äußerungen Nervenkranker einen Sinn und eine Bedeutung hatten, was jedoch die Kranken selbst vollkommen ignorierten.

Wie ich bereits anfangs sagte, kann ich in dieser Mitteilung nicht nur nicht die psychoanalytische Methode beschreiben, sondern ich muß mich darauf beschränken, eine Vorstellung vom Prinzip, auf das sie sich gründet, zu geben. Wegen ihrer Kompliziertheit wird die psychoanalytische Technik von Freud mit dem Schachspiel verglichen: Man kann die Eröffnungs- und in manchen Fällen die Endspiele lehren, aber die Mittelspiele können eine unberechenbare Anzahl von Kombinationen ergeben. Das psychoanalytische Verfahren kann auf jeden Menschen, mit welchem man in psychische Beziehung treten kann, und welcher sich diesem Verfahren ernstlich unterzieht, Anwendung finden, sei er nervenkrank oder gesund. Es handelt sich, wie gesagt, um die Erforschung einer psychischen Tätigkeit in uns, die aber der Introspektion ganz unzugänglich ist, um ein psychisches Geschehen, wovon man introspektiv nur Effekte wahrnehmen kann, und welches wir, wie vorhin erwähnt, erleiden. Jedoch bildet den Ausgangspunkt für unsere Forschung unter anderem sicherlich auch die Introspektion: Das Subjekt erzählt in den Sitzungen über sich von Erinnerungen, Gefühlsregungen, und Tatsachen im allgemeinen, was es natürlich aus der Introspektion schöpft.

Mit dem Fortschritte der psychoanalytischen Behandlung bemächtigt sich das Gedächtnis des Subjektes vollkommen vergessener Umstände, sogar solcher, die in seiner frühesten Kindheit vorgefallen sind, und der Analysierte gelangt zum Verständnis von Zusammenhängen zwischen einer und der anderen Tatsache seines psychischen Lebens, während er anfängt, neue Gefühls- und Triebregungen zu verspüren. Diese neuen und bewußten Tatsachen wurden von einem Etwas bewirkt, das sich vorher in Träumen, in verschiedenen Symptomen (womit wir, mehr oder weniger, doch alle behaftet sind) und in anderen „Komplexen" kundgegeben hatte. Diese Zusammenhänge liefern uns den Schlüssel zur Entdeckung, wie das erwähnte Etwas — das Unbewußte sich abspielt und wirkt.

Die psychoanalytische Technik zielt nach einer Anbahnung des Unbewußten zur Entwicklung einer bewußten psychischen Tätigkeit. Es würde Stoff zu einer speziellen Abhandlung abgeben, wenn man über die Kräfte sprechen wollte, die in gegenseitigem Widerstreite im Unbewußten wirken und sogar verhindern können, daß ein Teil des Unbewußten jene Eigenschaften erlange, um der Introspektion zugänglich sein zu können. Die Aufgabe des Psychoanalytikers ist, diese Widerstände zu entdecken und zu beheben: es handelt sich folglich um eine dynamische Arbeit. Und es ist eine ganz irrige Vorstellung, daß der Psychoanalytiker den Patienten mit

Fragen überhäuft und daß er nichts Eiligeres zu tun hat, als ihm, ich weiß nicht welche, Aufklärungen zu geben. Der Psychoanalytiker muß vor allem zu schweigen wissen und muß mit derselben Aufmerksamkeit alle Äußerungen des Subjektes ohne irgendwelche Vorurteile beobachten; es wäre auch unnütz, daß er sich anstrengen würde, sei es Träume, oder andere Äußerungen des Unbewußten zu verstehen, bevor sich die dynamischen Bedingungen im Unbewußten nicht geändert hätten. Was während der Psychoanalyse den Inhalt des Bewußtseins bereichert, bestand vorher im Unbewußten nicht in derselben Form, sondern in einer anderen, welche wir aus den Äußerungen, zu welchen es früher Anlaß gegeben hatte, erschließen. Z. B. im größten Teile unseres Unbewußten (ich werde später von der Differenzierung der verschiedenen Arten des Unbewußten sprechen) gibt es keine solchen Erinnerungen, wie wir sie nach unserer bewußten Art kennen. Die Erinnerung ist doch jener psychische Akt, wodurch wir etwas Gegebenes als etwas, was gewesen ist, erkennen. Nun gibt es in einem sehr großen Teile unseres Unbewußten keinen Zeitbegriff, und folglich, um exakt zu sein, kann man in diesem Falle nicht von Erinnerung im wirklichen Sinne sprechen. An ihrer Stelle gibt es im Unbewußten etwas anderes, worauf sich die Erinnerung aufbaut, es gibt nämlich hier ein Antezedenz der Erinnerung.

Bei der allmählichen Ausarbeitung einer Methode, um auf gewisse dynamische Bedingungen im Unbewußten einzuwirken, damit sich bewußte Äußerungen dieses Unbewußten äußern können, in Gestalt von Gefühlsregungen und Erinnerungen, bot sich dem Psychoanalytiker eine neue und merkwürdige Erscheinung: Anstatt zu erinnern, erlebte nämlich das Subjekt vergessene Situationen, ohne dabei zu vermuten, daß es sich um die Wiederholung des Vergangenen handelte. Was das Subjekt mit großer, oft recht unangenehmer Treue wiederholt, hält es für aktuell, real und autochthon. Die Endleistung der Behandlung besteht nun darin, diese Wiederholung in Erinnerung zu verwandeln, indem man den Behandelten erkennen läßt, daß das, was er für gegenwärtig hält, nichts anderes als die in die Gegenwart versetzte Vergangenheit ist. Die Wiederholung erleidet jedoch diese Änderungen, daß das Subjekt zeitlich und örtlich vollkommen orientiert bleibt, und bei Wiederholung vergangener Situationen und Triebregungen, diese der neuen Situation anpaßt. In der psychoanalytischen Ausdrucksweise sagt man, daß das Subjekt „agiert“, anstatt zu erinnern, es verspürt wirkliche Gefühlsregungen, welche es zu verschiedenen Einstellungen und Handlungen bewegen. Diese Wiederholungen

stellen sich hauptsächlich in seiner Beziehung zum Arzt und zur Kur ein. Anstatt z. B. die Eifersucht zu erinnern, welche er in der Kindheit auf die Eltern wegen seiner Geschwister verspürte, wird der Patient tatsächlich eifersüchtig auf den Arzt wegen seiner anderen Patienten. Er erlebt die verschiedensten Situationen und Gefühlsregungen der Kindheit wieder, wie Liebe und Haß, Auflehnungs- und Unterwerfungseinstellungen, es gelingt ihm, sich vom Arzt loben und tadeln zu lassen, es gelingt ihm auch, in der raffiniertesten Art Handlungen zu begehen, wegen welcher er sich dem Arzt gegenüber etwas vorwerfen kann, und er wiederholt in dieser Weise kindliche Schuldgefühle. Ich will irgendein Beispiel dafür erwähnen: Einer meiner Patienten, der sich eine Zeitlang bereits in meiner Behandlung befand, stellte sich beim Verlassen meines Hauses nach der Sitzung vor, daß ich ihn vom Fenster aus mit den Blicken folge. Kurz darauf erinnerte er, daß in der Kindheit, jedesmal wenn er mit dem Kinderfräulein ausging, die Mutter ihn vom Fenster aus grüßte und ihm eine Zeitlang mit den Blicken folgte. Diese Tatsache der Wiederholung infantiler psychischer Situationen ist oft ungemein einleuchtend, wie z. B. bei der Analyse von Erwachsenen, wenn sie sich in ihnen sonst ungewohnte Trotzeinstellungen versetzen, und damit in treuer Weise ihren kindlichen Trotz wiederholen.

Oft kündigt sich ein solches Agieren einige Zeit vorher durch gewisse undeutliche Einstellungen oder in Träumen an. Wenn derartige Äußerungen anfangs dem Psychoanalytiker entgehen, weil sie noch wenig augenscheinlich sind, und dieser ungestört die Behandlung fortsetzt, so zeigen sie sich später einmal doch in voller Deutlichkeit und Treue, je mehr im Unbewußten gewisse Widerstände nachlassen. Und erst dann drängen sich alle jene Anzeichen, die früher übersehen wurden, infolge ihrer Übereinstimmung mit dem ganzen verdrängten Situationsbilde und infolge ihrer Kohärenz zu einem Verständnisse auf. Wie schon gesagt, wird die reproduzierte Situation den neuen Verhältnissen angepaßt.

Aus Zeitersparnis will ich ein einziges Beispiel aus meiner Erfahrung erwähnen. Ich weiß nicht, ob es, so dargelegt, herausgenommen aus jedem Zusammenhange, in welchem es sich zutrug, sehr überzeugend ausfallen wird. Ein Patient, dem die Analyse bereits einige Vorteile gebracht hatte, der aber noch nicht vollkommen geheilt war, träumt eines Nachts, daß er sich in eine Badeanstalt begibt, um ein Bad zu nehmen. Aber beim Eintritte in die erste Kabine nimmt er wahr, daß ein anderer vor ihm in der Wanne gebadet hatte, weil das Wasser darin bereits gebraucht und

schmutzig war. Er tritt hierauf in eine zweite Kabine ein, wo er dasselbe feststellen muß; tritt schließlich in eine dritte Kabine ein, wo ihm dasselbe passiert, usw. Endlich verläßt er ganz enttäuscht die Anstalt und denkt sich dabei, daß ihm nicht gegönnt sei, ein Bad zu nehmen. Man darf nicht etwa glauben, daß der Arzt dem Patienten den Sinn des Traumes mitteilt. Er muß dagegen alle freien Einfälle des Kranken, die sich zu den einzelnen Traumbildern einstellen, verfolgen. Meinem Patienten fiel zur Vorstellung des im Traume erschienenen Bades das Wort „Katharsis" und dann „kathartische Behandlung" ein, wie ursprünglich jenes Verfahren genannt wurde, das sich später zur Psychoanalyse entwickelte. Das war dem Patienten bekannt. Es fiel ihm ferner die Ähnlichkeit zwischen der Badeanstalt des Traumes und meinem Vorzimmer auf, und es leuchtete ihm ein, daß das Bad des Traumes die psychoanalytische Kur vorstellte. Die Badewannen mit dem bereits abgenützten, schmutzigen Seifenwasser, sagte er, wären die bereits vollendeten Kuren meiner anderen Patienten; und wie es ihm im Traume nicht gegönnt war, ein Bad zu nehmen, so folgerte er, sei es ihm nicht gegönnt, die Kur zu vollenden. Auf die Frage, warum er dies glaube, konnte er keine Antwort geben. Tags darauf brachte er kein Material für die Analyse, und die Stunde verlief fast, ohne daß er den Mund geöffnet hätte. Nächsten Tag — Patient dachte überhaupt nicht mehr an den Traum — kam er zu mir mit dem festen Vorsatze, die Kur abzubrechen, indem er sich mit den bereits erzielten Vorteilen zufrieden erklärte und fügte hinzu, daß die vollkommene Genesung ihm so wie so nicht gegönnt sei. Da hielt ich es für angezeigt, ihn an den Traum, den er vor zwei Tagen gehabt hatte, zu erinnern, und wies ihn auf die Übereinstimmung seiner Deutung desselben mit seinem jetzigen Vorsatze und seiner Einstellung gegenüber der Behandlung. Er gab ohne Schwierigkeiten zu, daß in ihm die Tendenz bestand, die Kur nicht zu vollenden und überzeugte sich, daß es viel besser wäre, die Provenienz dieser Tendenz zu suchen, als ihr nachzugeben. Daß diese seine Einstellung, die schon im Traume allegorisch vorgebildet wurde, eine Wiederholung einer infantilen Situation gewesen sei, erschien dann sehr einleuchtend. Von seinen Geschwistern war er von den Eltern am wenigsten geliebt, ja schon seit der frühesten Kindheit von ihnen geradezu vernachlässigt worden. Er hatte alle möglichen Ungerechtigkeiten und Demütigungen erleiden müssen und ist gegenüber seinen Geschwistern immer benachteiligt worden. Vergeblich strebte er nach der Liebe der Eltern; das ist ihm niemals gelungen, es ist ihm nicht „gegönnt" worden. Später einmal hat er die sich ihm dar-

gebotene Gelegenheit benützt, um sich vom Hause zu entfernen, um so die Eltern zur Liebe zu zwingen und sie damit gleichzeitig zu bestrafen. Diese Situation, die er nicht überwunden hatte, wiederholte er jetzt in der Analyse, indem er meine Patienten an Stelle seiner Geschwister setzte, welch ersteren es gegönnt war zu heilen, und in mir fand er seine Mutter oder seinen Vater. Durch sein Fortbleiben von der Kur wollte er mich nach altem Muster zur Liebe zwingen — ohne es jedoch zu wissen — und mich gleichzeitig bestrafen. Nachdem er dies verstanden hatte, wollte er die Kur fortsetzen und drei Monate später war er vollkommen genesen.

Man darf nicht etwa glauben, daß derlei Wiederholungen etwas Seltenes sind, bei jeder psychoanalytischen Behandlung stellen sich in evidentester Art Wiederholungen ein und die wichtigste Leistung und manchmal die größten Schwierigkeiten ergeben sich dem Psychoanalytiker bei der Umwandlung der Wiederholungen in Erinnerungen. Die Erscheinung der Wiederholung an und für sich kann man übrigens auch im täglichen Leben beobachten, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie in der Psychoanalyse evidenter und genuiner erscheint. Überdies stellen sich in der analytischen Behandlung solche Wiederholungen ein, die sich sonst infolge starker unbewußter Widerstände nicht eingestellt hätten; durch die dynamische Einwirkung der Psychoanalyse werden sie erst ermöglicht.

Wir pflegen den Charakter eines Menschen als seine, ihm eigene Art in den mannigfaltigsten Lebenssituationen sich zu benehmen und zu reagieren, zu definieren. Die Psychoanalyse fügt hinzu, daß größtenteils die Situationen selbst, in welche das Individuum automatisch versetzt wird, als ob sich diese durch von ihm unabhängige Umstände eingestellt hätten, seinem Charakter zuzuschreiben und als Wiederholungen zu betrachten sind. Es ist wohl unnötig zu erwähnen, daß der Wiederholungszwang nur *ein* Faktor zur Charakterbildung ist, und daß auch die konstitutionelle Triebanlage dabei eine wichtige Rolle spielt. Durch den Wiederholungszwang ist die affektive Einstellung des Patienten zum Arzte gegeben; diese Projektionseinstellung auf den Arzt hat *Freud* *Übertragung* benannt. Sicherlich ist das Studium der Übertragung sehr verwickelt und erheischt eine Vertiefung in das psychische Leben des Kindes. Je nachdem die auf den Arzt projizierte Gefühlseinstellung eine anziehende ist, wie z. B. bei der Sympathie, Bewunderung, Achtung, Liebe, Vertrauen etc., oder aber der Abstoßung, wie beim Hasse, Antipathie, Auflehnung etc., wird sie entweder positiv oder negativ genannt.

Eben diese Übertragung wird von der Analyse benützt, um auf die dynamischen Verhältnisse des Unbewußten einzuwirken. Der vom Psychoanalytiker infolge der Übertragung ausgeübte Einfluß auf den Patienten, deckt sich mit der suggestiven Einwirkung, so daß uns durch die Übertragung der Schlüssel zum Verständnis der Suggestion im allgemeinen gegeben ist. Auch außerhalb der Psychoanalyse gibt es Übertragungen und jeder Arzt, auch wenn er die Psychoanalyse nicht kennt, macht davon Gebrauch, ohne sich darüber Rechnung abzulegen, und seine Erfolge hängen größtenteils von ihrer Art und Stärke ab. Jeder Unterricht, auch in den Schulen, ist an die Übertragung der Schüler auf den Lehrer gebunden; wenn sich diese nicht einstellt, nimmt der Schüler nicht einmal Kenntnis von den Worten des Lehrers. Kurz, wir alle bilden Übertragungen auf die Menschen, mit welchen wir zusammenkommen, auf Kameraden und Vorgesetzte, auf Männer und Frauen. Und so verleiht der psychoanalytische Gedanke den Ausdrücken: in jemandem einen Vater, eine Mutter, einen Bruder oder Schwester finden, erst den eigentlichen Sinn. Ich mußte mich mit einem Hinweise auf das Prinzip, auf welches sich die Suggestion gründet, beschränken, während diese für sich erforscht werden müßte, und notwendigerweise, im Lichte der psychoanalytischen Forschungsergebnisse, nicht nur im Zusammenhange mit dem infantilen psychischen Leben, behandelt werden müßte, sondern auch mit den Anfängen der menschlichen Kultur, welche Phasen gewissermaßen vom Kinde ontogenetisch wiederholt werden, namentlich was seine sozialen Beziehungen anlangt wovon das treffliche Buch von Freud „Totem und Tabu" handelt. Die Erscheinung der Suggestion muß auch im Zusammenhange mit der Entwicklung und der Struktur des Gewissens studiert werden, welche Institution sich auf die Aufrichtung eines Ich-Ideals oder Vorbildes gründet, das dem Menschen seine Aufführung aufzwingt. Im Falle der Hypnose setzt sich der Hypnotiseur an Stelle des Ich-Ideals.

*

Nur zwei Worte über den Unterschied zwischen der psychoanalytischen und der rein suggestiven Behandlung. Bei der einfachen Suggestion macht man nur von der positiven Übertragung Gebrauch, um die Äußerungen des Unbewußten zu neutralisieren. Die positive Übertragung dient gewissermaßen als Mittel, um auf den Kranken einzuwirken; das Mittel selbst wird jedoch vom Arzte vollkommen ignoriert oder vernachlässigt. Der Psychoanalytiker dagegen erkennt, daß die sogenannte suggestive Kraft,

d. h. die positive Übertragung, nichts anderes als eine spezielle Äußerung einer viel ausgedehnteren Erscheinung ist, und wartet ab, daß sich Übertragungen jeglicher Art spontan einstellen. Und wie es seine Hauptleistung ist, die Wiederholung in Erinnerung zu verwandeln, so muß er dasselbe auch mit der Übertragung tun; da sie doch selbst nur eine Wiederholung ist, muß er sie in Erinnerung verwandeln. Dasselbe muß er natürlich auch mit der negativen Übertragung tun, die für das reine Suggestivverfahren nicht nur unbrauchbar ist, sondern sich diesem geradezu widersetzt. Der Psychoanalytiker kann sie hingegen in sehr nützlicher Weise ausnützen. Das psychoanalytische Verfahren richtet sich also gegen die Übertragung selbst, während — wie gesagt — das rein suggestive sich einer bestimmten Äußerung dieser als Mittel bedient, indem es das Mittel selbst nicht antastet. Und deshalb wird derjenige, der genügend psychoanalysiert worden ist, sich vom Arzte affektiv frei fühlen, und wenn er auch früher leicht der Suggestion zugänglich gewesen sein sollte, wird er sich vom Arzt selbst und von anderen um so vollkommener emanzipieren, je mehr die Übertragung die Umwandlung in Erinnerung erfahren haben wird. Und das nennen die Psychoanalytiker die Auflösung der Übertragung.

Um diese kleinen Hinweise auf die Erscheinung der Wiederholung zu beschließen, muß ich noch erwähnen, daß diese Erscheinung für das Leben im allgemeinen von größter Bedeutung ist. Z. B. besteht die Funktion des Gedächtnisses zwar nicht in einer vollkommenen Wiederholung, aber sie gründet sich sicher auf diese. In Wirklichkeit greift eine andere Funktion (Realitätsprüfung genannt) ein — ich kann mich jetzt nicht auf ihre Erklärung einlassen — indem sie die Wiederholung in *statu nascendi* auffängt und sie in Erinnerung umwandelt. Aus alledem ersieht man, wie kompliziert die psychologischen Antezedentien der Bewußtseinsvorgänge sind. Nach Freud ist die Grundlage des Triebes im allgemeinen der Zwang, vergangene Situationen zu wiederholen. Er sagt: „Wenn gewisse Fische um die Laichzeit beschwerliche Wanderungen unternehmen, um den Laich in bestimmten Gewässern, weit entfernt von ihren sonstigen Wohnorten abzulegen, so haben sie nach der Deutung vieler Biologen nur die früheren Wohnstätten ihrer Art aufgesucht, die sie im Laufe der Zeit gegen andere vertauscht hatten. Dasselbe soll für die Wanderflüge der Zugvögel gelten . . ." Auch die Erblichkeit ist doch eine Wiederholung. Die augenfälligste Erscheinung der Wiederholung ist sicher die, wodurch in der Ontogenese die Phylogenese wiederholt wird.

Es sei nur nebenbei und um diejenigen zu beruhigen, welche glauben sollten, daß Freud den Drang nach vorwärts vernachlässige, bemerkt, daß er diesen Drang sehr wohl berücksichtigt hat, dessen unverleugbare, wenn auch nicht allgemeine Existenz bestätigt; ein Vorwärtsdrang, der mit dem Wiederholungszwang in keinem Widerspruche steht, sondern wegen seines Mechanismus mit diesem eng verbunden ist. Die Widerstände (Hindernisse), welche sich manchmal einer Rückkehr zur Vergangenheit entgegenstellen, bewirken gewissermaßen Neubildungen, welche eben in gewissen Fällen diesen Drang nach vorwärts herstellen, indem sie einen Zustand eines kontinuierlichen, wenn auch nie befriedigten Überwindungsdurstes schaffen.

Man betrachtet also als Triebeffekte auch organische Veränderungen, wie es eben die Entwicklung des Organismus wäre; und der Begriff der Triebregung ist sicher kein physiologischer Begriff, sondern eher ein psychologischer. Wir pflegen die Äußerungen der willkürlichen Motilität als organische Effekte psychischer Vorgänge zu betrachten: der bewußte Wille setzt sich in Handlung um. Und wir betrachten als affektbegleitende oder bewirkende Erscheinungen eine Reihe viszeraler, vasomotorischer und sekretorischer Vorgänge. Daß der Physiologe diese Erscheinungen physiologisch zu erklären und die entsprechenden nervösen Zentren zu finden sucht, bringt den Psychoanalytiker nicht davon ab, diese physischen Ausdrücke der Gefühle und Affekte als Handlung des Unbewußten zu betrachten. Und die Psychoanalyse strebt nach einer psychologischen Erklärung derselben, in der gleichen Weise wie es zulässig ist, den psychologischen Sinn einer Willenshandlung zu suchen, wenn uns auch der Physiologe lehren kann, wie die Muskelbewegung erfolgt, und uns auf der Hirnrinde die Zone der willkürlichen Motilität zeigen kann.

Die Introspektion benachrichtigt uns nur über dasjenige psychische Geschehen, das bereits eine hohe Entwicklungsstufe erlangt hat. Die psychoanalytische Forschung lehrt uns, daß das psychische Leben mehrere Entwicklungsphasen durchmachen muß, bevor es die, unserem Bewußtsein bekannten Eigenschaften erlangt. Man darf sich nicht etwa vorstellen, daß diese Entwicklungsphasen einander ähnlich sind, und daß sie sich voneinander nur durch ihre Stärke unterscheiden. Vielleicht könnte folgender Vergleich diesen Begriff ein wenig klären: Wie bei der Ausführung einer Photographie die Platte zuerst exponiert, dann entwickelt und fixiert und schließlich auf dem Papiere kopiert wird, so unterscheiden sich die einzelnen Entwicklungsphasen des psychischen Lebens in qualitativer Art

voneinander. Wenn dieser Vergleich auch nicht in allem zutreffend ist, geht aus ihm doch klar hervor, daß eine Vorstellung, die noch nicht so weit entwickelt ist, um der Introspektion zugänglich zu sein, deshalb allein nicht notwendigerweise schwach sein muß, ebenso wie ein photographisches Negativ sehr deutlich sein kann, auch wenn das Bild noch nicht auf dem Papiere kopiert worden ist.

Jene psychischen Vorgänge, die bereits die Eigenschaften der Bewußtseinsvorgänge erlangt haben, aber noch nicht zum Bewußtsein gekommen sind, und wegen gewisser Widerstände sich noch der Introspektion entziehen können, benannte Freud das Vorbewußte. Dieser Ausdruck bezeichnet bloß die Entwicklungsphase; das damit bezeichnete Geschehen gehört aber noch dem Unbewußten im weiteren Sinne an, so daß man in der Psychoanalyse das Unbewußte im engeren Sinne und das Unbewußte—Vorbewußte unterscheidet.

Die einzelnen Entwicklungsphasen werden von Freud psychische Systeme genannt. Diese zwei Arten des Unbewußten oder diese beiden psychischen Systeme unterscheiden sich voneinander durch verschiedene Eigenschaften. Zum System Unbewußtes (*Ubw* im engeren Sinn) gehören auch die vererbten Triebe, die man den Instinkten der Tiere vergleichen könnte. Der Charakter eines Volkes (einer Rasse) ist nach Freud der Niederschlag seiner Geschichte. Der Kern des Systems *Ubw* besteht aus Trieben (Triebrepräsentanzen), die nach Abfuhr streben. Zu ihrer Abfuhr finden sie jedoch den Weg zu bestimmten organischen Äußerungen von einem anderen, höheren psychischen System versperrt, einem System, das der Introspektion zugänglich ist, und welches sich sehr frühzeitig des Zuganges zu diesen organischen Äußerungen bemächtigt hat. Wir nennen diese physischen Erscheinungen, welcher sich die bewußte psychische Tätigkeit bemächtigt, die willkürliche Motilität. Die große Bedeutung dieser Tatsache ist so augenfällig, daß es nicht notwendig ist, sich weiter darauf einzulassen. Nur im Wahnsinn setzt sich das Unbewußte in die Motilität durch.

Wie ich bereits sagte, sind die Eigenschaften des bewußten psychischen Lebens von denen des unbewußten sehr verschieden. Die Schwierigkeiten, die Unterschiede der verschiedenen psychischen Systeme darzulegen, hängen damit zusammen, daß die einzelnen Kategorien der psychischen Erscheinungen, und zwar der Gedanke, die Triebregung, der Affekt etc. sich verschiedenartig entwickeln und nicht gleichzeitig im psychischen Leben eingreifen. Zum Beispiel, in einem System, wo sich bereits

Sachvorstellungen vorfinden, ist das psychische Potential, oder wie man in der Psychoanalyse sagt, die ihnen anhaftende Besetzung, noch nicht Gefühl oder Affekt, sondern erst ihre Abfuhr wird Anlaß zum Gefühl oder Affekt geben. Ohne auf die Erklärung, wie man aus den Äußerungen des Systems *Ubw* einige seiner Eigenschaften feststellen konnte, eingehen zu können, werde ich mich beschränken, einige davon aufzuzählen:

Zwei oder mehrere Triebregungen können gleichzeitig aktiviert werden; deshalb heben sie sich gegenseitig nicht auf, auch wenn sie miteinander unverträglich scheinen, sondern sie verdichten sich zu einer Kompromißbildung. Im System *Ubw* gibt es weder die Negation, noch den Zweifel, noch verschiedene Sicherheitsgrade. Negation, Zweifel und Sicherheit werden zwischen dem Systeme *Ubw* und *Vbw* durch die Leistung einer besonderen Institution (Zensur) eingeschaltet. Als etwas der Negation Analoges könnte etwa die sogenannte Verdrängung betrachtet werden, die Erscheinung nämlich, daß eine Triebregung sich nicht jenseits der Phase des Systems *Ubw* entwickelt, sondern auf dieser niederen Entwicklungsstufe infolge bestimmter Widerstände, welche bei ihrem Übertritte vom System *Ubw* zum *Vbw* wirken, verbleibt. Die Bedeutung der Erscheinung der Verdrängung geht schon daraus hervor, daß die Triebregung keine Abfuhr in die Motilität haben kann, wenn sie im Systeme *Ubw* bleibt; und da infolge dieser Unmöglichkeit die Triebregelung einen kontinuierlichen Druck ausübt, um zu einem höheren System zu gelangen, so muß sie im Verdrängungszustande mit Aufwand von psychischer Energie erhalten werden. So bewirkt die Verdrängungsarbeit Reaktionen, sie provoziert Regungen, die die Aufgabe haben, die Entwicklung der verdrängten Triebregung hintanzuhalten. Die Berücksichtigung der Verdrängung vom dynamischen und vom ökonomischen Gesichtspunkte, der den Aufwand der Energien, mit welchen die Verdrängung erhalten wird, in Erwägung zieht, gehört zu den interessantesten Kapiteln der Psychoanalyse. Die Art, wie diese Arbeit geleistet wird, ist für jede Neurosengattung charakteristisch. In jedem Menschen kommen Verdrängungen vor; manchmal führt die Verdrängungsarbeit zu jenem Vorwärtsdrang, wovon oben die Rede war. Den Gesichtspunkt, der die Systeme berücksichtigt, in oder zwischen welchen sich ein psychischer Vorgang abspielt, hat Freud den topischen Gesichtspunkt genannt. Der ganze Verdrängungsvorgang spielt sich zwischen dem Systeme *Ubw* und *Vbw* ab, er ist somit der Introspektion unzugänglich, welche uns nur Effekte davon offenbaren kann.

Der dominierende Charakter des Systems *Ubw* ist der Mangel der Sprache. Hier gibt es keine Wortvorstellungen, welche irgend etwas ausdrücken. Hauptsächlich wegen des Sprachmangels entzieht sich das *Ubw* der Introspektion. Die Sprache charakterisiert aber deshalb nicht das System *Ubw*, denn die Vereinigung der Wortvorstellung mit der Sachvorstellung ist für das *Vbw* charakteristisch, welches, wie erwähnt, noch nicht bewußt ist. Die eigentümlichste Erscheinung, wenn wir uns nach den Bewußtseinsvorgängen richten, ist die Leichtigkeit, mit welcher sich die Besetzung (nicht der Affekte) von einer Vorstellung zur anderen verschiebt, wodurch die merkwürdigsten und absurdesten Substitutionen entstehen. Eben die Vereinigung der Sachvorstellung mit der Wortvorstellung, womit erstere ausgedrückt wird, setzt diesen merkwürdigen Vertauschungen und Verschiebungen ein Ende. Die vorbewußte Vorstellung ist bereits mit ihrem Gefühlston verbunden.

Die Vorgänge des Systems *Ubw* haben keine Beziehung zur Zeit, sie sind nicht in der Zeit geordnet, noch ändern sie sich mit der Zeit, sie sind einfach zeitlos. Die Zeitbeziehungen sind an die Leistung des *Vbw* geknüpft. Endlich kümmern sich die psychischen Erscheinungen dieses Systems *Ubw* gar nicht um die äußere Wirklichkeit, sie unterscheiden nicht äußere Wirklichkeit von der Phantasie. Während sie sich in verschiedene Innervationen und Funktionen unseres Körpers umsetzen können, welche nicht unter der Herrschaft unserer bewußten psychischen Vorgänge stehen, ist ihnen, wie gesagt, der Zugang zur willkürlichen Motilität versperrt, außer bei den Reflexen und automatischen Handlungen. Auch die *vbw* Vorgänge, welche bereits die der Introspektion bekannten Eigenschaften erlangt haben, können sich nicht in Handlungen umsetzen. In einem einzigen Falle, und zwar beim Somnambulismus, setzt sich das *Vbw* in Handlung um; man weiß noch nicht, wodurch das ermöglicht wird. Im Fakirismus begegnen wir dem Falle, wo der bewußte Wille auf Funktionen des Körpers einwirken kann, zu welchen normalerweise nur das *Ubw* Zutritt hat.

Diese psychischen Systeme gelten nur für den reifen Menschen und Freud warnt vor ihrer Verallgemeinerung. Welche Bedeutung ihnen im psychischen Leben des Tieres zukommt, muß für sich studiert werden.

Wie eine angefertigte Photographie ihre Entwicklungsphasen dem Kenner erkennen läßt, und man feststellen kann, ob die Platte zu viel oder zu wenig exponiert worden ist, zu viel oder zu wenig entwickelt wurde, oder die Platte auf dem Papiere zu viel oder zu wenig kopiert worden ist, so

kann man in verschiedenen Syndromen psychischer Erkrankungen erkennen, daß die eine oder die andere Entwicklungsphase (System) unvollkommen enthalten ist, oder geradezu fehlt. Ein anderes System fehlt oder ist betroffen bei gewissen schizophrenen Syndromen, ein anderes wieder bei neurotischen Syndromen und wieder ein anderes bei amentialen Zustandsbildern.

Um alle jene Triebe, welche sich bewußt äußern, verstehen und bewerten zu können, ist es notwendig, ihre Entwicklung bis zu jenen Systemen, die von der Introspektion entfernter sind, zu verfolgen. Wenn wir uns eine Vorstellung machen wollen, wie sich der Trieb allmählich im *Ubw* entwickelt und welche Veränderungen er in den weiteren Entwicklungsphasen erleidet, wie die einzelnen Vorstellungen im *Ubw* vertauscht werden, müssen wir notwendigerweise diese Vorgänge mit Worten ausdrücken; wir beschreiben somit eine Art psychischen Geschehens im *Ubw* in einer Form, in welcher sie sich im *Ubw* nicht vorfindet, wo eben das ausdrückende Wort fehlt. Man kann sagen, daß wir den Inhalt des *Ubw* in einer Inhaltsform beschreiben, welche uns durch die Introspektion gegeben ist. Wenn wir nun die psychologischen Antezedentien der bewußten Triebregungen, in diese Form übersetzt, beschreiben, sei es, wie sich der bei Mann und Frau sehr komplizierte Sexualtrieb bildet, sei es, wie die nicht sexuellen Triebe entstehen, so werden unsere Darlegungen äußerst sonderbar und merkwürdig erscheinen, mitunter sogar lächerlich; manchmal können sie den Eindruck weder gelungener noch geistreicher Witze machen. Jedenfalls, wenn man diese empirisch gefundenen Tatsachen, so, ohne irgendeine Erläuterung, wiedergibt, dann erscheinen sie allerdings ungeheuerlich, auch wenn man nach ihrer Wiedergabe kein Ausrufungszeichen setzt.

Obwohl Freud infolge tieferer Forschung den Sexualbegriff bedeutend erweitert hat, und die Provenienz vieler Regungen, welche nicht mehr sexuell sind, als sexuell erklärt, so hat er doch nicht nur immer die Existenz solcher Triebe, die nicht einmal ursprünglich sexuell waren, anerkannt, sondern seine rezenteren Schriften sind diesen letzteren gewidmet, wo an einer Stelle auch gesagt wird, daß die sogenannten Ich-Triebe mächtiger als die Sexualtriebe sind. Man kann diesen Punkt niemals genug betonen, weil namentlich bei uns in Italien sich die Vorstellung, vom sogenannten Freudischen Pansexualismus verbreitet, welche Freud selbst sehr fern liegt.

*

Durch die psychoanalytische Methode konnte man von den Äußerungen des Unbewußten beim Einzelnen, die *ubw* psychische Tätigkeit des Menschen im allgemeinen studieren. Die pathologischen Fälle, bei denen, wie erwähnt, bald die eine, bald die andere Entwicklungsphase der psychischen Tätigkeit mangelhaft vertreten war oder überhaupt fehlte, ermöglichten das Studium von Ausfallserscheinungen und es bot sich so die Gelegenheit, die mit der psychoanalytischen Technik erhaltenen Befunde zu bestätigen oder zu rektifizieren. Außerdem, um eine einzige psychische Institution in Betracht zu ziehen, wie z. B. das Gewissen, welches nach psychoanalytischer Auffassung seine eigene Entwicklung aufweist, welche Entwicklung durch die phylogenetische Vergangenheit der menschlichen Gesellschaft gegeben ist, begegnen die Psychoanalytiker in verschiedenen psychischen Affektionen, wie z. B. im paranoischen Beachtungswahn, in der Übergewissenhaftigkeit und sozialen Angst der Zwangsneurotiker, bei den Melancholikern mit ihren Wahnvorstellungen der Schuld, verschiedenartigen Erkrankungen, bzw. Zerfallsstadien des Gewissens, welches, je nach der Art, in welcher es betroffen wird, verschiedene krankhafte Äußerungen aufweist. Aus der verschiedenen Art, wie das Gewissen erkranken kann, ersieht man, wie kompliziert die Entwicklung dieser Funktion ist.

Überdies sind große Übereinstimmungen zwischen den Äußerungen des Unbewußten beim Einzelnen und gewissen Kollektiväußerungen gefunden worden. In der Masse, welche aus gleichen und ungleichen Individuen zusammengesetzt sein kann, sei es wegen ihrer Lebensweise, ihren Beschäftigungen, ihrem Charakter, ihrer Intelligenz, zeigt sich uns eine sogenannte Kollektivseele, eine Verschmelzung von dem, was die Einzelnen in ihrer Seele gemeinsam haben. In dieser begegnen wir sehr analogen Eigenschaften, denen für das System *Ubw* von Freud beschriebenen, und zwar Mangel an Zweifel und Sicherheit, Fehlen einer Unterscheidung zwischen Realität und Phantasie, Kritiklosigkeit, Denken in visuellen Bildern (Mangel der Sprache) etc.

Was den Inhalt des Unbewußten und dessen Äußerungen anlangt, die Vertauschungen und Verschiebungen, die uns so merkwürdig vorkommen, konnte man ganz unerwartete Übereinstimmungen mit anderen Kollektiväußerungen feststellen, mit der Mythologie, mit den Religionen, Kunstleistungen und namentlich mit den Sitten und Gebräuchen der Wilden. Ich beschränke mich auf diesen kleinen Hinweis.

Weit davon entfernt, die Psychoanalyse als ein fertiges System zu betrachten, stellt diese Forschungsrichtung für die Psychoanalytiker nur „eine

Ergänzung und eine Korrektur zu Kenntnissen, die in anderer Art erworben wurden", dar. Jene Autoren, welche der Psychoanalyse den Begriff des Pansexualismus zuschreiben, glauben, man müsse sich streng an alle Aufstellungen von Freud halten, um sagen zu können, daß man tatsächlich Psychoanalyse treibe. Ich habe es aber selbst aus seinem eigenen Munde erfahren — und zwar in einer Universitätsvorlesung im Oktober 1913 — daß man, auch ohne sich an seine Sexualtheorien zu halten, dennoch Analyse betreiben kann. Freud sagt: „Jede Forschungsrichtung, welche die beiden Tatsachen der Übertragung und des Widerstandes anerkennt und diese zum Ausgangspunkte für ihre Arbeit nimmt, kann Psychoanalyse genannt werden."[1]

Wir dürfen uns dadurch, daß viele erleuchtete und scharfsinnige Köpfe dieser Gedankenrichtung abgeneigt sind, nicht abschrecken lassen, die Psychoanalyse zu studieren. Ohne ein Verständnis für das Unbewußte zu haben, wird man die Psychoanalyse nicht schätzen können. Und es gibt spekulativ hochbegabte Köpfe, denen aber der Sinn für das Unbewußte abgeht, wie einem auch scharfsinnigen Mathematiker der Kunstsinn fehlen kann, einem Künstler wissenschaftlicher Sinn etc.

Für den Psychoanalytiker ist die Bewußtseinspsychologie dasselbe, was für den Anatomen die Beobachtung der Oberfläche des Körpers darstellt. Um aber die Veränderungen und die Erscheinungen an der Oberfläche verstehen zu können, muß der Anatom das Innere des Körpers studieren. So ist die Kenntnis der psychologischen Antezedentien, die in den verschiedenen psychischen Systemen gegeben sind, notwendig, um die Bewußtseinsvorgänge zu verstehen.

Wir wollen hoffen, daß in nicht allzu langer Zeit die Psychoanalyse von allen Psychologen angenommen sein und die gebührende Stellung in der Psychologie gefunden haben wird.

---

1) Freud: Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung. Gesammelte Schriften, Bd. IV.

Die triebhaft-affektiven Momente im Zeitgefühl

Vortrag, gehalten am 14. November 1922 in der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung[1]

Von Dr. J. Hárnik (Berlin)

I

Der erste Hinweis auf Beziehungen zwischen Zeitvorstellung und Analerotik in der psychoanalytischen Literatur stammt von E. Jones. In seiner Arbeit „Über analerotische Charakterzüge" erwähnt er kurz, daß „der Zeitbegriff wegen der ähnlichen Werteinschätzung als unbewußtes Äquivalent für die Exkretionsprodukte gilt" und daher unter den Einfluß von Einstellungen fällt, die zum Analcharakter gehören. „So wehren sich solche Menschen unwillig gegen jede unerwünschte Inanspruchnahme ihrer Zeit und behalten die Einteilung ihres Tages hartnäckig der eigenen Person vor."[2]

Dieses Bild wurde später von Abraham durch folgende wesentliche Züge ergänzt:

„Häufig zu beobachten ist die Verschiebung des Geizes vom Geld oder Geldeswert auf die Zeit; letztere wird ja in einer geläufigen Redewendung dem Gelde gleichgesetzt. Viele Neurotiker sind in beständiger Sorge vor Zeitverlusten. Nur die Zeit, welche sie allein und mit ihrer Arbeit verbringen, erscheint ihnen wohl ausgenützt. Jede Störung in ihrer Tätigkeit versetzt sie in höchste Reizbarkeit. Sie hassen Untätigkeit, Vergnügungen usw. Es sind die gleichen Menschen, die zu den von Ferenczi beschriebenen „Sonntagsneurosen" neigen, d. h. keine Unterbrechung ihrer

---

1) Die dem Vortrag folgende Diskussion hat eine Reihe wertvoller Anregungen gebracht, die die endgültige Gestaltung der Arbeit verschiedentlich beeinflußt haben.

2) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse III, 1919. S. 76. Englisch in „Journal of Abnorm. Psychology", vol. XIII, abgedruckt in des Verfassers „Papers on Psycho-Analysis", 2d ed. 1918, 3d ed. 1924.

Arbeit vertragen. Wie jede neurotisch übertriebene Tendenz ihr Ziel leicht verfehlt, so geschieht es auch oftmals bei dieser. Die Patienten sparen oft Zeit im Kleinen und verlieren sie im Großen.

„Eine häufige Gewohnheit unserer Patienten, welche der Zeitersparnis dienen soll, ist das gleichzeitige Vornehmen zweier Beschäftigungen. Beliebt ist bespielsweise das Lernen, Lesen oder Erledigen sonstiger Arbeiten während der Defäkation. Wiederholt lernte ich Leute kennen, die um Zeit zu ersparen, Weste und Rock zusammen aus- beziehungsweise anzogen, oder abends die Unterhose in der Hose stecken ließen, um am Morgen beide Kleidungsstücke mit einer Bewegung anziehen zu können. Beispiele dieser Art sind leicht zu vermehren."[1]

Ich möchte zunächst dieses typische Verhalten an Fällen aus eigener Beobachtung etwas ausführlicher darstellen.

Ein zwangsneurotischer Patient (A.) — Techniker von Beruf — ist immer darauf bedacht, Zeit zu sparen. Er hat es stets eilig, lebt und arbeitet in ständiger Hetze. Hat er z. B. eine Zeichnung anzufertigen, dann „mechanisiert" er die Arbeit, indem er statt der sinngemäßen eine rein formale Anordnung trifft, also etwa alle gleichlaufenden Linien zusammensucht und in einem ausführt. Der kleine Zeitgewinn, den er so erzielt, befriedigt ihn sehr. Manchmal stellt es sich dann heraus, daß er ein wichtiges Detail vergessen hat, oder daß irgendwo ein grober Fehler sitzt, so daß er mit erheblichem Zeitverlust alles von vorne anfangen muß. Er gehört natürlich auch zu denjenigen, die bei den kleinen Geldausgaben sparen, zeitweise aber große Beträge loswerden müssen.

Das überbetonte Interesse an der Zeit hat bei ihm frühzeitig eingesetzt. Schon in den Pubertätsjahren war es für ihn klar, daß er seine Zeit gut ausnützen müsse, wenn er alle die großen Pläne verwirklichen solle, die er voller Ehrgeiz gefaßt hat. Er maß sich die Zeit im wahren Sinne des Wortes aus, verteilte seine Arbeiten planmässig und genau auf die Stunden des Tages und las und lernte dann mit der Stoppuhr in der Hand, um sich zu kontrollieren und seine Leistung in einer Zeiteinheit festzustellen. Die Gewohnheit, zwei Beschäftigungen gleichzeitig vorzunehmen, besaß er natürlich auch, bei der Klavierübung z. B las oder lernte er und singt heute noch beim Zeichnen.

Auch bei einem anderen Analysanden (Pat. B.) konnte ich Beginn und Wandlungen des überbetonten Zeitinteresses verfolgen. Dieser führte bis

1) „Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter", Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, 1923, S. 40.

in die späteren Pubertätsjahre hinein ein recht sorgloses Leben, begann sich dann, nach einem sexuellen Verdrängungsschub, für das höhere Studium vorzubereiten und wurde ganz durch das Ideal eines geistigen Berufes beseelt. Er studierte nun Tag und Nacht mit unerhörter Energie und nützte — von starker Wißbegierde erfüllt — jede Stunde, ja jede Minute zur Arbeit aus und war kaum zu bewegen, sich Zeit für die Mahlzeiten zu nehmen. Sein Vater zwang ihn aber, auf seine Pläne zu verzichten und in das väterliche Geschäft einzutreten. Da verwandelte sich seine Leidenschaft für Zeitausnützung allmählich in ein intensives Interesse für Geld und Geldverdienst.[1] Doch reizte ihn beim Erwerb nicht die Menge des verdienten Geldes allein, sein Streben ging vielmehr dahin, durch überlegene Geschäftsführung aus seinen kaufmännischen Unternehmungen relativ hohe Gewinnste herauszuschlagen, höhere als die Konkurrenten, also ein ehrgeiziges Moment, wie es auch sein Wunsch nach geistiger Erhöhung war, der ihn beim Lernen anfeuerte. Diese Verknüpfung soll uns noch später beschäftigen.

Zu tieferen Einsichten hat mich die Analyse eines weiteren Falles von Zwangsneurose (Pat. C.) geführt, in deren Symptomatik die Zeit, vor allem die Beschäftigung mit Zeitquantitäten, eine überragende Rolle spielte. Der Patient mußte für alle Arbeiten und Geschäfte des Tages die erforderliche Zeit auf Stunde und Minute genau berechnen, pünktliche Tagesordnungen festsetzen; sein Beschäftigungsplan war auf Wochen im vorhinein geregelt, wobei Termine selbstverständlich entscheidende Bedeutung hatten. Trotz dieser genauen Zeitberechnung litt er jedoch dauernd unter einem Mangel an Zeit, weil ihm seine schwere Arbeitshemmung empfindliche Zeitverluste zugetragen hat. Wenn er so in einem gewissen Zeitraum nur einen Bruchteil des vorgeschriebenen Pensums bewältigen konnte, berechnete er, daß die betreffende Leistung bei ihm x-mal so viel Zeit in Anspruch nehme als bei einem anderen und war verzweifelt, wie lange es noch dauern würde, bis er all die Aufgaben erfüllt, die ihm das Leben gestellt habe und noch stellen werde.[2]

Diese typischen Zustände eines Zwangskranken würden kein besonderes Interesse beanspruchen, wenn der Patient in seinen Nöten nicht Mittel

1) Umgekehrt konnten wir bei dem ersten Patienten (A.) feststellen, daß dem Zeitgeiz der Pubertätsjahre ein normales Geldinteresse in der Kindheit voranging.

2) Daß er dieselbe Einstellung auch in die analytische Arbeit hineinbrachte, ist leicht zu erraten, ebenso, welche Widerstände sich daraus gegen die therapeutische Bemühung ergaben.

und Wege gefunden hätte, den ihn quälenden Zeitmangel durch künstliche Erzeugung und also beliebige Vermehrung von „Zeit" zu beheben. Die Bedeutung dieser Phantasien für unser Problem nötigt mich, etwas ausführlicher auf die Geschichte seiner Erkrankung einzugehen.

In auffallendem Gegensatze zu seiner ewigen Befürchtung, Zeit zu verlieren und zu seinen Klagen über die infolge der neurotischen Hemmungen „verloren gegangene" Zeit, verhielt sich der Patient in seiner Neurose geradezu zeitlos. Seiner Befürchtung, nie „fertig" zu werden, entsprach im Unbewußten die Tendenz, in der Kindheit zu verharren, sich nicht weiter zu entwickeln. Bewußterweise hielt er die Jahre vor seiner 1915[1] ausgebrochenen Erkrankung für die glücklichste Zeit seines Lebens, und war an sie offenkundig mit seiner Sehnsucht fixiert.[2] Er verbrachte diese „glückliche Zeit" — etwa zwei Jahre vor dem Ausbruch des Weltkrieges — in einem Erziehungsheim, wo er sich eines abwechslungsreichen Zusammenlebens mit anderen Kindern und geliebten Lehrern erfreuen durfte. Der Krieg hatte dann sein neues Heim zerstört, die meisten Kinder und Lehrer zerstreuten sich, und die Zurückgebliebenen waren der Angst vor Hunger, aber auch wirklichen Entbehrungen ausgesetzt. Im Jahre 1915 setzt dann die Erkrankung mit typischen Zwangssymptomen ein, die er als Reaktion auf Not und Versagung empfindet.

Ehe wir in die Schilderung dieser Symptomatik eintreten, soll uns ein Blick auf seine Pubertät über die Momente aufklären, die bei dem scheinbar gesunden Knaben die Disposition zur neurotischen Erkrankung begründet haben.

Im Alter von etwa elf Jahren wurde er von einem Dienstmädchen verführt, zu einer Zeit, wo sich die Genitalorganisation der Pubertät zu entfalten begann. Er reagierte mit heftigen Schuldgefühlen, unterdrückte fortab seine genitalen Regungen und führte seine Libido einer überwuchernden Phantasietätigkeit zu. Seine großartigen Phantasien verraten deutlich die Regression zur sadistisch-analen, beziehungsweise kannibalistischen Stufe. Er malte sich die Vorstellung aus, daß er ein großes Gebäude besitze, das er „die Hallen" nennt. Diese „Hallen" beschreibt er wie eine auf Großbetrieb eingerichtete Fleisch- und Konservenfabrik, die aber als

1) Die angegebenen Jahreszahlen ergeben nach Abzug der Jahrhunderte das ungefähre Alter des Patienten.

2) Vgl. dazu die ähnlichen Beobachtungen Hollós' an der paralytischen Demenz und anderen Geisteskrankheiten. (Ferenczi und Hollós: „Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung." Hollós: „Über das Zeitgefühl", Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, H. 4.)

Rohmaterial Menschenfleisch verarbeitet. In diesen „Hallen“ herrscht er über Leben und Tod seiner „Kinderuntertanen“. Da hängen die Leiber der getöteten Kinder wie die Fleischvorräte im Schlächterladen, gelangen dann in große Maschinen, wo sie zerschnitten werden usw. Der Transport wird mittels Preßluft durch Röhrenleitungen bewerkstelligt, — eine Vorrichtung, deren Einzelheiten bereits den späteren Techniker erkennen lassen. Später gab es, wie er berichtet, auch einen Abnehmer für die erzeugten Eßwaren, einen Riesen, der sich in den unterirdischen Räumen der „Hallen“ aufhielt und von den „Hallen“ her versorgt wurde. Daneben produzierte er auch ganz roh gestaltete anale Phantasien von aufeinander defäzieren usw.

Die Beschäftigung mit diesen Phantasien erstreckte sich mit manchen Unterbrechungen über die Jahre der Vorpubertät. Nach seiner manifesten Erkrankung tauchten sie in modifizierter Form wieder auf. Ihr Inhalt erwies sich jetzt durch die Ereignisse des Weltkrieges beeinflußt und war durch die Vorstellung von Kämpfen, Verwundungen, Leichen usw. beherrscht. Die Analyse konnte allerdings in dieser Wandlung auch das Resultat jener psychosexuellen Prozesse erblicken, die von den Anfängen der Pubertät zur neurotischen Erkrankung geführt haben. Diese Phantasien gestatteten die Aufdeckung homosexueller Erlebnisse, die in der „glücklichen Zeit“ vorgefallen waren, und hauptsächlich in mutueller Onanie bestanden. Sein „glücklicher“ Aufenthalt im Erziehungsheim hatte also seine durch Regression zurückgeworfene Sexualstrebung auf die Höhe der Genitalität gehoben und ihr den Weg der onanistischen Betätigung gewiesen. Ein gegen diese Befriedigungsart gerichteter Abwehrkampf ging dann dem Ausbruch der Krankheit unmittelbar voran. Man sieht, wie die Erinnerung, seine Erkrankung sei als Reaktion auf den drohenden Hunger ausgebrochen, das ätiologisch entscheidende Moment der sexuellen Versagung in entsprechender Verkleidung festgehalten hat. Sein Kampf um die Unterdrückung der Masturbation setzte sich dann direkt in die ersten Krankheitserscheinungen fort.

Die Krankheit hob mit dem typischen Zwang zum Notieren an. Er begann ein Tagebuch zu führen, in das er alle wichtigen Ereignisse, seine Klagen usw. sorgfältig eingetragen hat. Insbesondere machte er detaillierte und genaue Aufzeichnungen über sämtliche von ihm genossene Mahlzeiten. Mit seiner Lebenslage unzufrieden, durch Hunger oder vielmehr das Gespenst der Hungersnot gepeinigt, nahm er zu Phantasien Zuflucht, in denen ihm sein Allmachtsgefühl durch großartige Zaubermittel über

all die Nöte der Zeit hinweghalf. Er hatte sich eine „Antworttafel" zurecht gemacht, die ihm auf alle Fragen die Antwort gab, und die er später aus Gründen der „Bequemlichkeit" und „Einfachheit" mit einem „Antwortring" vertauscht hat. Bedeutsamer für uns ist der „Verdoppelungsstab", ein seltsames und wundertätiges Werkzeug, das er sich erdacht hat.[1] Dieser war dazu bestimmt, der Gefahr der Hungersnot vorzubeugen und allmählich überhaupt sämtliche fehlende Gegenstände des täglichen Bedarfes herbeizuschaffen.[2] Er verdoppelte — und das Produkt weiter und wiederholt verdoppelnd — vervielfachte er damit zunächst leere Dosen und Kästchen, wie Teebüchsen usw. Sehr bald füllte seine Phantasie diese Behälter mit allerlei Lebensmitteln, verdoppelte und vervielfachte den Inhalt mit, und sammelte so großartige Vorräte.

Desselben Verdoppelungsstabes bediente er sich dann in späteren Jahren, als die Anforderungen des Lebens immer drückender, seine verfügbaren Kräfte immer unzureichender wurden, um sich durch das Vervielfachungsverfahren genügend viel Zeit herbei zu zaubern. Seitdem er mit etwa achtzehn Jahren das technische Studium aufnahm, empfand er dieses Bedürfnis — man könnte es „Zeithunger" nennen — dauernd; zugleich traten auch seine, auf die Zeit bezüglichen, typischen Charaktereigenschaften dominierend hervor. Er wurde anfänglich durch das Bedenken gestört, es gehe nicht an, abstrakte Dinge, wie z. B. seine Körperkraft, mit dem Stabe zu verdoppeln. So empfand er auch ein Sträuben gegen die Vervielfachung der Zeit mit dem Stab; er ging zur Vorstellung über, daß er die Zeit für Geld kauft. Späterhin bequemte er sich doch dazu, die Zeit mit Hilfe des Verdoppelungsstabes zu vermehren; dann gab es Etappen, wo er all diese komplizierten Hilfsmittel durch einen Wunsch- und Bestellzettel ersetzt hatte. Allerdings mußte das „Bestellen von Zeit" selbst seiner völlig in Allmachtsphantasien befangenen Selbstkritik allzu primitiv und kindlich erscheinen. Später, während des technischen Studiums, gelang es ihm, eine zufriedenstellende „Vervollkommnung" seines Verfahrens der Zeitmehrung zu erreichen; dies ist in einem Stück systematisch ausgebauter Phantasie niedergelegt. Er besitzt nun abermals ein großes Gebäude, und zwar eine

1) Die Penisbedeutung dieses Stabes ist offenkundig, seine Macht, alles zu verdoppeln, rührt wohl von der Fähigkeit des Gliedes zur Erektion und Zeugung her.

2) Ein „Besitzhunger" dominierte von nun an in seinem Seelenleben als Zeichen der Regression von der genitalen Objektliebe zur anal-sadistischen Organisationsstufe, für die nach Abraham charakteristisch ist, daß die Objektliebe durch ein „Habenwollen", „Besitzenwollen" ersetzt wird. Vgl. „Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido". Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse Nr. II, 1924, S. 85.

Maschinenhalle, in der er als Maschineningenieur nach Belieben schaltet und waltet. Diese Maschinenhalle ist eine offenkundige Neuauflage der „Hallen" aus der Vorpubertät. Er herrscht auch hier mit der Allmacht seiner Gedanken und Wünsche über die von ihm erdachte Welt. In der Maschinenhalle gibt es keinen Zeitmangel mehr: ein Handgriff an einer Schalttafel genügt, um „Zeit" in quantitativer Abstufung „einzuschalten", d. h. um konkrete Zeitgrößen beliebig zu vervielfachen. Praktisch kam er mit einer Verzwölffachung aus, und glaubte diese Grenze nicht überschreiten zu sollen. Jetzt gab es für ihn endlich Zeit genug, er durfte sich von der Zeit unabhängig fühlen und erreichte so die Empfindung eines zeitlosen Daseins. Wir erinnern uns an den Eindruck der „Zeitlosigkeit", den sein neurotisches Gehaben auf den Analytiker ausgeübt hat.

Das dargestellte Material fügt sich zwanglos in die Auffassung, daß sich beim Patienten „Hunger" nach dem „Eßbaren" in das Bedürfnis nach mehr, beliebig viel Zeit verwandelt hat, daß also „Nahrung" und „Zeit", des weiteren Geld und Kot für sein Unbewußtes dasselbe bedeuten[1] im Sinne der Gleichung: Eßbares = Zeit = Geld (Kot). Ich legte diese Vermutung dem Patienten vor und erhielt als erste Bestätigung die Erinnerung, daß es in den (früheren) „Hallen" auch Fässer gab, in denen Kinderleiber wie Heringe konserviert waren, und zwar in einer aus breiigen Fäkalien[2] bestehenden Sauce.

*

Ich breche hier die Wiedergabe des Krankenberichtes ab, um die Frage nach der unbewußten Gleichsetzung von Zeit und Kot näher ins Auge zu fassen. Die Beschreibung von Jones, daß sich die analen Strebungen „infolge der ähnlichen Werteinschätzung" des Zeitbegriffes bemächtigen, kann uns nicht voll befriedigen. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die Wert-

1) Jones sagt hierüber, daß das natürlichste Kotsymbol das Essen ist, „da es denselben Stoff nur in einer früheren Erscheinungsform, darstellt" (op. cit. S. 80).

2) Weiteres Material zur Skatophagie aus seiner Analyse: Kirschkerne im Kot erinnern daran, daß sie im Mund gewesen sind. Eine plötzlich auftauchende Imagination: eine Kotstange aufgehängt, in der Mitte mit einem Faden umwunden — so wie unlängst die Mutter eine Wurst aufbewahrt hatte. Übrigens ist fur ihn nur die nicht homogene Kotmasse (einer Abortgrube z. B.) ekelhaft, eine homogene „schöne" Kotmasse aber ist es nicht. Aufschlußreich scheint mir sein Ekel vor gebackenem Fleisch, den er nur überwinden kann, wenn er die knusprige Rindenschicht abkratzt, entfernt. Die braungebackene Oberfläche erinnert ihn an Kot und Kotessen. Dieses bestätigt die Auffassung von A. Bálint, daß die Zubereitung der Nahrung mit Feuer (nach primitiver Anschauung) die Speisen in Kot verwandelte, und daß im Essen von gekochten etc. Speisen das Kotessen seine Auferstehung feierte. (Siehe „Die mexikanische Kriegshieroglyphe", Imago IX, S. 425.)

schätzung der Zeit eben aus der unbewußten Gleichsetzung mit Kot herrührt,[1] und man also — ähnlich wie bei der Entstehung des Geldinteresses — die intimen, unbewußten Beziehungen zwischen Zeitvorstellung und Analerotik aufzuklären hat.

In der Tat scheint nun das zeitliche Moment bei der Analerotik eine überragende Rolle zu spielen, und zwar sowohl in der ursprünglichen analen Lustbestrebung des Kindes, wie in den entsprechenden Einschränkungen, die ihm die kulturelle Erziehung auferlegt. Diese letztere, die Reinlichkeitsgewöhnung, zeigt deutlich den Einfluß zeitlicher Bestimmungen über die anale Funktion. Sie geht ja darauf hinaus, den Zeitpunkt der Entleerung zu bestimmen. Das Kind lernt so eine erste Pflichterfüllung als Vorbild für alle späteren, zeitlich bestimmten Pflichten kennen.[2] Dem Herangewachsenen kann es dann zum Stolze werden, daß er seinen Stuhlgang täglich zur selben Stunde, mit der Pünktlichkeit eines Uhrwerks, verrichtet. Der zum Analcharakter gehörige Wesenszug der Pünktlichkeit leitet sich ja hievon ab. Diese Forderung der Erziehung stellt sich dem triebhaften Streben des Kindes entgegen, den Kot möglichst lange zurückzuhalten, welchem Streben es unterworfen ist, da mit der Dauer der Zurückhaltung eine Steigerung der Lust verknüpft ist. Die Vermutung liegt nahe, daß sich das Kind dabei das erste Gefühl einer zeitlichen Dauer zu eigen macht und damit die ersten Ansätze der Fähigkeit erwirbt, Zeitdauer zu schätzen, beziehungsweise zu messen. Die Beschränkungen aber, die durch die Erziehung dem Kinde auferlegt werden, vermitteln allmählich Empfindungen und Begriffe von einer Abgrenzung, Einteilung des zeitlichen Verlaufes.

Wir können in diesem Zusammenhange auch auf andere Körperfunktionen hinweisen, die von den Gesichtspunkten der zeitlichen Einteilung und der Zeitdauer beherrscht erscheinen. Vor allem auf gewisse Phänomene der genitalen Betätigung, die sich bei Durchsetzung des genitalen Erregungsablaufes mit prägenitalen, analen, zum Teil sadistischen Tendenzen ergeben. Ich lasse aus diesen, meistens bekannten Erscheinungen eine kleine Auswahl folgen.

Der gewohnheitsmäßige Onanist versucht fast regelmäßig, seine Betätigung zeitlichen Einschränkungen zu unterwerfen, sie nur in gewisser Häufigkeit,

1) Patient A. sagte mir einmal, solange man ihm eine tiefere Begründung für dieses Äquivalentverhältnis nicht geben kann, fühle er sich berechtigt, darin nichts als eine Redensart, oder im besten Falle rationalistisch ein Gleichnis für die Tatsache zu sehen, daß man durch die Ausnutzung der Zeit Geld verdienen kann.

2) Vgl. Lou Andreas-Salomé: „Anal" und „Sexual", Imago IV, 1916.

oder nur in bestimmten Zeitabständen auszuüben usw. Diese Bemühung ist, ebenso wie ihre hypochondrische Begründung, allgemein bekannt. Für das neurotische Interesse an der Dauer des onanistischen Aktes zunächst zwei Beispiele:

Ein Patient (D.) weiß nichts von seiner infantilen Onanie, erinnert aber, daß er im Alter von ungefähr sieben bis neun Jahren die Gewohnheit hatte, im Klosett einen Psalm zu singen:

„Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen" — usw.

Zu dieser durchsichtigen Deckerinnerung gesellt sich eine zweite, nicht minder deutliche aus der Phase der Pubertätsonanie. Er befand sich da im Unterdrückungskampf gegen die Onanie und wollte es nicht zum Samenerguß kommen lassen. Er nahm sich vor, die manuelle Reibung nur so lange fortzusetzen, bis er das Lied zu Ende gesungen hatte:

„Komm, lieber Mai und mache
Die Bäume wieder grün" usw.

Natürlich konnte er der Erregung nicht widerstehen und mußte, seinem Vorsatze nur scheinbar genügend, das Lied immer wieder von Anfang an wiederholen, bis die Ejakulation eintrat.

Bei einer Patientin (B.) dauert die Masturbation immer sehr lange, weil der Orgasmus sich nur mit Verzögerung einstellt. Sie empfindet dies als beunruhigende Abnormität und kontrolliert sehr besorgt die Dauer des Aktes an der Uhr.

Analog beobachtet man bei gewissen Neurotikern, daß sie in der Ausübung des geschlechtlichen Aktes eine zeitliche Ordnung herstellen, häufig mit hypochondrischer Begründung. Notorisch ist der Beischlaf am Sonnabend, der wie eine pflichtgemäße Entleerung erledigt wird.

Manche Zwangsneurotiker haben die merkwürdige Neigung, die Dauer ihres Beischlafes festzustellen. Ein junger Mann (Patient F.) leidet an Ejaculatio praecox und ist ängstlich besorgt, ob der vorgenommene Geschlechtsakt lange genug dauert; er zählt deshalb die Anzahl der Bewegungen, die er ausführt.[1] Einen ähnlichen Zählzwang zeigt Patient A., der seit Jahren an retardierter Ejakulation leidet. Es ist gewiß auf seine verdrängten feindseligen Impulse zu beziehen, daß er wiederholt mit Frauen zu tun

1) Die erste Wandlung unter dem Einfluß der Analyse ist die Wandlung zur Ejaculatio retardata gewesen. Bei dem ersten solchen Koitus hat er zunächst auch gezählt: bis etwa zum fünfzigsten Stoß — dann hörte er damit auf.

hatte, die im Geschlechtsakt „nur Schmerzen" empfinden. Er nimmt beim Verkehr „eine bequeme Lage" ein, um sich auf die verzögerte Dauer des Aktes einzurichten, und zählt so halbbewußt seine motorische Leistung bis er zum (ziemlich geringfügigen) Orgasmus gelangt. Die Analyse weist dann nach, daß er bereits in der Pubertätszeit bei der Onanie gezählt hat. Er wollte damals den Genuß verlängern und den Samenerguß hintanhalten, da er nach dem Orgasmus Ekel und Selbstvorwürfe empfand. Er zahlte die manuellen Reizungen, die er an seinem Gliede ausgeführt hat, und hielt nach einer bestimmten Anzahl inne, um das wiederholte Abflauen der Erregung herbeizuführen, bis es schließlich zur Ejakulation kam.

Die zurückhaltenden Tendenzen, die wir bei diesen Erscheinungen antreffen, entsprechen der Verwendung analerotischer Triebkräfte, im Sinne der von Ferenczi entwickelten Auffassung.[1] Ihr eingehenderes Studium dürfte zum besseren Verständnis mancher bisher nicht gewürdigter Symptome der Zwangsneurose führen, während sie uns jetzt einen Einblick in die analerotischen Quellen gestatten, aus denen das Zeitgefühl einen Teil seiner Besetzungsenergien bezieht.

Ich führe noch eine abschließende Beobachtung an, an der sich das Bestreben studieren läßt, eine Entleerung zurückzuhalten und die Zeitdauer zu messen, während der die Zurückhaltung gelungen ist. Der eben erwähnte Patient A. hat die Gewohnheit, bei der Ausführung mathematischer Rechnungen nach erfolgter Inspiration seinen Atem zeitweilig zurückzuhalten, bis er z. B. eine bestimmte Formel, die eben an die Reihe kommt, niedergeschrieben hat. Wenn das geschehen ist, atmet er stöhnend aus. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er sich damit während der Arbeit einen Lustgewinn verschafft, indem er die Situation bei der Defäkation nachahmt. Gelegentlich hat er die Zeit mit der Stoppuhr gemessen, die er ohne zu atmen aushielt. Er tat dies (mit zwölf bis dreizehn Jahren) in einer Periode reger sportlicher Interessen, mit der bewußten Begründung, daß man diese Fähigkeit zum Schwimmen unter dem Wasser trainieren müsse. Hier fällt wieder die Verknüpfung des Zeitinteresses mit einer ehrgeizigen Regung auf, deren symbolischer Sinn übrigens offenkundig ist.

Der Eindruck, den diese und viele ähnliche Erfahrungstatsachen ausüben, trägt viel zur Bekräftigung meiner oben entwickelten Ansicht bei. Man könnte demnach versuchen, zur Ontogenese des Geldinteresses, wie

1) Vgl. „Versuch einer Genitaltheorie", S. 8ff.

sie von Ferenczi skizziert wurde, eine Parallele zu konstruieren über die individuelle Entstehung der Zeitvorstellung. Wie etwa das Kind von der spielerischen Beschäftigung mit massigem Lehm oder Kot, dann mit vielkörnigem Sande zur Wertschätzung des einzelnen Steinstückes und darüber hinaus zur Bewertung des Geldstückes gelangt, so dürfte es auch von der Zeit zunächst die unbestimmte Empfindung von einer ausgedehnten, zusammenfließenden Masse haben, um allmählich die Vorstellung von zusammenhängenden, immer kompakteren Zeitmengen zu erwerben. Für diese Parallele spricht übrigens noch die Übereinstimmung der Zahlsysteme für Geld und Zeit bei manchen Völkern.[1]

II

Unser bisheriges Resultat fordert zu einer kritischen Betrachtung heraus. Ich verdanke sie Dr. H. Sachs, der in der Diskussion meines Vortrages folgende Auffassung entwickelt hat: Zeit ist der Repräsentant der realen Notwendigkeit. Das Zeitgefühl ensteht, wenn die lustvolle, also „zeitlose" Wunschlosigkeit des Säuglings durch die erste „Not", durch das Gefühl des Hungers unterbrochen wird. Das Hungerfühl setzt also in der kindlichen Psyche die ersten „Zeitengramme".

Die Korrektheit dieser Deduktion ist unbestreitbar, sie scheint mir eine wertvolle Ergänzung zu meinen Ausführungen zu bilden. Sie läßt sich auch leicht mit empirischem Material belegen. Ich verweise auf den Patienten C., der die Zeit mit dem „Eßbaren" überhaupt[2] — und dieses allerdings mit Kot identifiziert.

Ich kann von hier aus einen weiteren Schritt tun, indem ich von der Feststellung ausgehe, daß für das Kind der Vater als Repräsentant der Lebensnotwendigkeiten (als Anwalt des „Realitätsprinzips") erscheint.[3] Unter diesen Nötigungen, denen sich das Kind fügen muß, steht die Reinlichkeitserziehung voran. Sie erfolgt in letzter Linie unter dem Zwange des Vaters, des Vertreters und Vorbildes der sozialen Autorität innerhalb der

1) Von den Schwierigkeiten der direkten Kinderbeobachtung in diesem Punkte gewinnt man ein Bild aus dem später zu besprechenden Kongreßvortrag (1922) von S. Spielrein.

2) Es wäre nicht unangebracht, ihn als „Zeitfresser" zu bezeichnen. Bei manchen sportlichen Betätigungen ist er auch ein typischer „Kilometerfresser".

3) Vgl. jetzt Freud: „Neurose und Psychose" und „Das ökonomische Problem des Masochismus". Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse X, 1924, Heft 1 und 2. (Ges. Schriften, Bd. V).

Familie. Wir können dann diese Auffassung mit der Einsicht von van Ophuijsen[1] und Stärcke[2] über die anale Quelle des Verfolgungswahns verknüpfen. Die beiden Autoren haben bekanntlich den Nachweis erbracht, daß im Unbewußten das Scybalon mit dem Penis des „Verfolgers" (d. h. der ursprünglich geliebten Person) identifiziert wird. Die Kotsäule vertritt also in letzter Linie den Vater und drängt physiologisch ebenso zur Entleerung, wie der letztere, oder die ihn vertretende Autorität sozial.[3] Daher ist die, dem Kot gleichgesetzte „Zeit" mit dem Vater identisch, dem Vertreter der Lebensnot. Er ist es, der dem Knaben die Mutter vorenthält und ihm die sexuelle Entbehrung auferlegt (Ödipus-Komplex), so wie er für die rückwärtsschauende Phantasie des Kindes ihm auch den Verzicht auf die Mutterbrust („den Hunger") aufgezwungen hat.

Dieser Gesichtspunkt kann uns dazu verhelfen, ein früher zurückgestelltes Problem zu lösen. Es ist uns aufgefallen, daß das Zeitinteresse unserer Patienten bewußt meistens im Dienste höherer Strebungen steht, die auf Pflichterfüllung und nützliche Verwertung der Zeit abzielen. Daher fühlen sich solche Personen stets von der „Zeit" bedrängt, und verstricken sich unaufhörlich in Termine und Fristen. Diese höheren Strebungen gehen vom Ich-Ideal, oder Über-Ich (Freud) aus und entspringen im wesentlichen der Identifizierung mit dem Vatervorbild. Die „drängende" Zeit erweist sich also — über die assoziative Brücke der bedrängenden Kotsäule hin — als ein Stück des Ich-Ideals. Es scheint mir die Annahme berechtigt, daß das Über-Ich den zwangsartigen Charakter des gebieterischen Sollens[4] auch aus dieser analen, also einer erotischen Quelle bezieht. So befremdend auch diese Ableitung anmutet, sie fußt auf der Grundlage bekannter analytischer Auffassungen. Ich darf dazu auch die Bemerkung Freuds anführen: „Was im einzelnen Seelenleben dem Tiefsten angehört

1) „Über die Quelle der Empfindung des Verfolgtwerdens". Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VI, 1920, S. 68 f.

2) „Die Umkehrung des Libidovorzeichens beim Verfolgungswahn", ibid. V, 1919, S. 258.

3) Siehe hiezu die Bemerkung von Abraham: Derartige (eigenwillige) Kinder lehnen sich übrigens in gleicher Weise wie gegen das „Sollen" (die befohlene Entleerung) auch gegen das „Müssen" (Ausdruck der Kindersprache für Stuhldrang) auf. Op. cit. S. 33.

4) Vgl. Freud: „Das Ich und das Es" (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 400). Die für die Zwangsneurose charakteristische Reaktionsbildung des Ich, die gesteigerte Gewissenhaftigkeit, ist ebenfalls aus dieser — der Regression zur analsadistischen Stufe entsprechenden — Beziehung abzuleiten. Ich vermute ferner, daß die von Freud in einem Fall mit Vorteil geübte Technik, die genügend lange fortgesetzte Behandlung einer Zwangsneurose durch Terminsetzung zu beenden, in diesem Zusammenhang ihre tiefste Wurzel hat.

hat, wird durch die Idealbildung zum Höchsten der Menschenseele im Sinne unserer Wertungen“ (loc. cit. S. 381).

Die Beziehungen zwischen Zeitvorstellung und Idealerfüllung sind aber noch um ein Stück verwickelter. Bei den Patienten, die schon Abraham so geschildert hat, daß sie nur für die Arbeit leben, Untätigkeit und Vergnügungen hassen, stellt sich beim näheren Eingehen heraus, daß in ihnen ein stetiger Ambivalenzkonflikt tobt, ein Schwanken zwischen Pflicht und Genuß. Während sie bewußt die Pflichterfüllung über alles stellen, sehnen sie unbewußt die verbotene (oder verachtete) Sexualbefriedigung herbei. Wenn der Patient C., obwohl stets auf Zeitersparnis bedacht, bei dem Zeichnen große Pausen hält, um sich dem Grübeln hinzugeben, „verliert“ er diese Zeit an eine direkte Befriedigung im Symptom.[1] Auch sonst gibt es ein Sparen mit der Zeit zur Erreichung libidinöser Befriedigung. Hierher gehört das ängstliche Rechnen mit den Schlafstunden, eine nicht allzu seltene Erscheinung, für die ich ein von Abraham stammendes, hübsches Beispiel anführen will: Ein Patient, von einer Prostituierten aufgefordert, mitzukommen, erwiderte, er müsse mit Geld und Schlafzeit haushalten.

Die „Zeit“ scheint also eine Pflicht- (Unlust-) seite und eine Lustseite zu haben. Es ist leicht zu erkennen, daß beide Qualitäten von der Gleichsetzung mit Kot herrühren, einerseits der lustvollen Tendenz zur Zurückhaltung, anderseits dem unlustvollen Drängen, beziehungsweise der Entleerungspflicht entsprechen. Wir verstehen dies besser, wenn wir auf die physiologische Vorstufe des Kotes, das Essen, zurückgreifen, *in ultima analysi* auf die Ernährung an der Mutterbrust. Das Saugen an der Brust ist reine Lust, die Entbehrung auf dieser Stufe reine Unlust — der Hunger setzt die ersten „Zeitgefühle“. In der Analerotik treten die beiden Erregungsarten zu einer Mischung zusammen: die Kotsäule verursacht Lust und Unlust zugleich. Daher hat die Zeitvorstellung Besetzungen beider Qualitäten erhalten. Vielleicht ist es so, daß das Kind die lustspendenden Wirkungen auch auf dieser Stufe der „Mutter“ zuschreibt, während es den schmerzverursachenden Bedränger mit dem „Vater“ identifiziert.

Ich verfüge jedenfalls über eine Beobachtung, die wie eine Illustration dieser Auffassung aussieht. Der schon öfters erwähnte Patient C. ist in seiner Kindheit nie zur regelmäßigen Stuhlentleerung angehalten worden,

1) Tatsächlich hat bei ihm die Analyse in dieser Hinsicht die Wandlung geschaffen, daß er nunmehr über die durch die Neurose verlorene Zeit klagt, welche durch die Freuden der Jugendjahre hätte ausgefüllt sein sollen.

da seine Mutter die Ansicht vertrat, den Kindern müsse man in jeder Beziehung Freiheit gewähren. Sie begünstigte also die (ursprüngliche) Lusttendenz des Kindes. Heute, da in seinem Seelenleben zwangsneurotische Reaktionsbildungen vorherrschen, gilt sie ihm dafür als unordentlich und schmutzig. Dagegen hält er den Vater für einen ordentlichen, pflichtbewußten Menschen.[1]

*

Die Entstehung des Zeitgefühls auf der oralen Stufe der Libidoentwicklung gestattet nun, wenn wir die Bildung des Ich-Ideals durch Introjektion (Freud) berücksichtigen, die zusammenfassende Formulierung: Die „Zeit" ist im Unbewußten der introjizierte, d. h. der verschlungene und dann zum Kote gewordene Vater.[2]

Ich möchte an dieser Stelle der fruchtbaren und aussichtsreichen Forschungen Róheims[3] gedenken, deren Resultate mich in der Überzeugung von der Richtigkeit der hier entwickelten Anschauung weitgehend bekräftigen. Aus seinen, an Freuds Hypothese von der Urhorde anschließenden Gedankengängen möge das für uns Wichtige in Kürze wiedergegeben werden. Nach der Urtat hatten die Mitglieder der Brüderhorde sich mit dem toten Urvater identifiziert. Sie erwarben ein Ich-Ideal, indem sie ihn gefressen, d. h. introjiziert hatten. Dieser Vorgang hatte eine Reihe entscheidender psychischer Veränderungen zur Folge, die der Entwicklung zur menschlichen Gesellschaft den Anstoß gaben. Ebenso bedeutsame Wirkungen sind von dem Kote ausgegangen, zu dem sich der gegessene Vater in ihrem Innern verwandelt hat, beziehungsweise von der Entleerung dieses Körperproduktes. Die materielle und speziell die wirtschaftliche Kultur hat von diesen Vorgängen ihren Ausgang genommen.

Die Ausführungen Róheims gestatten uns, die klinisch-analytische Auffassung der Zeitvorstellung mit einer Spekulation zu ergänzen, die uns die Entwicklung derselben in der fernen Vergangenheit näher bringen

---

1) Dieser denkt auch über die Anforderungen der Reinlichkeit anders, wie folgende Kindheitserinnerung beweist. Einmal wollte ihm, wie auch sonst oft, der Vater etwas zeigen. Plötzlich wurde der Knabe durch Stuhldrang gestört, und mußte sich zurückziehen. Da bemerkte der Vater, daß ein ordentlicher Mensch dies nur einmal am Tage, und zwar zur selben Stunde, tut.

2) „Das Ich und das Es", Ges. Schriften, Bd. VI, S. 375. — Vgl. auch Abraham, op. cit., Einleitung.

3) „Nach dem Tode des Urvaters", Imago IX, Heft 1, und „Heiliges Geld in Melanesien", Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, Heft 3, ferner ein Vortragszyklus in der Berliner Psychonalytischen Vereinigung 1922.

soll. Aus der kulturgeschichtlichen Perspektive gesehen, kann es dann heißen: Zeit ist ein psychischer Abkömmling des aufgefressenen und zum Kote gewordenen Urvaters. Für diese Betrachtungsweise lassen sich einige Anhaltspunkte aus der Völkerpsychologie heranziehen. Wenn wir im Sprachgebrauch den Ausdruck finden: „Die Zeit totschlagen", was wie ein „sadistischer" Beitrag zum Zeitgefühl anmutet, so ist es jetzt naheliegend, darin eine Spur der zur Wiederholung drängenden Urtat zu sehen. Aus derselben unbewußten Sphäre sind wohl Ausdrücke wie „Zeitvertreib", die „Zeit vertreiben" geschöpft. Schon griechische Schriftsteller des Altertums reden, wie wir, vom „Zahn der Zeit", offenbar infolge der naheliegenden Gleichsetzung von *Chronos* mit *Kronos*, der die eigenen Kinder verschlungen hat und dann von Zeus entmannt und gestürzt wurde. Die philologische Forschung erkannte neuerdings diese Gleichsetzung als eine an die Lautähnlichkeit anknüpfende Spekulation der Spätzeit und hat sie, hauptsächlich aus sprachlichen Gründen, verworfen.[1] Trotzdem nimmt noch Waser für die Allegorie Partei, indem er meint, daß „der Mythos vom Verschlingen der eigenen Kinder nicht schlecht paßt auf die schaffende und wieder zerstörende Zeit". Ohne in diese Streitgkeit einzugreifen, bemerken wir jedenfalls, daß diese Gleichsetzung, gleichwie ihre offenkundige Bedeutsamkeit für das Denken der ausgehenden Antike, ihrer guten, unbewußten Grundlage nicht entbehrt.[2]

*

Unsere Zeitvorstellung läßt noch vielfache Spuren ihrer Genese erkennen. Sie scheint im Sinne unsererer prähistorischen Spekulation in Vergangenheitsbeziehungen zu wurzeln und tritt als Repräsentant von Vergangenem ins Bewußtsein. Nach Spielreins[3] begrifflicher Unterscheidung

1) Die Angaben zu diesem Thema auf Grund folgender Darstellungen: Roschers „Lexikon der Griechischen und Römischen Mythologie", Artikel *Kronos* von Mayer. Pauly-Wissowa: Realenzyklopädie der klassischen Altertumwissenschaft", Artikel *Chronos* von Waser und Artikel *Kronos* von Pohlenz.

2) Ein Abkömmling dieser mythologischen Vorstellungen ist eine allegorische Darstellung aus der Schule von Rubens. Sie hat den Titel: „Die Zeit entführt die Wahrheit" und stellt die Zeit als bärtigen alten Mann dar, mit Flügeln auf dem Rücken und der Sense auf der Schulter, die sonst zu den Requisiten des Todes gehört. — Das Gegenstück dazu findet sich in der Mithrastheologie, für welche es eine Urpotenz gibt, die unendliche Zeit (*Zroan akarana*), die mit *Kronos* gleichgesetzt und als löwenköpfiges Ungeheuer mit Menschengestalt dargestellt wird. Die „totemistische" Herkunft dieser Verbildlichung darf wohl angenommen werden.

3) „Die Zeit im unterschwelligen Seelenleben", Imago IX, H. 3.

können wir die Richtung der Vergangenheit als das Entscheidende für die Erwerbung der Zeitvorstellung hervorheben. Beachtenswert sind in diesem Zusammenhange gewisse Volksbräuche, die Róheim[1] analytisch untersucht hat. Den verbreiteten Aberglauben, Gegenstände in magischer Absicht hinter den Rücken zu werfen, klärte er durch die Annahme auf, daß derselbe, ähnlich wie es auch in Träumen, Riten usw. der Fall ist, die Zeitlichkeit mittels des Räumlichen darstellt.[2]

„Was hinter uns ist, das ist vergangen, das ist Vergangenheit. Die Krankheit hört auf, ist vergangen, wenn man sie [in geeigneter Verkörperlichung] nach hinten wirft. Mit zurückgeworfenen Steinen richtet der vom Begräbnis nach Hause kehrende Mann des Volkes eine Schranke auf zwischen dem lebendigen Leben und den eigenen, den Toten betreffenden Vorstellungen [der Seele des Toten]" (loc. cit. S. 254).

Zu dieser gewiß zutreffenden Deutung Róheims ist noch zu bemerken, worauf er übrigens nebenbei hinwies, daß die angeführten magischen Handlungen offenbar die Defäkation symbolisieren, die nach hinten geworfenen Gegenstände also als Kot aufzufassen sind. Wir finden demnach eine gemeinsame Symbolik für Kot und das Vergangene, die Vergangenheit, in guter Übereinstimmung mit unseren Erörterungen.

Der Werdegang der Vorstellung „Vergangenheit" beim Kinde wurde bereits von Spielrein analytisch untersucht: „Das Kind kennt zuerst bloß Gegenwart und unmittelbare Zukunft, die es wahrscheinlich bloß durch die Dauer voneinander trennt! Es ist ein Dasein. Mit der Zeit entwickelt sich die Vorstellung des Nichtdaseins. Dieses Nichtdasein wird zuerst durchaus räumlich gedacht, weit, weit weg, fort. In der Vorstellung des Nichtdaseins liegt der Keim für den späteren Vergangenheitsbegriff."[3] Noch vorher, mit anderen Worten: Die Idee der Vergangenheit dürfte das Kind durch die Feststellung des Verschwindens gewinnen.[4] Nehmen wir hinzu, daß nach den neuesten Forschungen von Abraham[5] (auf der von

1) „Adalékok a magyar néphithez" II („Beiträge zum ungarischen Volksglauben"). Budapest 1920.

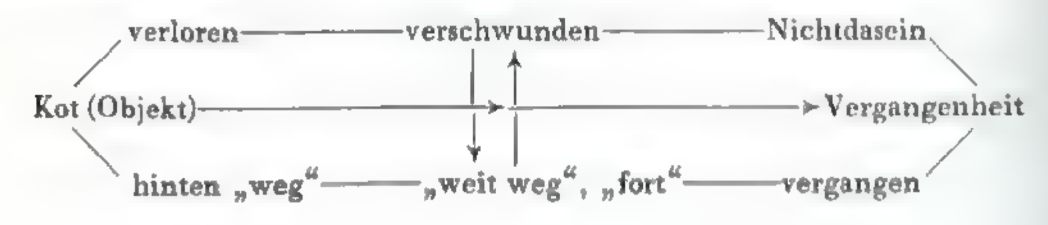
2) Vgl. hiezu Eisler: „Das ‚Zeitliche Geschehen' wird im Traume durch ein Räumliches dargestellt." Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse V, 1919, S. 298. Ferner: Spielrein, a. a. O. S. 516.

3) Dementsprechend ist „die Vergangenheit im Traume keine richtige Vergangenheit, sondern ein Nichtdasein, respektive ein Nichtmehrdasein" (a. a. O. S. 316).

4) Die von Freud erwähnten Träume von Abreisen als Todesdarstellung: Darstellung des Zeitlichen mittels des Räumlichen (Spielrein, S. 303).

5) Siehe „Entwicklungsgeschichte der Libido", insbesondere S. 13 ff. u. 86 f.

ihm unterschiedenen frühen anal-sadistischen Organisationsstufe der Libido) die Ausstoßung des Kotes mit dem Verlust, dem Verschwinden, beziehungsweise mit der Vernichtung, dem Tod des Objekts gleichbedeutend ist, und die Stuhlentleerung als das Prototyp jeder späteren Vorstellung vom Verlust, beziehungsweise vom Verschwinden eines Objektes erscheint, so gelangen wir wieder zu einer sehr beachtenswerten Übereinstimmung. Die hier diskutierten Gesichtspunkte lassen sich in einer graphischen Darstellung veranschaulichen:



*

Das bisherige Resultat meiner Untersuchung ist auch im besten Einklang mit der Auffassung, die S. Radó[1] über die Genese der menschlichen Abstraktion entwickelt hat. Radó stellt nach eingehender Untersuchung der Kausalitätsidee, in der sich nach seiner Einsicht in letzter Instanz der „übermächtige Wille des Urvaters“ verewigt hat, die verallgemeinernde Behauptung auf:

„Die wissenschaftliche Begriffs- und Theorienbildung hebt sich ganz allgemein mit individual- und massenpsychologischen Selbstwahrnehmungen an, die animistisch in die Außenwelt verlegt sind.“ Ich erblicke in den Ergebnissen meiner Abhandlung eine weitere Bestätigung dieser Auffassung, die mir um so bedeutender erscheint, da meine Untersuchung des Zeitproblems auf ganz anderen Wegen wandelt, als die der Psychologie der Forschung gewidmete Studie von Radó.

In diesem Zusammenhange möchte ich ferner meine Ergebnisse den Äußerungen Freuds zum Zeitproblem[2] gegenüberstellen. Freud vermutete zuerst, daß die mit der Ausbildung des Ich-Ideals verknüpfte Entwicklung und Erstarkung der beobachtenden Instanz, das für unbewußte Vor-

1) „Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse“, Imago VIII, S. 412.

2) Hollós hat dieselben unlängst übersichtlich zusammengefaßt. Im Sinne der von ihm vorgenommenen Klärung der Begriffe verstehe ich unter Zeitgefühl „jene unbewußte Grundlage, vermittels welcher ein zeitliches Erfassen oder das Erfassen der Veränderungen in Zeitlichkeit überhaupt ermöglicht wird.“ „Über das Zeitgefühl“, Internationale Zeitschrift für Psychoanalye VIII, S, 425.

gänge nicht geltende Zeitmoment in sich faßt. Später korrigierte er diese Annahme und wies die Herstellung der zeitlichen Anordnung in den seelischen Vorgängen sowohl wie die Funktion der Realitätsprüfung dem Ich zu.[1] Es ist aus unseren Erörterungen leicht zu verstehen, daß Freud das Zeitmoment zunächst mit auf das Ichideal bezogen hat. Er dürfte dabei vom unbewußten Wissen geleitet worden sein, für welches ja Zeit und Über-Ich zusammenfallen. Es schiene mir vorzeitig, meine Zurückführung des Zeitgefühls auf die lebenswichtigen Ernährungsvorgänge des Körpers mit der metapsychologischen Stellungnahme Freuds entscheidend zu verknüpfen, wir sind dazu über den Aufbau des Ich, das ja „ein besonders differenzierter Anteil des Es ist", noch viel zu wenig unterrichtet. Wir müsssen uns hier mit der unbestimmt gelassenen Andeutung von Freud begnügen: „Mit Hilfe des Über-Ichs schöpft es [das Ich] in einer für uns noch dunklen Weise aus der im Es angehäuften Erfahrungen der Vorzeit" (a. a. O. S. 401).[2]

III

Ich schließe hier — mir wohl bewußt, daß es sich nur um einen Versuch handeln kann — eine Untersuchung über die Anfänge der Zeitmessung und die ersten Zeitmeßinstrumente an.

Nach den Angaben der Autoren[3] läßt sich die zeitliche Folge der verschiedenen Zeitmesser im Altertum nicht mit Sicherheit feststellen. Ich greife also zuerst die Sanduhr heraus, die als Eieruhr noch heute benützt

1) Das Ich und das Es (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 372 und 401).

2) Nachtrag bei der Korrektur. In seiner jüngst erschienenen „Notiz über den Wunderblock" (Ges. Schriften, Bd. VI) entwickelt Freud die Auffassung, daß der Zeitvorstellung „die periodische Besetzungsinnervation" des Wahrnehmungssystems zugrunde liegt. Diese Einsicht erfaßt sicherlich den letzten physiologischen Kern des Zeitgefühls, sowie der darauf gegründeten Zeitvorstellung. Der Hinweis auf die solare Periodizität (Hollós) hebt dann den paläobiologischen Ursprung derselben hervor, während unsere Erörterungen sich an die mannigfachen Verarbeitungen und Gestaltungen wenden, die das Zeitmoment in der psychosexuellen Entwicklung der Menschheit (und des Einzelnen) erfahren hat.

3) Die Kenntnis der einschlägigen Literatur verdanke ich Herrn Dr. Lampl, der mir Auszüge aus folgenden Werken freundlichst zur Verfügung gestellt hat: Bilfinger, Die antiken Stundenangaben, Stuttgart, 1888. Saunier, Geschichte der Zeitmeßkunst, deutsch von Speckhart, Bautzen, 1912—1914. Berthon, Histoire de la Mesure du temps, 1862. Kindler, Die Uhren. Ein Abriß der Geschichte der Zeitmessung, Einsiedeln, 1905.

wird und allgemein bekannt ist.[1] Es ist ganz offenkundig, daß diese Vorrichtung dem Defäkationsvorgang nachgebildet ist, daß der gelbbraune Sand dem Kot, der trichterförmige Behälter dem Darm, die Öffnung dem After entspricht. Besonderes Interesse verdient, daß die Sanduhr den Zeitraum mißt, den die Entleerung des Sandes beansprucht, während bei der zum Vorbild genommenen Körperfunktion die Zeitdauer der Zurückhaltung von Bedeutung ist. Über diesen Unterschied wird uns die Würdigung einer anderen Gruppe von Zeitmessern aufklären.

Die Wasseruhren sind nach allgemeiner Ansicht älter als die Sanduhren und waren jedenfalls schon Jahrhunderte vor Christus im Gebrauch. So diente z. B. in den attischen Gerichtssälen die Klepsydra (das Abfließen einer bestimmten Wassermenge) zur Messung der dem Redner eingeräumten Zeit. Auf diese Einrichtung deuten die lateinischen Redensarten: *„Aquam sustinere“*, *„Hic haeret Aqua“*, *„Aqua mihi haeret“*, *„Aquam perdere“* (= „in den Tag hineinreden“, nach Findler, a. a. O.), so wie unsere heutigen Ausdrucke: „Redefluß“, „Logorrhoe“ usw., die das Sprechen mit dem Fließen des Wassers, also mit der Harnentleerung vergleichen.[2] Die Wasseruhren beruhen, wie ich gleich vorwegnehme, auf der Nachbildung dieses Vorganges. Horapollo berichtet von den alten Ägyptern: „Die Ägypter versinnbildlichen die Tag- und Nachtgleichen dadurch, daß sie einen Affen sitzend darstellen, der am Tage der Tag- und Nachtgleiche zwischen Sonnenauf- und Sonnenuntergang zwölfmal das Wasser ausließ; dadurch wurde der Tag in zwölf Stunden geteilt.“ Nach einer mythischen Überlieferung soll die Entdeckung der Wasseruhr aus einer Beobachtung Hermes, des ägyptischen Merkurs mit dem Ibiskopf hervorgegangen sein. Hermes soll bemerkt haben, daß ein Affe, der dem Serapis geweiht war (Kynoskephalosaffe), zwölfmal täglich und ebensooft nachts in gleichen Zeiträumen sein Wasser ließ.[3]

Bei der Wasseruhr wurde sowohl die Dauer der Flüssigkeitsentleerung, wie auch der Abstand der einzelnen Perioden zur Zeitmessung verwendet. Ich schließe hier zur Parallele einige Beobachtungen an Zwangskranken an, die die Harnentleerung zu solcher archaischen Zeitmessung verwenden.

1) An dieser Stelle sei erwähnt, daß die seit dem Mittelalter aufgekommene allegorische Darstellung des Todes mit der Sanduhr als Attribut unsere unbewußte Vorstellung von der Zeit symbolisiert.

2) Vgl. Ferenczi, Versuch einer Genitaltheorie, S. 12.

3) Nach Saunier, a. a. O. Derselbe bezieht sich darauf, daß in einigen orientalischen Sprachen das Wort „Zeit“ = „Affe“ ist.

Ein Analysand (G.) hatte in der späteren Kindheit die Gewohnheit, bei der Miktion zu zählen, um ihre Dauer festzustellen. Er zählte — offenbar zwangsmäßig — gesondert, während der Harn in einem Strahl spritzte und gesondert für die Zeit des Tröpfelns — und hat dabei Höchstleistungen nach oben und nach unten als „Rekord“ gewürdigt.

Ähnliches ist beim Patienten C. der Fall, der in Anwesenheit anderer überhaupt nicht, oder nur nach Überwindung von Hemmungen urinieren kann. Bei seinen Bemühungen unterliegt er dem Zwange zu zählen und mißt so die Zeit bis der Urinstrahl einsetzt.

In beiden Fällen handelt es sich um die unbewußte Berechnung der Mengen des entleerten, beziehungsweise des zurückgehaltenen Exkrets. Jedenfalls kommt in dieser pathologischen Verzerrung das selbstverständliche Prinzip der Zeitmessung zur Geltung, die Anwendung der Zahlvorstellungen auf den zeitlichen Ablauf der Vorgänge. Eine ergänzende Mitteilung des Patienten C. wirft übrigens auf diese Verhältnisse ein weiteres Licht. Derselbe überwindet gelegentlich seine Hemmung, wenn er mit Urinieren bis zu einem gewissen Zeitpunkt fertig werden muß; z. B. im Bahnhof, unmittelbar vor Abgang seines Zuges. Wir sehen, seine Urethralfunktion verhält sich so, wie sonst die anale, und sein Zählzwang erweist sich in der Tat als eine Verschiebung des kindlichen Interesses an der Stuhlverhaltung auf das Urinieren. Wir haben es also mit einem Übergreifen sehr starker anal-zurückhaltender Tendenzen auf die Blasenfunktion zu tun, mit einer Amphimixis (der Erotismen) im Sinne von Ferenczi.[1] Dieser Mischung der beiden Tendenzen entspricht psychisch (unbewußt) die Gleichsetzung des Harns mit dem Kot, der Urinstockung mit der Stuhlverhaltung, der Miktion mit der Stuhlentleerung. In dieser Beleuchtung erscheint auch für das Zählen des ersten Analysanden (G.) beim Abfließen des Harns die Gleichung Urin = Kot als der entscheidende Faktor.

Die Wasseruhr ist demnach die menschliche Erfindung, bei der diese libidinösen Interessen auf das Niveau der Sublimierung gehoben sind. Die Umkehrung aber, die bei der Sanduhr unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, entpuppt sich als eine scheinbare: sie beruht auf den eben aufgezeigten Beziehungen zwischen den beiden Ausscheidungsfunktionen.[2] Die

1) Siehe Versuch einer Genitaltheorie, S. 7 ff.

2) Ich hatte in einer Analyse Gelegenheit, von dem Erfinder eines modernen technischen Instrumentes, das mit unter hohem Druck stehendem Wasser arbeitet, Hergang und unbewußte Wurzeln seiner Konstruktion zu erfahren. Die Dauer des Wasserdrucks zu messen, ist die wesentliche Leistung des Apparates. Die Analyse zeigte, daß die sich in seiner Tätigkeit abspielenden Vorgänge ein getreues Spiegel-

Sandur — geschichtlich wahrscheinlich jüngeren Ursprungs, als die Wasseruhren — beruht auf demselben Messungsprinzip, als die letzteren. Der aus der Sanduhr rinnende Sand, gleichwie das aus der Klepsydra fließende Wasser repräsentieren und messen „die fließende Zeit".

*

Wir haben uns noch mit der Sonnenuhr zu beschäftigen. Ihre Erfindung läßt sich nicht historisch fixieren; sie wird vielfach in die ältesten Zeiten verlegt. Wie dem auch sein mag, Saunier wird sicher recht behalten, wenn er sagt: „Die Zeitmaße, die durch die scheinbare Bewegung der Sonne entstehen, erregten schon früh die Aufmerksamkeit der Erdenbewohner" (a. a. O. S. 122). Sicherlich war auch die früheste Methode der Zeitbestimmung auf die Sonnenbewegung gegründet. In den ältesten Zeiten benützte man dazu senkrecht aufgestellte Stäbe oder Saulen, sogenannte Gnomone, deren Schattenlänge oder Richtung die Tageszeit angab. Aus diesen Sonnenzeigern (Sonnenweisern, Stundensteinen) entstanden dann die Sonnenuhren, die wesentlich genauere Zeitbestimmungen ermöglichten.

Der Psychoanalytiker wird seinen Blick von all diesen Angaben weg auf die Bedeutsamkeit der Sonnenbeziehung für diese menschliche Kunst richten. Er kennt die tiefe Symbolik Sonne = Vater und wird sich sagen, daß sie den schönsten und zugleich handgreiflichsten Beweis für die unbewußte Vaterbedeutung der Zeit abgibt. Er wird weiter für die auch zeitlich später erfundenen Wasser- und Sanduhren folgern, daß sie gleichsam auf „regressivem" Wege entstanden sind und diesen Gesichtspunkt vielleicht auch für die mechanische Uhr der Neuzeit geltend machen.[1]

---

bild der Spannungserscheinungen abgeben, die bei der willkürlichen Zurückhaltung der Harnentleerung auftreten (steigender Harndrang, Erleichterung bei dem Abfließen des Urins). Anderseits hängt der Umstand, daß die Druckbetätigung des Wassers sich im Apparat periodisch wiederholt, mit den Erinnerungen zusammen, die sich auf die Empfindungen bei der absichtlichen Stuhlverhaltung beziehen: Die Kotsäule drängte gegen die Afteröffnung, bis ein Höchstpunkt des Druckes eintrat, dann wurde aber der Drang schwächer und gab nach; bald ist dann der Stuhldrang wieder stärker geworden, um vielleicht neuerlich abzuflauen; dies wiederholte sich so lange, bis auf der Höhe der Spannung die Entleerung erfolgen mußte. Wir sehen auch in diesem Fall die sekundäre Gleichsetzung der Urinverhaltung mit der Retention des Kotes. Die Betrachtungsweise Ferenczis eignet sich vorzüglich, diese Vorgänge theoretisch zu würdigen.

1) Ich meine damit, daß sie sämtlich zurückgreifen auf die symbolische Darstellung einzelner Funktionen des Organismus.

Auch bei der Sonnenuhr sind direkte Beziehungen zum Menschen vorhanden, vielleicht sogar solche von entscheidender Bedeutung. In den Berichten der Historiker taucht mehrmals die Behauptung auf, daß der menschliche Körper, beziehungsweise seine Schattenlänge, zur Zeitbestimmung benützt wurde. „Vor dem Gebrauch der Wasser- und Sonnenuhren maß man die Zeit durch Abschreiten des eigenen Schattens mit der Sohle“, heißt es bei Bilfinger (loc. cit. Kap. VI). Die Richtigkeit dieser Angabe kann ich nicht nachprüfen; sicher ist, daß der Sonnenzeiger den Menschen selbst darstellt,[1] daß die Beschäftigung mit dem eigenen

1) Ein Scherzgedicht Mörikes aus dem Jahre 1840 verwendet diese Einsicht intuitiv:

An meinen Vetter,
als er sich leidenschaftlich mit Verfertigung von Sonnenuhren beschäftigte.

Hör' er nur einmal, Herr Vetter,
Was mir diese Nacht geträumt!
Sonntag war es, nach Mittage,
Und ich sah vom Fenster Seines
Alten gelben Gartenhauses,
Wie die Bürgersleute ruhig
Vor der Stadt spazieren gingen.
Und ich wandte mich und sah ihn,
Der im Anfang nicht zugegen,
Ernsthaft vor dem Spiegel stehen,
In der Stellung eines Mannes
Der sich zu balbieren trachtet.
Doch indem ich näher trete,
Muß ich voll Erstaunen sehen,
Wie er sich mit schwarzer Farbe
Auf sein rundes Vollmondantlitz
Einen saubern Halbkreis malte,
Von der linken Schläfe aufwärts,
Zwischen Mund und Kinn hindurch und
So hinauf die rechte Backe.
Jetzo mit geübtem Pinsel
Zeichnet er entlang den Zirkel
Schöngeformte römsche Ziffern,
Kunstgerecht von eins bis zwölfe,
Und ich dachte, ach mein lieber
Vetter ist ein Narr geworden!
Denn er sah mich an mit Augen,
Die mich nicht zu kennen schienen.
Überdem stellt er sich förmlich
An das Fenster in die Sonne,
Und der Schatten seiner Nase
Sollte nun die Stunden weisen.
Ach, die Leute auf der Straße
Wollten sich fast Kröpfe lachen!

Was nun dieser Traum bedeute?
Ich will ihn just nicht erschrecken:
Aber laß er sein verdammtes
Sonnenuhrenmachen bleiben!

Schatten des Menschen, sowie die an ihm angestellten Beobachtungen der Erfindung der Sonnenuhr vorangingen und zu ihr angeregt haben.

Das Interesse des Menschen an seinem Schatten wurde bereits von zwei psychoanalytischen Autoren untersucht, von Rank im „Doppelgänger"[1] und von Róheim in der Abhandlung über „das Selbst".[2] Ich muß hier den von ihnen erbrachten Nachweis von der Seelenbedeutung des Schattens voraussetzen und darf zugleich den außerordentlichen Reichtum an literarischem, beziehungsweise folkloristischem und ethnologischem Material hervorheben, das sie zur Stützung ihrer Gedankengänge heranziehen konnten. Worauf aber keiner der beiden Autoren hingewiesen hat, ist der merkwürdige Umstand, daß der Reichhaltigkeit an literarischen und völkerpsychologischen Dokumenten über die Bedeutung des Schattens im menschlichen Seelenleben keine, oder bloß sehr geringfügige Erfahrungen aus der Individualpsychologie entsprechen. Die Psychoanalyse hat merkwürdigerweise keine diesbezüglichen Funde ans Tageslicht gebracht, obwohl die Aufmerksamkeit, die das Kind der Schattenwahrnehmung schenkt, uns allen bekannt ist. Rank begnügt sich damit, ein kleines Gedicht von Richard Dehmel „Der Schatten", nach R. L. Stevenson anzuführen, „das sehr hübsch die Rätselhaftigkeit des Schattens für das Kind schildert, das nicht weiß, wozu es seinen kleinen Schatten hat" (a. a. O. S. 276):

> „Das Sonderbarste an ihm ist, wie er sich anders macht;
> Garnicht wie artige Kinder tun, hübsch alles mit Bedacht.
> Und manchmal springt er schneller hoch als mein Gummimann;
> Und manchmal macht er sich klein, daß keiner ihn finden kann."

Von diesem hübschen Motiv ausgehend, läßt sich die unbewußte Bedeutung des Schattens ein Stück weiter aufklären. Seine Penis-, beziehungsweise Erektionssymbolik ist offenkundig.[3] Von ihr gelangt man zur Verknüpfung der Schattenvorstellung mit dem Kastrationskomplex, wie sie vor allem durch Chamissos Erzählung vom Peter Schlemihl, der seinen Schatten verloren hat, bekannt ist. Als ethnologische Parallele führe ich nach Róheim an: „Ein Schamane der Euahlayi kann den Schatten des Menschen stehlen und dadurch ihn dem langsamen Hinsiechen preisgeben." Hiezu sagt Róheim: „Im allgemeinen gleicht die passivmagische Bedeutung des Schattens ganz dem der Körperteile und Ausscheidungen,

1) Imago III, 1914. Abgedruckt in „Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung", 1919. S. 266 ff.

2) Imago VII, 1921. S. 211 ff.

3) Vgl. die (phallische) „Daumengestalt" der Seele, bei Róheim, loc. cit. S. 343.

so daß wir wohl vermuten dürfen, daß die autoerotischen Vorstellungen von den erogenen Zonen auf den Schatten, als gegebenes Bindeglied zwischen Ich und Außenwelt verschoben wurden" (a. a. O. S. 317). Dies bringt uns auf die Vermutung, daß das Unbewußte den Schatten auch mit den Ausscheidungen gleichsetzt. Die Fruchtbarkeitsbedeutung des Schattens, die von Rank ausführlich besprochen wurde, scheint dafür zu sprechen. Sie liegt z. B. dem Stoff von Richard Strauß Oper „Die Frau ohne Schatten" zugrunde, deren Text von Hoffmannsthal stammt. Die Heldin des Stückes bekommt keine Kinder — sie ist eine Frau ohne Schatten. Der Schatten hat also die symbolische Bedeutung: Kind. Es ist dann naheliegend, die analytische Deutung des Schattens im Sinne der bekannten symbolischen Gleichung: Penis = Kind = Kot zu vervollständigen. Dies stimmt gut zur Rolle des Schattens als Schatzhüter, ja sogar Schatzmehrer (Rank, loc. cit. 321). Diese von mir angenommene Beziehung des Schattens zur Analerotik könnte auch den wesentlichen Zug in den Geschichten von Peter Schlemihl u. a. beleuchten, daß sie für den Schattenverlust durch Reichtum entschädigt werden. Vielleicht hat der Ausdruck „einen Schatten werfen" ebenfalls in der Beziehung zur Analerotik seinen Ursprung.

Kehren wir nach dieser Exkursion zur Sonnenuhr zurück. Ist die Annahme, daß der Mensch seinen Schatten im Unbewußten mit Kot gleichsetzt, stichhältig, so wäre die Rolle des Schattens in der Messung der Zeit nicht nur aus einer rationellen Wahrnehmung hervorgegangen, sondern auch der Bedeutung der Analerotik für Zeitdauerschätzung und -messung durchaus entsprechend. Vielleicht bedeutet für das archaische Denken des Primitiven das Bestrahltwerden von den Sonnenstrahlen die Aufnahme, die Einverleibung dieser Strahlen (in letzter Linie wohl des Himmelkörpers selbst)[1] und das Schattenwerfen das Endprodukt dieses „Verdauungsprozesses", also die wesentlichen Momente der Urtat, in der Symbolisierung durch das Kosmische! Wie dem auch sei, für uns steht es fest, daß die Rolle der (scheinbaren) Sonnenbewegung für unsere Zeitbestimmung aufs innigste mit der Sonnensymbolik verknüpft ist.

Die Bedeutsamkeit dieser Beziehung tritt klarer hervor, wenn wir die tiefschürfende, aber nicht in allen Punkten klare Arbeit Hollós: „Über das

1) Man erinnere sich an die Einstellung, die der Senatspräsident Schreber zur Sonne und seinen „Strahlen" hatte. Siehe Freud: Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 370 u. 404).

Zeitgefühl"[1] heranziehen. Nachdem er den allgemeinen Zusammenhang der rhythmischen Lebensäußerungen mit der kosmischen Periodizität dargestellt hat, zeigt Hollós, daß „der Schlaf des Nachts und das Wachen tagsüber" als „das klassische Korrelat aller rhythmischen Libidobewegungsphasen" zu betrachten sind und somit die biologische Grundlegung für das Zeitgefühl abgeben. Auffassung und Betrachtungsweise mögen am besten aus des Autors eigenen Worten hervorgehen: „Der regelmäßige Nachtschlaf und das rhythmisch sich wiederholende Aufwachen scheint einen unbewußten Kontakt zu ergeben, einesteils mit der in uns phylogenetisch unbewußt fortwirkenden solaren Rhythmizität, andererseits mit der aktuellen, bewußten solaren Periodizität. Auf Grundlage dieses, die Unbewußtheit mit der aktuellen Veränderung verbindenden Kontaktes allein wäre das Zeitgefühl zu verstehen."[2] Dieser Anschauung entsprechend meint Hollós, daß für die erste Orientierung des Kindes in der Zeitlichkeit das Schlafen in seinem Wechsel mit dem Wachsein der wichtigste Faktor sei. Fügen wir hinzu, daß sich dies offenbar nur auf die Orientierung in der Richtung der Zeit (Vergangenheit—Gegenwart—Zukunft) bezieht, und nicht gelten kann für die Empfindung, oder Einschätzung einer Zeitdauer.

Hollós' Ausführungen über den Zusammenhang des Zeitgefühls mit Rhythmus und Periodizitat der Lebenserscheinungen beruhen auf allgemeinsten biologischen Einsichten und sind sicherlich zutreffend. Mehr psychoanalytisches Interesse beansprucht seine These von der Bedeutung des Wechsels von Schlafen und Wachen für das Zeitgefühl. Dazu kann man die analytisch mehrfach verwertete Parallele zwischen Schlaf und Intrauterinzustand heranziehen. Die Mutterleibexistenz ist ja wahrscheinlich zeitlos; erst mit der Geburt beginnen die Einwirkungen der realen Außenwelt auf das Psychische, die vermutlich von Anfang an auch Zeitspuren hinterlassen, in Übereinstimmung mit der von Sachs betonten Beziehung der Zeit zur realen Not. Der Schlaf entspricht dann einer periodischen, wenn auch nur partiellen Rückkehr in den verlorenen Zustand der Zeitlosigkeit. Übrigens hat bereits M. Klein auf Grund von Kinderanalysen behauptet, daß das kindliche Interesse an der zeitlichen Orientierung im wesentlichen auf der Neugierde beruht, die das Kind der Mutterleibexistenz entgegenbringt.[3]

1) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, S. 421 ff.
2) A. a. O. S. 431. Vom Verfasser gesperrt.
3) Zur Frühanalyse, Imago IX, S. 251.

Ausschlaggebend für unsere Diskussion ist doch die Abhängigkeit des Schlafes von der solaren Periodizität. Diese Abhängigkeit, dem Menschen als natürliches Wissen eigen, dürfte sich ihm in dunklen Vorzeiten als eine Art Erfahrung eingeprägt haben. Mächtige libidinöse Motive müssen an ihr hängen, mögen sie auch uns Heutigen ganz unbewußt sein: dafür bürgt die Vaterbedeutung der Sonne, die in einstigen Kulturen eine so überragende Rolle gespielt hat. Wir können es wagen, jene Entwicklungen aus ihren Niederschlagen zu rekonstruieren, wenn unsere Spekulation an der analytischen Urhordenhypothese anknüpft.

Vergegenwärtigen wir uns die Einstellung der Söhne zum Urhordenvater, wie sie im Sinne von Freuds Einsichten S. Radó kurz geschildert hat: „Alle Söhne sind durch libidinöse Bindung an die Tyrannei des feindseligen und gefürchteten Urvaters gefesselt, der mit einer später nie mehr erreichten Machtvollkommenheit über ihre Person und ihr Schicksal verfügt: Sein Wille regiert die Welt, entscheidet über Leben und Tod.“ Wir haben schon gehört, daß nach diesem Autor „hier die Situation gegeben ist, in der die Menschheit die Idee des Determinismus erworben hat“. Ferner: „Für das archaische Denken der Söhne bedurfte es wirklich nur eines winzigen Schrittes, um die unerbittliche Allmacht des Hordenvaters auf das übrige Universum auszudehnen.“ (loc. cit. S. 412.)

In Anlehnung an diese Auffassung kann man sich eine Vorstellung darüber bilden, welchen Platz der tägliche Schlaf in dem Weltbild der Söhne einnahm. Aus dem Willen des Urvaters wurde es dunkel, und die Sonne ging unter, wenn Er sich zum Schlafe legte! Er beherrscht die zeitlichen Vorgänge auch in den späteren Gestaltungen, die er nach seiner Tötung annimmt. In der nachtotemistischen Epoche auf den Himmel projiziert, wurde er im Unbewußten mit der Sonne identifiziert. Er behielt aber seine frühere Allmacht weiter, da von der Sonne Lauf der Wechsel von Tag und Nacht, damit Schlaf und Wachsein abhängig ist. In diesem „Zeitalter des Sonnengottes“ (Frobenius) ist also die scheinbare Bewegung der Sonne zur Grundlage der Zeitbestimmung geworden. Die Beobachtungen schließlich, die man an den Schattenveränderungen anstellte, führten dann zu einer objektiven Schätzung, beziehungsweise Messung der Zeit.

Über die Bedeutung der „B" im Rorschachschen Versuch

Nach einem Vortrag in der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse, 15. März 1924

Von A. Furrer (Zürich)

I

Ich möchte Ihnen heute die Ergebnisse einer Untersuchung über die Bedeutung der Bewegungsantworten *(B)* im Rorschachschen Versuch vorlegen. Die Untersuchung strebte an, zu einer theoretischen Erklärung der *B* zu kommen. Ob und wie weit es mir gelang, mich diesem Ziel zu nähern, muß Ihre Kritik entscheiden.

Bekanntlich war es leider Rorschach nicht vergönnt, die theoretischen Grundlagen für seinen Versuch selber zu schaffen. Er schreibt in der Einleitung zu seiner „Psychodiagnostik":[1] „Die theoretische Begründung der Versuche steckt teilweise noch ganz in den Anfängen." Dies gilt besonders mit Bezug auf die theoretische Erklärung der Bewegungsdeutungen.[2] Auf rein empirischem Wege hatte Rorschach gefunden, daß die *B* die Repräsentanten des Innenlebens, des innerlichen Schaffens, des schöpferi-

1) Psychodiagnostik. Methodik und Ergebnisse eines wahrnehmungsdiagnostischen Experiments. Bern 1921. (Referiert von Flugel in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, 1922, S. 362 ff. Vgl. auch Binswanger, Bemerkungen zu Hermann Rorschachs Psychodiagnostik, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, 1923, S. 512 ff. und das Referat von Weber über Rorschach-Oberholzer, ibid. X, 1924, S. 311 f.).

2) Rorschach definiert die Bewegungsantworten a. a. O. S. 15 und 15 so: „Bewegungsantworten sind diejenigen Deutungen, die durch die Formwahrnehmung *plus* kinästhetische Zuflüsse determiniert werden. Die Versuchsperson stellt sich das gedeutete Objekt in Bewegung begriffen vor . . . Als Regel kann gelten, daß Kinästhesien meist nur dann in Frage kommen, wenn menschliche Figuren gesehen werden."

schen Denkens, der produktiven Phantasie sind. Das war eine überraschende und hochbedeutsame Entdeckung — wohl auch die originellste innerhalb des Versuchs — eine Entdeckung, welche die experimentelle Psychologie um einen entscheidenden Schritt vorwärts brachte. Aber inwiefern die *B* Repräsentanten des innerlichen Schaffens, der schöpferischen Phantasie seien und wie sie entstehen und in welchem inneren Verhältnis sie zu der Motilität stehen, das blieb recht dunkel. Immerhin einige gesicherte Feststellungen und weitreichende Andeutungen sind auch schon in der „Psychodiagnostik" vorhanden:

S. 55 schreibt Rorschach: „Die *B*-Antworten repräsentieren somit eine Komponente der Intelligenz, die mit der Lockerung der Assoziationsmassen parallel geht, mit der Zahl der Eigenantworten (Orig.) der Versuchspersonen parallel geht, die durch heitere Verstimmung verstärkt, durch depressive Verstimmung und stumpfe Affektivität geschwächt wird, infolgedessen in besonders inniger Verquickung mit affektiven Vorgängen stehen muß, die ferner durch bewußte Bemühung und bewußte Hinwendung der Aufmerksamkeit nicht gestärkt, sondern eher geschwächt wird, die schließlich in irgendwelcher Weise mit der mehr unbewußten als bewußten (Affekt-) Energie, der dispositionellen Energie des Assoziationsbetriebs identisch sein muß. Diese Komponente kann nichts anderes sein als die Fähigkeit, produktiv Neues, Eigenes zu schaffen, die Fähigkeit des innerlichen Schaffens (die in ihrer Höchstausbildung das ist, was wir künstlerische Inspiration, religiöses Erlebnis u. a. nennen). Die Kinästhesien müßten demnach etwas wie eine Art Instrument des innerlichen Schaffens, der Introversionsfähigkeit sein."

Vom Traum sagt Rorschach (S. 71), dieser habe „im Auftauchen kinästhetischer Engramme wohl seine wesentlichsten formalen Ursprünge".

Und damit ich nachher bei der Besprechung des Zusammenhangs der *B* mit der Motilität nicht mehr auf Rorschach zurückgreifen muß, zitiere ich gleich hier die entsprechenden Ausführungen. S. 63 heißt es, man müsse annehmen, „daß die Innerlichkeitsfaktoren mit ihrem wahrscheinlichen Hauptinstrument, den Bewegungsempfindungen, in einer gegensätzlichen Beziehung zu der Motilität, zu den wirklich ausgeführt werdenden Bewegungen, stehen müssen". Und S. 71: „Je mehr Kinästhesien, desto weniger Bewegung, je mehr Bewegung, desto weniger Kinästhesien . . . Die kinästhetischen Engramme hemmen . . . die Aktivbewegungen; die Aktivbewegungen hemmen die kinästhetischen Engramme."

In der gemeinsamen Arbeit von Rorschach und Emil Oberholzer: „Zur Auswertung des Formdeutversuchs für die Psychoanalyse“[1] sagt Rorschach (S. 264): „Wenn also irgendwelche Deutungen im Formdeutversuch Komplexinhalte verraten, so werden wir letztere an erster Stelle bei den Individual- und Originalantworten, die zugleich *B*- oder *Fb*-Deutungen sind, erwarten, indem in diesen Deutungen zwischen Formalem und Inhaltlichem Beziehungen bestehen. Zunächst erwies sich die Annahme solcher Beziehungen als richtig für die *B*-Deutungen.“ Und Oberholzer schreibt unter anderem (S. 266): „Die Beugerkinästhesien gehören somit dem tiefsten Unbewußten an und ihr Inhalt ist kaum mehr ein Inhalt zu nennen. Dieser hier sicher zu leistende Nachweis ist mit Rücksicht und im Zusammenhalt mit dem Symptomwert der Faktoren gewiß bemerkenswert, die Beziehung der Kinästhesien zum Unbewußten wäre bei einer theoretischen Begründung der Versuchsergebnisse an erster Stelle in Anschlag zu bringen ...“ Und weiter: „... Es bestätigt sich von der Analyse her, daß sie (die *B*) in den allerengsten Beziehungen zu dem stehen müssen, was wir das Unbewußte zu nennen pflegen.“

Ob die Behauptungen der beiden Autoren richtig seien in bezug auf die Komplexabhängigkeit der *B* und in welcher Weise die *B* determiniert werden, glaubte ich feststellen zu können durch psychoanalytische Untersuchung einer Anzahl *B*-Deutungen. Als Versuchspersonen konnte ich einen Herrn und eine Dame gewinnen.

Bevor ich aber die analytischen Ergebnisse mitteile, möchte ich mir erlauben, eine kurze theoretische Erörterung des Wahrnehmungsvorgangs bei der *B*-Deutung vorauszuschicken.

Der Wahrnehmungsvorgang bei der B-Deutung

Tut eine Versuchsperson ein Bild der Rorschachschen Serie ab mit der Aussage, sie sehe da einen Klecks oder mehrere Kleckse, so deckt sich deren Wahrnehmung mit der Realität vollkommen. Diese Deutung ist die denkbar objektivste und sie ist nicht mehr bloß eine Deutung, sondern eine eigentliche Wahrnehmung.

Deuten wir beispielsweise die Tafel I als Schmetterling, genauer gesagt, als Bild eines Schmetterlings, so wird ein stark bearbeitetes Engramm, herrührend von der Wahrnehmung zahlreicher Schmetterlinge

[1]) Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie, 1923.

und Schmetterlingsbilder, ekphoriert, eine Anzahl Einzelheiten des vom Klecksbild bewirkten Empfindungskomplexes werden ignoriert und dafür fehlende Bestandteile aus früheren Erfahrungen hinzugesetzt, ergänzt. Letzteres geschieht im angenommenen Falle in so stark fälschendem Ausmaß, daß wir den Vorgang als Illusion bezeichnen dürfen (ich halte mich hier an den Bleulerschen Begriff): wir nehmen nicht ein Schmetterlingsbild wahr, sondern wir illusionieren eins. Wir sind uns des Illusionierens bewußt und wir sprechen daher nicht von Wahrnehmung, sondern von Deutung. Es handelt sich in diesem Fall um ein Illusionieren der Form, besser: der Gestalt des Schmetterlingsbildes, also um einen Vorgang, der auch bei der gewöhnlichen Wahrnehmung mehr oder weniger stark spielt und sogar notwendig zu sein scheint. Bleuler sagt: „Unser Wahrnehmen ist überhaupt viel mehr, als man sich denkt, ein Illusionieren."[1] (Man denke hier z. B. an das Übersehen der Druckfehler.) Diese Art Illusionieren ist also bis zu einer gewissen Grenze eine Realitätsfunktion. (Wundt bezeichnet den gleichen Vorgang mit „Assimilation".)

Wie verhält sich die Sache nun, wenn ich beispielsweise auf Tafel I den seitlichen Klecks als einen „Nikolaus" deute, der rüstig vorwärts schreitet? Hier kommt zu der normalen Gestaltsillusion noch etwas Neues hinzu, die Bewegungsvorstellung, die so deutlich, so zwingend und so innig verschmolzen ist mit der Gestaltsillusion, daß ich auch die Bewegung (oder Haltung) wahrzunehmen glaube. Wir dürfen also wohl von einer Bewegungsillusion sprechen, sagen wir meinetwegen Pseudoillusion, weil ich bei der Deutung genau weiß, daß es sich nicht um eine reale Bewegung handelt. (Wundt würde hier von „Komplikation" reden.)

Was ist bei dieser Bewegungsdeutung vorgegangen? Das, was dem bewegt empfundenen Nikolaus auf dem Bild entspricht, ist in Wirklichkeit ja nur ein in seiner Form unveränderlicher Klecks. Diesen deute ich als Bild einer menschlichen Gestalt, das ebenfalls starr sein kann, und nun illusioniere ich (gleichzeitig!) diese Gestalt als in Bewegung begriffen. Diese letztere Art Illusion geht nun über die Gestaltsillusion weit hinaus. Während wir bei den $F+$-Deutungen ($F+ =$ Formen, die mit dem gedeuteten Objekt gut übereinstimmen) finden, daß die entsprechenden Klecksformen relativ gut mit denjenigen der gedeuteten Objekte übereinstimmen, daß also die Formillusionen objektiver Kritik standhalten, müssen wir von jeder Bewegungsdeutung sagen, daß in Wirklichkeit die entsprechenden Kleckse

1) Bleuler, „Naturgeschichte der Seele und ihres Bewußtwerdens", S. 136.

keine Spur von Bewegung aufweisen, daß wir also nicht etwas unvollkommen Vorhandenes bloß illusionistisch ergänzen, sondern daß wir die Bewegung vollständig in die Kleckse hineinlegen, hineinprojizieren. Es ist gewiß zuzugeben, daß die Form gewisser Kleckse geeignet ist, kinästhetische Engramme zu wecken; aber es bleibt eben doch so, daß wir etwas wahrzunehmen glauben, was in der Realität gar nicht gegeben ist. Wenn wir also einen Klecks als bewegte menschliche Gestalt deuten, so begehen wir eine doppelte Wahrnehmungsfälschung: zunächst machen wir aus dem in der Realität vorhandenen Klecks eine menschliche Gestalt, sodann verleihen wir dieser Bewegung. Während wir aber das Gestaltsillusionieren als normalen Wahrnehmungsvorgang, als Realfunktion gelten lassen müssen, wenn es eine gewisse Grenze nicht überschreitet, so müssen wir von der Bewegungsillusion sagen, daß sie kritischer Realitätsprüfung in keiner Weise standhält und somit ganz und gar der autistischen, dereierenden[1] Auffassungs- und Denkweise entspricht.

Mir scheint, daß damit über die Bedeutung der *B* schon viel gesagt sei. Aber können nicht auch *F*—-Deutungen (*F*— = schlechte Formen), bei denen das Illusionieren die durch das statistische Verfahren ermittelte Grenze[2] bereits überschritten hat, und auch Farbdeutungen autistischer Auffassungsweise entspringen? Gewiß können sie das. Und daher dürfen wir nicht die *B* allein als Repräsentanten des autistischen Denkens in Anspruch nehmen.

Der prinzipielle Unterschied zwischen einer auf autistischem Wege entstandenen *F*—- oder *Fb*-Antwort (*Fb* = Farbe) und einer *B*-Deutung liegt im Bewegungsmoment.

Eine *F*—-Antwort z. B. kann sich von der Realität noch so stark entfernen, wahrgenommen wurde eben doch nur eine starre, tote Form; der Vorgang selber bleibt eine Erkennung, eine Konstatierung des Vorhandenseins und der Wesensart eines äußeren Objektes. Wenn ich aber in einem Klecks eine bewegte menschliche Gestalt sehe, so ist das nicht mehr eine unveränderliche tote Form, sondern ein belebtes, wollendes, handelndes Wesen. Das Illusionieren von bewegten Gestalten bedeutet nicht nur, daß ich mich von dem durch das Sinnesorgan vermittelten realen Wahrnehmungsinhalt befreie, mich von der Erfahrung loslöse, sondern daß ich in meiner Vorstellung das Starre auflöse und das Realgegebene verändere; es bedeutet, daß ich eine Um- und Neugestaltung vornehme,

1) Nach einem neueren Ausdruck Bleulers für das „autistische" Denken.

2) Daß man diese Grenze auf statistischem Wege ermitteln mußte, ist bezeichnend. Dies zeigt, daß man Wahrnehmung und Illusion in Wirklichkeit nicht scharf trennen kann.

eine Entwicklung, ein Geschehen, ein Werden einführe; ich schaffe dadurch Leben, denn dieses äußert sich vor allem augenfällig in der Bewegung. Ich bin also mit einem Wort schöpferisch tätig. Das Auffassen eines Kleckses als bewegte Gestalt ist ein schöpferischer Akt. Auf Grund dieser Auffassung des psychischen Vorgangs bei der *B*-Deutung fragte ich mich, ob nicht gerade in dieser spezifischen Illusionsfähigkeit, welche zustande kommt durch ein gut entwickeltes Vermögen, Bewegungsengramme zu ekphorieren und neue Bewegungsvorstellungen zu bilden, das schöpferische Moment liegt (ich meine hier die formal-funktionale Seite des Schöpferischen, nicht die inhaltliche).

Und wenn ich beim *B*-Sehen eine Veränderung des Wahrnehmungs- oder Vorstellungsinhaltes vornehme im Sinne des Handelns, des Geschehens, also der Bewegung, so müssen wir auf Grund unserer Kenntnis des Sachverhaltes bei analogen Verhältnissen (Traum, autistisches Denken) annehmen, daß dieses Geschehen — im Versuch die Bewegung — sich nicht in zufälliger Weise und in zufälliger Richtung vollziehe, sondern daß es determiniert und gerichtet sei durch Strebungen und Zielvorstellungen, die mein Innerstes am tiefsten bewegen. Ob dies tatsächlich zutrifft und wie wir uns die Determinierung der Bewegungsdeutungen zu denken haben, können uns vielleicht die folgenden *B*-Analysen zeigen.

Die psychoanalytischen Ergebnisse

Meine erste Versuchsperson, Herr X., ist ein junger, gebildeter Mann, der eine vollständige Analyse durchgemacht hat. Aus seiner Analyse hatte sich ergeben: Überaus intensive Bindung an Mutter und Vater, Identifikation mit der Mutter, passiv-homosexuelle Einstellung zu Vater und Vatersurrogaten. Daher in seinem ganzen Wesen weiblich, weich, passiv, latent-homosexuell, unfähig zu heterosexueller Objektwerbung. Hinter seinen Klagen über schwere Minderwertigkeitsgefühle verbarg sich ein gewaltiger latenter Narzißmus, der gerade wegen jenes täuschenden Schutzwalles (Insuffizienzbewußtsein) äußerst lange der Analyse trotzen konnte. Die Analyse hatte erst Erfolg, als der narzißtische Panzer durchbrochen und der Narzißmus gründlich analysiert war.[1]

1) Auf diesen Zusammenhang war ich durch Reichs treffliche Mitteilungen über „Zwei narzißtische Typen" (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1922, Heft 4) aufmerksam gemacht worden.

Analyse von drei Bewegungsdeutungen des Herrn X. im ersten und zweiten Rorschachschen Versuch

(Zwischen dem ersten und zweiten Versuch liegen zweieinhalb Jahre. In dieser Zeit fand die therapeutische Analyse statt.)

Zu Tafel II gab Herr X. im ersten Versuch folgende Deutung: „Zwei menschliche Wesen in Masken, welche in kniender Stellung sind, mit den Händen gegeneinander gepreßt."

Ich lasse Herrn X. diese Gestalten auf der Tafel wieder ins Auge fassen und bitte ihn um seine Einfälle, wobei ich ihn ersuche, seine Aufmerksamkeit besonders der gedeuteten Bewegung zuzuwenden.

Einfälle: „. . . Diese Figuren scheinen mir jetzt einen Tanz auszuführen, und zwar einen russischen Tanz. Da kommt es vor, daß sie ganze Teile des Tanzes in kniender Stellung ausführen. Ich erinnere mich an einen solchen Tanz, den ich gesehen habe. Das Gegeneinanderstemmen der Hände wäre jetzt nur mehr ein Ineinanderschlagen der Hände, ein Klatschen . . .[1] Also, ich sehe jetzt ziemlich deutlich diesen Tänzer, den ich in dem russischen Tanz sah, er hat etwas Sympathisches gehabt für mich. Nun drängt sich mir die Erinnerung an verschiedene Frauengestalten auf aus der Literatur, und zwar hat alles Beziehung zu Rußland. Der Typus der russischen Frau hat etwas sehr Anziehendes für mich. Ich glaube, das ist zurückzuführen auf die Bindung an die Mutter und der Eindruck geht offenbar von den schwarzen Haaren aus, ein wenig bleiche Gesichtsfarbe und dann so . . . und dann wahrscheinlich so etwas affektiv Warmes, das diese Frauen wahrscheinlich tatsächlich häufig an sich haben.

Eine andere Frauengestalt ist mir aufgetaucht, von Wassermann in ‚Christian Wahnschaffe'. Sie heißt dort Ruth. Die stelle ich mir auch als diesen Typus vor.

Das Bild des russischen Tänzers hat sich mir wieder aufgedrängt. Das war in einer Aufführung des Dramas von Tolstoi ‚Der lebende Leichnam'. Dort sind viele Züge von diesem Frauentypus, in der Mascha, aber mehr nur die sinnlichen Strömungen . . . Der Tänzer scheint mir ganz eigenartig gefühlsbetont zu sein, etwas gegensätzlich. Er hat übrigens auch viel Weibliches an sich gehabt. Ich vermute, daß ich mich wahrscheinlich gewissermaßen identifiziert habe mit ihm. Er ist mir wahrscheinlich zum Teil als ein Abbild von mir vorgekommen . . .

---

1) Mehrere Punkte (. . .) bedeuten nicht Wortweglassungen, sondern Sprechpausen der Versuchsperson.

Alles Russische ist für mich ganz ohne Mitwirkung des Intellektes sehr sympathisch. Diese affektive Einstellung geht sehr weit zurück. Woher mag das wohl kommen? Ich sagte mir, daß dies vielleicht einfach eine Ausstrahlung des Idealbildes der russischen Frau ist, das ich mir ziemlich früh bildete . . .

Das Klatschen der Hände, da kamen Erinnerungen an Gesellschaftsspiele, Kinderspiele aus früheren Jahren, aus dem elften, zwölften Jahr, und Erinnerungen an die ersten mehr oder weniger undeutlichen sexuellen Erregungen infolge Berührung mit den Händen.“

(Kniende Wesen): „. . . Ein Traum, und zwar: Ich bin in einem Zimmer, Hotelzimmer, und zwar bin ich nackt, auch in kniender Stellung, in der Stellung der tiefen Kniebeuge. Das Zimmer ist hell beleuchtet und hat ein großes Fenster gegen einen Park oder gegen einen Platz mit großen Bäumen. Es war Nacht und ich führte dann ein paarmal die Bewegung der tiefen Kniebeuge aus, der Penis war erigiert und bei der Ausführung der tiefen Kniebeuge empfand ich eine starke sexuelle Wollust. Der Umstand, daß das Zimmer hell beleuchtet war und ein großes Fenster hatte, das war ganz gegensätzlich betont im Traum. Ich lehnte mich zum Teil gegen das Ausleben des Zeigetriebes auf, anderseits kam es einem Wunsch entgegen. Ganz dunkel spielt noch eine Person eine Rolle, draußen auf dem Platz unter den Bäumen, irgendeine weibliche Person. Ich habe aber den Eindruck, daß es eine Person war, welche für mich anziehend ist, ich habe das Gefühl von primärsexuellen und zärtlichen Strömungen zu ihr hin.“

Analyse dieses Traums: „Von einem eigenartigen Eindruck begleitet war das Bild des Zimmers und auch jetzt ist wieder das Interesse darauf gefallen, es war kolossal deutlich . . . Die Erinnerung an einen Abend am Luganer See[1], als ich von Morcote heimkehrte. Dort übernachtete ich in einem Hotel. Das Zimmer hatte einen Balkon gegen den See. Ich wollte mich so recht in die Stimmung dieser Nacht versenken, war aber durch sinnliche Reizung ein wenig davon abgehalten. Das Zimmer im Traum ist allerdings nicht genau das Hotelzimmer . . . Der Blick vom Fenster (im Traum) ging auf den Platz mit Bäumen, der erinnert mich an einen bestimmten Platz beim Sanatorium von Dr. Zupelli. Das Sanatorium heißt ja „*Forza vivace*“ glaub ich. Dort begegnete ich einmal einem Fräulein, einer Verwandten des Dichters Denhoff, und der ist offenbar mit seiner

1) Die Namen von Örtlichkeiten und Personen sind verändert.

starken Betonung des Sexuellen in seinen Werken . . . all das scheint mir den Gedanken zu enthalten, daß in der Bejahung der Sexualität lebendige Kraft läge.

Und nun die weibliche Gestalt, die ganz unbestimmt angedeutet ist. Die ist im Freien, und diese ganze Landschaft ist eine nächtliche Landschaft, nur schwach vom Mond beleuchtet und speziell unter den Bäumen, wo die Frau steht, ist es nur ganz schwach beleuchtet. Mir scheint, der Weg zur Frau enthalte für mich viele Unbestimmtheiten. Etwas, was ich noch nicht ganz durchdringen kann. Es ist ganz der Ausdruck der Stimmung, daß ich gegenüber der Frau immer diese Angst habe, ich könnte in ihr Züge entdecken, die mich verletzen würden, die Angst, daß ich bei ihr nicht die Liebe finde, die ich suche . . . Die Tatsache, daß dann bei der rhythmischen Bewegung der tiefen Kniebeuge die sexuelle Wollust eintritt, daß gleichsam die Onanie abgelehnt wird, daß also der Wunsch besteht, die sexuelle Wollust nicht bei einem onanistischen Akt zu empfinden, sondern nur bei dieser rhythmischen Bewegung ohne Mitwirkung der Hände. Es ist also quasi ein Kompromiß.

Daß dann dieses Zimmer so kolossal deutlich ist und daß überhaupt das Ganze sich in einem Zimmer abspielt . . . Charakteristisch dafür war, daß es erstens einmal hell beleuchtet war. Auf einer Seite war die ganze Zimmerwand von einem großen Fenster gefüllt. Da kommen jetzt Assoziationen, welche darauf hindeuten, daß das eine Wunscherfüllung insofern sein könnte, als hier der Sexualakt stattfindet, gleichsam öffentlich. Es ist also vielleicht eine Befriedigung des Exhibitionstriebes, vielleicht aber noch von einem anderen Gedanken, daß, sobald man den Sexualakt mit einer Frau, also mit seiner Frau ausübt, daß er dann nicht mehr etwas Verbotenes ist, sondern etwas, was alle Welt tut, etwas Natürliches.

Daß das Ganze sich im Zimmer abspielt, da vermute ich, daß hier eine Beziehung zur Mutter mithineinspielt . . . Ich glaube, es hat am meisten Beziehung zu jener Nacht am Luganer See, wahrscheinlich hat es auch Beziehung zur letzten Heimreise von Morcote. Da habe ich in Etore übernachtet und . . . es ist charakterisiert gewesen durch ein kolossal starkes Hervorbrechen der Sexualität. Also die ganzen Ferien in Morcote war ich sehr glücklich, indem ich sinnlich sehr ruhig war. Aber in jener Nacht machte sich die ganze Unterwelt bemerkbar. Ich blieb aber stark."

(Nackt in kniender Stellung, tiefe Kniebeuge): „Also, die tiefe Kniebeuge gehört zu meinen Turnübungen, die ich jeden Abend mache . . . Gedanken, die mit dem Exhibitionismus zusammenhängen, gewisse Freude

am Körper, an dem Gefühl von Kraft, das bei diesen Turnübungen ausgelöst wird. Gedanken, ob die Frau an einem schönen männlichen Körper auch diese Freude empfindet wie wir an einem weiblichen Körper.“

(Kniebeuge mit erigiertem Penis): „. . . Ich bleibe da am Traumbild hängen . . . ich sagte mir vorhin, es sei gleichsam eine sexuelle Erregung durch den Anblick des eigenen Körpers, durch das Gefühl des eigenen Körpers.“

(Identifizierung mit jenem russischen Tänzer): „Das Weibliche war schon äußerlich durch lange Haare ausgedrückt . . . ja, ich weiß also nicht, ich habe den Eindruck, daß dieser Tanz von einem großen Publikum bewundert wird. In mir wäre die Tendenz auch, bewundert zu werden für irgendeine Leistung. Diese Strömung kann sich aber nicht kritiklos ausleben, sie wird kritisiert durch das höhere Ich, daher die gegensätzliche Einstellung . . . dann mögen noch andere Sachen mitspielen . . . es war bei ihm eine Tendenz da, durch das Äußere zu wirken. Das habe ich wahrscheinlich als so weiblich empfunden. Und nun wegen der Identifikation. Da habe ich vielleicht gespürt, daß ich in mir auch allerlei so Strömungen habe, daß bei mir der Wunsch, Mädchen zu sein, sowieso nicht so ferne liegt. Die Einstellung zum Tänzer war gegensätzlich, weil ich mich dagegen wehre.

Eine Erinnerung an die frühere Periode von Onanie. Da habe ich häufig den Drang gehabt, die Wollust, die Erregung dadurch hervorzurufen, daß ich den Penis heftig gegen den eigenen Körper schlug. Das hat Beziehung zu der Traumstelle vom Kniebeugen.“

Resumé der ersten B-Analyse

B-Deutung: Kniende Menschen, die Hände gegeneinander gepreßt — Assoziationen: Diese Menschen tanzen, und zwar russisch (kniend und klatschend) — Russischer Tänzer, der Vp. sympathisch ist — Russische Frau, sehr anziehend für ihn — Russische Frau = Mutter — Bindung an die Mutter (Ödipus-Einstellung) — Tänzer, zu dem er jetzt ambivalent eingestellt ist = männliches und weibliches Wesen zugleich — Identifikation mit dem Tänzer, damit ist er Ödipus und Weib, Mutter zugleich — In sich selber liebt er sein Ich und die Mutter.

Neu eingestellt auf die *B*-Deutung: Kniende Wesen — Traum: Nackt Kniebeuge machend mit erigiertem Penis — Zeigelust — Sexualität, gerichtet auf eine Frau. Träumer bejaht die Heterosexualität und gewinnt dadurch lebendige Kraft, d. h. die psychische Gesundheit und normale Einstellung zum Leben. Rhythmische Bewegung bei der Kniebeuge = Onanie (die vom Bewußtsein abgelehnt wird) und Koitussymbol zugleich. Traum erfüllt symbolisch offenbar den Inzestwunsch (Kniebeugen im „Zimmer“) und direkt: Exhibitionstendenzen — Nackt knie-

beugen: Befriedigung des primitivsten Narzißmus (vollkommene Verliebtheit in den eigenen Korper, sexuelle Erregung durch den eigenen Körper und Befriedigung daran) und zugleich an der Mutter (er ist ja auch die Mutter).

*

Nach dieser Analyse der ersten *B*-Deutung drängten sich mir folgende Fragen auf:

1) Besteht nicht ein inhaltlicher Zusammenhang zwischen den aufgedeckten Strebungen, Wünschen, Affekten und der *B* Deutung?

2) Wäre es nicht denkbar, daß die Versuchsperson den ganzen Komplex der aufgedeckten unbewußten Strebungen und Affekte in dieser einen Bewegungsillusion zum Ausdruck brachte?

3) Und wäre es nicht sogar möglich, daß er sich unbewußt in eine der tanzenden Figuren oder auch in beide hineinprojiziert hätte, daß er also, indem er in der Vorstellung tanzt, all das in symbolischer Form erleben würde, was er unbewußt wünscht?

Vorläufig genugt es mir, diese Fragen gestellt zu haben.

*

Deutung zu Tafel II beim zweiten Versuch: „Zwei Clowns, welche gegeneinander schauen, die Hände gegeneinander stemmend und kniend."

Einfälle: „Ich habe das Knien, die Bewegung eingestellt. Da kam mir eine griechische Statue in den Sinn, darstellend eine Frau in kniender Stellung. Dann ist mir eingefallen das Frühlingsfest in M., als ich sah, wie die Männer miteinander tanzten. Das machte einen eigenartigen Eindruck, gerade wie eine . . . ich kann es nicht anders sagen . . . gerade wie eine Perversität . . . Jetzt, da ich das Aneinanderstemmen der Hände eingestellt habe, kam mir ein Kinderspiel in den Sinn, wo sie abwechslungsweise in die eigenen Hande und in die Hände der anderen klatschen in einem Rhythmus.

Zu Clown: Der Kopf und das Gesicht auf dem Bild haben etwas kolossal Abstoßendes für mich. Das gilt auch von den Clowns überhaupt, und zwar darum, weil es gleichsam der Ausdruck ist für eine rohe, ausgelassene Sinnlichkeit . . . An Clown hat sich Fastnacht überhaupt assoziiert und die Erinnerung an eine bestimmte, weit zurückliegende Fastnacht. Mein Vater hat sich viele Jahre beteiligt bei der Erstellung der Dekorationen im X-Theater, er war auch am Maskenball. Und in jener

Nacht hatte ich eine kolossale Angst, daß der Vater könnte betrunken heimkommen. Ich hatte fast wie Fieberphantasien und charakteristisch war, daß ich meinte, ich werde gezwungen, Wein zu trinken, und zwar aus einer zerbrochenen Flasche . . . Ein rezenter Traum kam mir jetzt. Ich bin in einem kleinen Raum, es soll ein Abort sein, und ich habe den Wunsch empfunden zu onanieren und auf einmal spüre ich, wie ich von hinten am Kragen gepackt werde, und ich sehe, daß dies der . . . und ja, daß ich also mit großer Kraft rückwärts gerissen werde, und ich bemerke, daß dies mein Vater ist, der durch eine kleine Öffnung bei der Wand den Arm herausstreckt, lautlos, und mich packt und an sich reißt. Vor Schreck erwachte ich.“

Resumé der zweiten B-Analyse

Zwei gegeneinander schauende, kniende Clowns — Frau (statt: russischer Tänzer) — Tanz der Männer = homosexuelle Betätigung (Perversion) — Ekel vor dem Clown, der Personifikation der rohen Sinnlichkeit ist — Vater, der gelegentlich betrunken war (betrunkene Männer sind für Vp. sinnliche, sexuell aggressive Männer, Phobieobjekte) — Trinkzwang = homosexuelle Vergewaltigung — Angst davor und vor dem Vater überhaupt — Onaniekomplex — Schuldgefühl und offenbar Kastrationsangst.

*

Fragen zur zweiten B-Analyse

1) Besteht nicht auch hier ein Zusammenhang zwischen der unbewußten homosexuellen Einstellung der Vp. und der *B*-Deutung (zwei gegeneinander schauende und kniende Clowns)?

2) Wäre es nicht möglich, daß Herr X. in einem der Clown seinen Vater sähe — unbewußt natürlich — oder sich selber, oder am Ende in einem Clown den Vater und im andern sich selber?

(Aus der Analyse möchte ich hier nur noch beifügen, daß Herr X. als überaus sensibler Mensch mit abnorm starker Neigung zur Sexualverdrängung vor Fastnachtslustbarkeiten lange einen Abscheu empfand, es nicht einmal zum Tanzen brachte, daß er aber anderseits doch sehnlichst wünschte, tanzen und sich so frei benehmen zu können, wie dies ein Clown fertig bringt.)

*

Deutung zu Tafel III beim ersten Versuch: „Karikatur von zwei menschlichen Gestalten, Kellner im Frack.“ (Er sagt auf meine Frage, er habe dies bestimmt bewegt empfunden.)

Einfälle: „Ich habe eine Erinnerung an einen Abend bei uns daheim. Zwei Fräulein waren bei uns daheim. Ich war zu Lumpereien aufgelegt. Da spielte ich den Kellner, indem ich ein weißes Tüchlein unter den Arm nahm und kunstgerecht servierte. Diese Bewegung hier spielt bei der Assoziation eine gewisse Rolle, indem ich ungefähr solche Bewegungen ausführte. Es ist mir bewußt, daß meine Fröhlichkeit bewirkt worden ist durch die Anziehung, welche das eine Fräulein auf mich ausgeübt hat.

Ich habe jetzt eine Assoziation gehabt, welche deutlich an der Bewegung ansetzt: Erinnerung an die sechste Klasse, Erinnerung an ein Mädchen. Da hat sich hauptsächlich eine Situation merkwürdigerweise eingeprägt. Ich sehe dieses Mädchen mit einem kleinen Mägdlein und dieses will fort rennen und das größere zieht das kleinere auf sich zu, hält es zurück, und da hat die Stellung des älteren Mädchens Ähnlichkeit gehabt mit der Stellung der Kellner, indem sie auch das Körpergewicht nach hinten verlegt, um das kleinere zurückzuziehen. Diese Szene hat sich scharf meinem Gedächtnis eingeprägt. Und ich meine, es müsse dabei irgendein sexueller Eindruck eine Rolle gespielt haben . . . Bei dem Zurückhalten brachte das größere Mädchen die Hände in die Nähe des eigenen Genitales. Ich hatte nachher, als ich allein im Zimmer war, das Bedürfnis, diese Bewegung nachzumachen. Ich sagte mir: Wenn dieses Mädchen eine solche Bewegung macht, führe ich dies auch aus . . ."

*

Analyse der B von Fräulein Y. (Künstlerin)

Tafel I, Mittelstück: „Zwei Figuren, welche sich umschlungen halten und küssen und die Hände hochhalten."

Einfälle dazu: „— — —[1] Es ist, wie wenn die zwei Gestalten ein durchsichtiges Kleid trügen, das ihre Muskeln und ihre Körperform durchscheinen läßt. Es sind zwei bärtige Männerköpfe; die Formen sind aber weiblich. — — — Jetzt kommt mir der Maler Kieser in den Sinn. Er ist der Männertypus, wie ich ihn in diesen Figuren sehe, bärtig und sehr kräftig, so wie man sich ausdrückt: ‚baumstark'." Versuchsperson (Vp.) wird jetzt unruhig, will mehrfach zum Sprechen ansetzen. „Es kommt mir halt komisch vor: Kiesers haben noch das altertümliche Himmelbett. — — —

1) Aus Gründen der Diskretion kann ich bei diesen Analysen Verschiedenes nicht mitteilen. Diese Auslassungen sind bezeichnet durch: — — —. Mehrere Punkte (. . .) bedeuten Sprechpausen der Versuchsperson.

Sie schlafen in dem Himmelbett. — — — Der Wille dieser alten Himmelbetten dünkt mich schön, es ist doch wie ein für sich abgeschlossenes Zimmerchen ... Soll ich vom Himmelbett weiterreden oder von den beiden Figuren? ... Der Typus Kieser gefällt mir als Mann sehr gut. Etwas Kräftiges, Sicheres, Zielbewußtes ohne Schroffheit. Überhaupt die Art, wie dieses Paar zusammen haushaltet, ist mir sympathisch. So allen bürgerlichen Überflüssigkeiten enthoben und doch wieder nicht primitiv. Es ist eine veredelte Bohèmewirtschaft. — — — Sie scheinen mir zwei Gespanen zu sein, nicht zwei Ich, sondern ein Ich und ein Du. — — — Männliches und Weibliches in der gleichen Figur beieinander ... Nur das Zusammengehörige von beidem fällt mir noch ein ... Amor und Psyche ... Noch etwas von Lenau im Don Juan: ‚Mann und Weib, eine Seele und ein Leib'."

Nach Beendigung aller *B*-Analysen fragte ich die Vp., welches nach ihrer Ansicht der Sinn ihrer *B*-Deutung zu Tafel I sei. Sie antwortete mir: „Ich sehe darin die Vereinigung von Ich und Du, geistig und körperlich, das Einssein. Ein Wunsch, daß es so sein möchte. Das wäre das unbewußte Motiv gewesen hier."

*

Zu Tafel II, Bild auf Schmalkante gestellt: „Eine Tänzerin in Knie-Ellbogenlage."

Einfälle: „Eine Sonnenanbetung. Langsame religiöse Bewegung, über die Sonne selber. Die Sonne ist eine Gottheit: Ein Gott, wie man ihn im Alten Testament findet, groß, erhaben, befruchtend und gewalttätig. Er ist alles Leben, alles Verderben, ein Wesen, vor dem man nichts ist. Gott ist etwas Unerforschliches. Man kann nur in Demut vor ihm beliegen. Es kann einem gerade so gut ein Füllhorn von Glück beschieden sein, und er kann einen auf sadistische Art quälen und berauben. Dies ist kein Gott der Liebe, das ist ein Gott, der gewaltigere Gesetze hat als die der Liebe. Das Gebet eines Mohammedaners. Meine ägyptische Freundin hat so gebetet. Ihr Gebet und ihre Gebetstellung, ihre Anbetung ist ihr in Europa mehr Bedürfnis geworden als in ihrem Heimatland ...

‚Knie-Ellenbogenlage' ist ein Ausdruck aus dem Krankenhaus. Es ist eine Stellung, die auch Patienten einnehmen mußten bei gründlichen Darmspülungen. Es ist etwas, was mich am meisten abgestoßen hat. Diese Stellung, die der Ausdruck einer religiösen Ergriffenheit ist: degradiert."

(Die Stellung der Patienten bei der Darmspülung): „Ja, diese Stellung ist mir unangenehm gewesen. Ich habe sie als schamlos empfunden ... Tiere begatten sich so ... Erinnerungen an Hunde, Katzen und an ... Kühe."

Den Sinn dieser *B*-Deutung erklärte sie später wie folgt: „Das erste ist die Demut im Gebet dem Übermächtigen gegenüber, ein religiöses Gefühl, und das zweite ist eine Ablehnung der primitiv-sinnlichen Sexualität, der tierischen Sexualität[1] ... Ich dachte jetzt gerade darüber nach, was denn Zusammenhängendes sein könnte. Es ist offenbar das Übersichergehenlassen eines fremden Willens, das Sichfügen einem Schicksal." (Ich hätte gesagt: Die bedingungslose Hingabe an einen vergewaltigenden Mächtigen. Gott = Vater.)

*

Zu Tafel IV: „Ein Mensch, der sich furchtbar müht und plagt." (Rechts oben, die „Schlange" = linker Arm dieses Menschen.)

Einfälle: „Ein großer Schmerz, oder nicht eigentlich ein Schmerz, sondern ein Wehren gegen eine übermenschliche Macht liegt in dieser Bewegung. Das Gesicht ist im Schmerz zerrissen. Es ist, wie wenn sich dieser Mensch würde ein Stück Fleisch aus dem Körper reißen ... wie wenn er wollte ersticken und mit einer furchtbaren Anstrengung aus dem Chaos heraus kommen, in dem er steckt. (Der Ton ist jetzt ganz der Schilderung entsprechend.) Es fällt mir der Ausdruck ‚Amokläufer' ein ... Ein Geschöpf, bei dem alles ausgeschaltet ist neben dem einzigen Trieb, der es momentan beherrscht. Sein ganzes Sein ist überhaupt nur noch auf das eine eingestellt ... Es ist eine unbeherrschte Gewalt, eine furchtbare Raserei, ein kritikloser Kampf über Leben und Tod ... Ein Mensch wird sich so wehren in der Todesnot, wenn ihm droht, im Wasser zu ertrinken, oder wenn er in einer Lawine ist, oder in einem seelischen Kampf. Die seelische Not ist ja genau so wie die äußere. Mir kommt es vor, als habe ich mich selber schon so gemüht; aber jetzt bin ich unterlegen. Jetzt muß ich mich treiben lassen und komme mir vor wie ein Blatt, das vom Baum gerissen worden ist, wie wenn etwas gebrochen wäre ... Es ist furchtbar, so heimatlos zu sein."

Eigene analytische Deutung der Vp.:[2] „Die ganze Figur, alles zusammengefaßt, stellt meinen jetzigen Zustand dar."

*

1) Als ich sie fragte, ob sie glaube, daß diese Ablehnung auch ihrem Unbewußten angehöre, sagte sie, sie sei sich klar, daß dies nicht der Fall sei.

2) Vp. wurde erst nach Schluß der ganzen Untersuchung veranlaßt, ihre *B* selber psychoanalytisch zu deuten.

Zu Tafel V als Ganzes: „Oberer Teil von Arlequin.“

Einfälle: „Bizarre Fastnachtserscheinung, übertriebene Bauschärmel, zwei lange Ohren und spitzige lange Vogelnase. Stützt sich auf eine Balustrade. Eine fröhliche, bunte Erscheinung. Er kommt wie aus einem Balltreiben heraus, wie wenn hinter ihm noch eine große Menge maskierte Gestalten wären, die lärmen würden und tanzen. Er schaut in einen nüchternen Alltag hinein . . . Er ist der Vertreter eines freien, fröhlichen Lebens, wo sich die Menschen finden und treffen ohne gesellschaftliche Schwierigkeiten und Hemmungen. Ist wohl dies der Sinn der Fastnacht, die sich durch Jahrhunderte erhalten hat, daß wenigstens ein Mal im Jahr der Mensch sich so geben kann . . . Farben und phantastische Kostüme sind wie eine Entspannung, ein Sichtbarmachen eines bizarren Gedankens oder Wunsches. Ich hätte unbegrenzt derartige Wünsche, ich möchte jeden in ein Gewändlein bringen. Mich dünkt, es wäre eine große Erleichterung.“

Deutung der Vp.: „Hier steckt der Wunch drin, sein zu können wie ich bin, alle Hemmungen und Minderwertigkeitsgefühle, die davor stehen, auf die Seite schieben zu können.

*

Zu Tafel VI, seitliche Figur: „Ein König oder jemand Machtvoller, der zu seinem Volk redet, streckt so die Hand aus.“

Einfälle: „Ein würdiger, bärtiger Mann. Er weist einen Weg oder zeigt ein Ziel, das sichtbar ist oder er ruft jemand Bestimmten. Die zweite Hand hält er auf die Brust, wie wenn er sich auch damit in Beziehung brächte: Das was ich will, kommt von mir aus. Er sieht väterlich, vertrauenerweckend aus und ist seiner Sache sicher. Man hat das Gefühl, er kann die Verantwortung tragen. Er ist die treibende Kraft der ganzen Menge. Ohne ihn wäre sie verfallen und haltlos . . . Ich bin auch so wie die Menge und möchte, daß jemand das Steuer übernähme. Ich habe keine glückliche Hand . . .“ (knickt jetzt ganz in sich zusammen).

Eigene analytische Deutung der Vp.: „Da drin steckt das Bedürfnis nach einer Führung, das Bedürfnis nach einer Lebensrichtung, welche der gerade Arm darstellt. Der König ist der Führer oder die mir fehlende Klarheit oder die innere Sicherheit.“

*

Zu Tafel VII: Wieder zwei wunderliche Figuren, die einander angreifen, sie kommen in der größten Bewegung aufeinander los, daß die Zöpfe fliegen.“

Einfälle: „Zwei Furien, keifende Frauen. Erinnerungen an meine Mutter, an die Tante, an Frau Rabe. Es ist furchtbar häßlich, Frauen, die in diesen Zustand verfallen. Es beelendet mich, wenn es mich auch nicht persönlich angeht. Ich verfalle in Schrecken und Kopflosigkeit. Es muß mir jedenfalls von jeher einen großen Eindruck gemacht haben. Derartige groteske Bewegungen kann ich in jeder Stellung zeichnen mit größter Leichtigkeit. Das ist vielleicht eine Art Rache, eine Art Genugtuung, Menschen, Bekannte auf diese Art zu karikieren. Ich kann mir ja auf keine andere Art Genugtuung verschaffen . . . wenn meine Umgebung nicht so autokratisch wäre, so wäre ich vielleicht auch selbständiger und selbstsicherer. Wenn meine Tante, meine Mutter beherrschter wären oder erzogener, wäre ich nicht so vergewaltigt . . .“

Eigene analytische Deutung der Vp.: „Es ist für mich eher eine Art Gespenst, das mir Schrecken einjagt: Menschen, die mich zugrunde richten, seien sie jetzt männliche oder weibliche. Ich fürchte sie, ich kann nicht unter ihnen existieren, ich bin unfähig zu denken und zu handeln, wenn sie losbrechen. Morgen will ich eine richtige Furie darstellen am Maskenball, so eine richtige Teufelsgroßmutter, so abscheulich und schrecklich als ich es immer ausdenken kann. Innerlich empört man sich dagegen und reagiert auf die gleiche Art . . . Ich selbst bin jetzt am Maskenball die Furie und leide nicht unter den anderen und anderseits will ich sie auch lächerlich machen.“

*

Zu Tafel VII, umgekehrt, mittlerer und unterer Teil: „Eine Büste und ein Kopf, der hinauf schaut, flehend, verzweifelt.“

Einfälle: „Mir scheint, als ob in der Laokoon-Gruppe ein Mensch mit diesem Ausdruck wäre. Ein lautloser Schmerz. Ein Mensch vor dem Zusammensinken . . . Es ist ein Mann, er erinnert mich auch ein wenig an meinen Vater . . . Mein Vater ist bedrückt wie von einer großen Sorge, oder von einem großen Kummer gebrochen — — — Ich habe nur die Idee: im Wesen meines Vaters ist dieser Ausdruck von jeher gewesen.“

Analytische Deutung der Vp.: „Wieder Verkörperung meines innern Zustandes mit dem Wunsch nach Erlösung.“

*

Zu Tafel IX, grün: „Ein Bär mit einem drohenden menschlichen Kopf, der sich vorwärts schleicht.“

Einfälle: „Ein plumpes Geschöpf, ein Waldmensch mit einer Stumpfnase, wild und langhaarig . . . Etwas Plumpes, Triebhaftes . . . Vielleicht

eine Verkörperung der Sexualität. So wie ja auch die Mythologie den Sexualtrieb dargestellt hat . . . Ein dummes, gedankenloses Wesen und gewalttätig . . . Etwas Schlechtes und Raffiniertes kann ich diesem Vieh nicht nachsagen . . . Es läuft durch einen Urwald, es ist dort ganz am Platz, ein natürlicher Bewohner.“

Es ist hier deutlich, daß der menschenähnliche Bär eine Personifikation eines einzelnen Triebes ist.

Zu Tafel X, grau, seitlich: „Jemand, der kopfüber hinabstürzt.“

Einfälle: „Ein Sprung ins Wasser . . . Es ist mehr ein freiwilliger als unfreiwilliger Sprung. Ein Wunsch, unterzutauchen in einem andern Element, zu vergessen, was darüber ist . . . Ich möchte jetzt auch untertauchen und vergessen. Auf jede Weise das Vergangene los werden und nicht mehr umher schleppen — — —.“

Zu Tafel X, blau, seitlich: „Ein Teufelchen, das eine grüne Fackel schwingt.“

„Es sind weniger Dämonen, vielmehr kleine Plaggeister, komplizierte aufgeregte Wesen mit viel Nebensächlichem. Sie sind bockshörnig und . . . aufgedunsen und . . . unsittlich und machen sehr viel Wesen von sich . . . Menschen, die von unreinen Geistern besessen sind, von denen im Altertum viel geredet worden ist. Da gehören wir wahrscheinlich alle auch dazu, alle die Menschen, die innerlich nicht frei sind.“

Zu Tafel X, rot mit grau, oben: „Menschliche Gestalt mit Kutte, steigt vielleicht durch eine Treppe hinauf.“

Einfälle: „Es ist eine Mönchsgestalt, welche die Treppe hinaufsteigt; aber es ist nicht die Anstrengung des Steigens, sondern mehr ein Schweben hinauf; die Treppe in Rom, wo die Wallfahrer hinaufrutschen müssen. Der Mönch ist ganz nach innen gekehrt, als würde er etwas Schönes erhorchen. Er wehrt die zwei Teufelsgestalten ab, die ihn bedrängen (blau, seitlich, siehe oben) und den fröhlich leichtsinnigen Käfer (grau, seitlich) . . . Die Versuchung des heiligen Antonius . . . In diesem Sinn kämen da diese Teufelchen von außen in Form von Irrwegen, von einer unpassenden Umgebung und unpassenden Menschen . . . Ich bin jedenfalls mehr dazu (Versuchung) gekommen durch das Zusammensein einer Mönchsgestalt inmitten einer Schar Teufelchen. Sie wollten ihn von seinem Weg abbringen. Er ist ihrer Herr geworden, indem er sich ganz in seinen Lebenszweck verschlossen hat. Er ist seiner Sache bewußt gewesen, darum konnten ihm die Teufel nichts tun.“

Die beiden letzten *B*-Deutungen wurden kombiniert. Mir scheint dies ein sehr schönes Beispiel zu sein für die Zerlegung des Ichs in verschiedene Gestalten (Disjektion).

II

Ansatz zu einer Theorie der B

Bei allen meinen *B*-Analysen war mir aufgefallen, daß außerordentlich oft Sexualsymbolik in den *B* steckt. Aus dieser Beobachtung ergab sich mir die erste Fragestellung: Welches ist die Genese der sexualsymbolischen *B* und welchen Zweck erfüllen sie?

Auf tierisch-primitiver Stufe konnten die Tiermenschen ihre Triebe auf direktem Wege befriedigen, soweit sie durch äußere Verhältnisse und durch ihre Genossen daran nicht gehindert wurden. Zum Beispiel, die oral-sadistischen Triebe befriedigten sie durch wilde Tier- und Menschenmörderei und -fresserei. Die hetero- und homosexuellen Strebungen durch häufigen Koitus und Körperberührungen usw. Solange die Verhältnisse die verschiedenen Wege zu direkter Befriedigung offen ließen, bestand offenbar kein Anlaß, die Befriedigungserlebnisse sich bloß vorzustellen und diese Vorstellungen lange festzuhalten und eventuell auszubauen. Wenn aber Zeiten kamen, welche der direkten Befriedigung der Triebe ungünstiger waren, so entstand wahrscheinlich eine Nötigung, sich die Befriedigungserlebnisse vorzustellen und die entsprechenden Vorstellungen festzuhalten und zu „pflegen". Darin hätte die primitivste Stufe der Phantasietätigkeit bestanden.

Auf einer höheren Stufe der Menschheitsentwicklung konnten wegen des Zwanges der Stärkeren und wegen sozialer Forderungen die direkten Triebbefriedigungen nicht mehr in dem Maße durchgesetzt werden wie früher. Der Einzelne mußte sich allerlei Schranken gefallen lassen. Zu Zeiten mag insbesondere die Einschränkung der Sexualtriebe durch die Stammesgewaltigen sehr weit getrieben worden sein. Die zur Entbehrung gezwungenen Stammesgenossen werden zunächst nach Ersatzbefriedigungen primitiver Art gesucht haben. Diese fanden sie in ausgiebigem Maß in den Körperbewegungsspielen, im Waffenspiel, Ringen, Klettern, Schwimmen und Tanzen (Kriegsspiele und Tänze der Primitiven!). Wenn sich in diesen Bewegungsspielen regressive Tendenzen äußerten (was ja nicht verwunderlich ist), so lag in ihnen doch ein Fortschritt, indem an

Stelle direkter Triebbefriedigungen symbolische gesetzt wurden. (Beginn der Sublimierung.) In diesen oft rhythmisch ausgeführten motorischen Aktionen reagierten die Primitiven offenbar große Libidomengen ab.

Es wird stets Einzelne unter ihnen gegeben haben, die aus irgendwelchen Gründen an diesen sexualsymbolischen Bewegungsspielen nicht teilnehmen konnten. Auch ganze Völker werden harte Zeiten erlebt haben, die nicht nur direktes Erreichen der Sexualziele ausschlossen, sondern auch die nächstliegenden Ersatzbefriedigungen unmöglich machten: die Bewegungsspiele, von deren Bedeutung wir uns heute kaum eine genügende Vorstellung mehr machen können (aber unsere Kinder!). In diesen Zeiten schwerster Entbehrung blieb dann schließlich nur noch die Zuflucht zur Vorstellungstätigkeit, zur Phantasie übrig. Inzwischen waren aber im Ich dieser Menschen Instanzen aufgerichtet worden, die das Vorstellen von direkten sexuellen Befriedigungserlebnissen (z. B. Inzest u. dgl.) nicht mehr duldeten. Dann mußte auch hier Ersatz geschaffen werden, und dieser bot sich in der Vorstellung der triebnahen sexualsymbolischen Bewegungen. Es spielte sich innerhalb der Phantasie derselbe Prozeß ab, wie vorher auf dem Gebiet der motorischen Aktionen (der „extratensiven" Erlebnisweise): also Ersatz der direkten Triebbetätigung durch symbolische Bewegungen, nur das erste Mal in Wirklichkeit durch Veränderung der Handlungsweise, das andere Mal nur in der Phantasie durch Veränderung der Vorstellungen (auf der „introversiven" Seite). Diese Ersetzung der Vorstellungen von primitiver Triebbetätigung durch vorgestellte (oder halluzinierte) symbolische Bewegungen würde der zweiten Stufe der Phantasieentwicklung entsprechen (menschliche Stufe).[1]

Wenn aber die Vorstellungen von symbolischen Bewegungen in der Phantasie jemals eine Rolle gespielt haben, dann werden sie fortan zum mindesten in Spuren darin enthalten sein. Deshalb treffen wir im Traum (und zwar im manifesten Inhalt desselben), diesem relativ triebnahen Phantasieprodukt, so viel Bewegungssymbolik an. Diese Bewegungssymbolik ist das, was von der Traumzensur in der Regel gerade noch zum Bewußtsein „durchgelassen" wird. Ist die Zensur ganz aus-

1) In der Diskussion machte M. Minkowski mit Recht geltend, daß dieser phylogenetischen Herleitung der *B* allzusehr nur hypothetische Bedeutung zukomme und übrigens gar nicht nötig sei, da die Ontogenese gute Einsichten in die Psychologie der Kinästhesien vermitteln könnte. — Meine Herleitung hat ihren Zweck schon erfüllt, indem sie fruchtbarer Kritik rief. Hoffentlich findet sich bald ein Berufener, der das Problem von der ontogenetischen Seite her anfaßt.

geschaltet oder sehr schwach, so halluzinieren wir im Traum direkte Triebbetätigungen und Befriedigungen (unter anderem schwerverdrängte wie Inzest, Exhibition usw.). Ist die Zensur sehr streng, dann finden wir im Trauminhalt nicht einmal mehr Bewegungssymbolik. Der manifeste Inhalt wird um so formaler, je strenger die Zensur ihres Amtes waltet.

Nicht die Bewegungsempfindungen als solche sind offenbar im Traum das Wichtige, das Erlebnishafte, sondern ihr Symbolwert. Die starke Lustbetonung der Bewegungsvorstellungen im Traum rührt von der teilweisen Befriedigung unbewußter Wünsche her.

Es fragt sich nun, ob die „Kinästhesien" im Rorschachschen Versuch — ich setze das Wort in Anführungszeichen, weil es sich hier sicher nicht um reine Kinästhesien handelt, optische Elemente spielen dabei auch eine wichtige Rolle, — prinzipiell dasselbe sind, wie die Traumkinästhesien. Mir scheint, daß kein prinzipieller Unterschied besteht. Der einzige Unterschied scheint mir darin zu liegen, daß die „Kinästhesien" im Traum halluziniert, im Rorschachschen Versuch illusioniert sind.

Von hier aus würde es verständlich, warum die ausgesprochenen Motoriker wenige oder keine *B* haben; die Bewegungssymbolik und überhaupt das ganze Triebleben wird eben auf der motorischen Seite ausgelebt. Auch könnten wir verstehen, warum „introversive Momente" der Verdrängung anheimfallen können, wie Rorschach behauptet. In den Neurosen sehen wir ja oft, daß nicht bloß direkte Triebregungen, sondern auch symbolische Betätigungen verdrängt oder gehemmt wurden.

Und die „Hemmung der kinästhetischen Engramme" durch die Bewegungen (genauer wohl: Hemmung der Ekphorie der kinästhetischen Engramme) könnten wir uns so erklären: Ist genügende Abfuhr der Libido auf der motorischen Seite ermöglicht (z. B. beim Tanzen), so besteht kein Anlaß, kinästhetische Engramme zu ekphorieren, also zu phantasieren. Das momentane affektive Bedürfnis stellt alle „Schaltungen" in der Richtung der motorischen Aktion und sperrt alle introversiven Bahnen. Umgekehrt: Wenn bei introversiver Tätigkeit (z. B. beim Zeichnen), kinästhetische Engramme ekphoriert werden, so hat eben ein anderes starkes affektives Bedürfnis den introversiven „Apparat" zusammengestellt, dessen Funktion die zur Zeit schwächeren extratensiven (motorischen) Funktionen hemmt, da diese nur stören könnten. Jede beliebige Funktion könne eine andere hemmen, wenn sie nur stark genug sei, sagt Bleuler.[1]

1) Naturgeschichte der Seele, S. 297.

Gegen die Annahme, daß die im Traum vorkommenden und im Rorschachschen Versuch gedeuteten Bewegungen sexualsymbolischer Natur seien, erhebt sich der Einwand, daß nicht nur in der Realität viele nichtsexualsymbolische Bewegungen vorkommen, sondern daß wir auch im Traum Bewegungshalluzinationen erleben, welche anscheinend nichtsexueller Herkunft sind. Ich meine erstens die Bewegungen, welche zu irgendwelchen Handlungen nichtsexueller Art nötig sind, und zweitens die zur Mimik gehörenden Ausdrucksbewegungen (auf letztere machte Ludwig Binswanger aufmerksam).[1]

Zu den Handlungsbewegungen ist folgendes zu sagen: Durch die Psychoanalyse wurde die Tatsache erwiesen, daß in vielen Formen wirtschaftlicher Betätigung neben anderen Determinanten sexualsymbolische Motive stecken (z. B. pflügen, hacken, säen, hämmern, bohren, Fahrzeug führen usw.) und daß die Sexualsymbolik manchmal auf assoziativ weit entlegene und gesucht anmutende Objekte und Tätigkeiten übergreift. Aber abgesehen davon, kann darauf hingewiesen werden, daß die Handlungen letzten Endes aus den Trieben hervorgehen, und daß vielleicht bei den meisten unserer Handlungen die Hauptmotive im Unbewußten wurzeln, in welchem die Herrschaft der Sexualität dominiert. Denken wir gar an die phantasierten Handlungen in Tagtraum, Dichtung usw., so werden wir nicht daran zweifeln, daß wenigstens diese Handlungen libidinös motiviert sind.

Jeder Handlungsimpuls hat zunächst die Tendenz, in die Motilität abgeführt zu werden, sich in Körperbewegungen auszuwirken. Ist der Weg zur Motilität nicht frei, so bleibt wiederum der Ausweg in die Phantasie übrig. Nun können wir uns phantasierte (geträumte) fortlaufende Handlungen ohne Bewegungsvorstellungen ebensowenig denken wie wirkliche Handlungen ohne motorische Aktionen (man denke sich eine Traumszene mit lauter bewegungslosen Personen oder eine Theateraufführung, in welcher die Darsteller bloß Statuen wären). Für das Phantasieren von kontinuierlichen Handlungen sind also die Bewegungsvorstellungen einfach unentbehrlich.

Wir können jetzt sagen: Bewegungsvorstellungen im Traum oder in der Tagphantasie oder in der Dichtung sind also inhaltliche Elemente von phantasierten Handlungen, welche direkt oder indirekt der Erreichung

1) Bemerkungen zu Hermann Rorschachs „Psychodiagnostik", Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, 1925, Heft 4.

unbewußter Wunschziele dienen. Als Bausteine der Phantasie müßten die Bewegungsvorstellungen demnach meist stark libidobesetzt sein. Dann aber könnten wir verstehen, weshalb die sogenannten Kinästhesien (eigentlich Bewegungsvorstellungen) in manchen Fällen vom Bewußtsein ferngehalten werden sollen (nach Rorschach: „Verdrängung introversiver Momente").

Daß es im Rorschachschen Versuch *B*-Deutungen gibt, welche solchen inhaltlichen Elementen von phantasierten Handlungen entsprechen, haben vielleicht die *B*-Analysen zeigen können. Es muß übrigens schon auffallen, daß die meisten der in den Rorschachschen Beispielen (in der „Psychodiagnostik") bewegt gedeuteten Gestalten zielstrebig handelnde Personen darstellen, (z. B. I.: zwei Männer, die auf einem Altar etwas schwören, oder: zwei Krieger, die gegeneinander fechten; II.: zwei Kasperli, die miteinander tanzen; III.: zwei Kellner, die sich voreinander verneigen, sich begrüßen; IV.: Märchenkönig, der zwei herbeieilende Königinnen begrüßt usw.). Bei einigen *B*-Deutungen glaube ich, an Hand des vorgebrachten analytischen Tatsachenmaterials bewiesen zu haben, daß die gesehenen Bewegungen autosymbolische Projektionen der betreffenden Versuchspersonen sind[1] (nach Binswanger „Objektivationen")[2] und daß in den gedeuteten Handlungen unbewußte Wünsche sich äußern, manchmal in stärkster Verdichtung. Nicht immer, so scheint es mir, handelt es sich um „Objektivationen des ganzen Selbst", wie Binswanger meint, sondern gelegentlich nur um Personifikationen von einzelnen Triebregungen.

Spuren der Wirksamkeit der „Zensur" und der „sekundären Bearbeitung" sind bei den *B*-Deutungen oft zu erkennen. Überhaupt zeigt sich darin die Wirksamkeit der Traumgesetze.

Neben den *B*, die eine Phase einer bestimmten Handlung darstellen, finden wir noch *B*, welche Ausdrucksbewegungen, also mimische Affektäußerungen repräsentieren. Ihr eigentlicher Weg ist wiederum der in die Motilität. Die Ausdrucksbewegungen sind typisch extratensive Affektäußerungen. Das Schicksal der nach dem Lustprinzip und später nach dem Realitätsprinzip orientierten Handlungen können auch die Ausdrucksbewegungen mitmachen, d. h. auch sie können den Weg in die Phantasie

---

1) Daß aber auch andere handelnde Personen (z. B. Vatergestalten) gesehen werden, halte ich für gewiß.

2) A. a. O.

nehmen. Ausgesprochen Introversive äußern ihre Affektivität selten oder gar nicht in Ausdrucksbewegungen, aber die Gestalten, die beispielsweise introversive Künstler schaffen, können durch lebhafte und feinste Bewegungsmimik ausgezeichnet sein. Und da ist nichts Angelerntes dabei, sondern die Ausdrucksbewegungen dieser Gestalten fließen aus den geheimsten seelischen Regungen, tiefsten Gedanken und zartesten Gefühlen des Künstlers selbst. Was der Künstler in seinen Schöpfungen leistet, bringen auch wir zustande im Traum und vielleicht etwa in Tagphantasien. „Ganz allgemein verlegen wir Gefühle, die wir selbst haben, im Traum in andere Personen" (Bleuler: Psychiatrie, S. 103) und damit natürlich auch die zugehörigen Ausdrucksbewegungen. Dieser Vorgang, in der Psychopathologie unter dem Namen „Transitivismus" bekannt, wird für unsere Zwecke vielleicht besser als „Disjektion" bezeichnet. „Disjektion" ist nach Pfister das Gegenteil von „Verdichtung". Einzelne Charakterzüge, Triebregungen aus Ambivalenzpaaren, Affektzustände werden aus uns hinaus projiziert und personifiziert. Das Ich kann so in verschiedene Gestalten zerlegt werden, die häufig kämpfend gegeneinander auftreten. Dieser Mechanismus findet bekanntlich auch in der Kunst sehr oft Verwendung (z. B.: Goethe = Faust und Mephistopheles, Tasso und Antonio). Freud hat hauptsächlich in „Totem und Tabu" gezeigt, daß die „Projektion" einen wichtigen ökonomischen Zweck im Seelenhaushalt erfüllt. Durch die Verlegung böser, anstößiger, unerträglicher Triebregungen und Affekte in andere Menschen oder erdachte Wesen (z. B. Geister), schaffen wir uns Erleichterung, indem quälende Triebkonflikte aus unserem Innern nach außen verpflanzt werden.

Diese Projektionsgestalten hassen und bekämpfen wir, oder wir teilen das Leid mit ihnen, wenn sie schmerzgebeugte, trauernde Wesen sind, oder wir finden sie närrisch und wir lachen mit ihnen, und all das geht viel leichter, als wenn diese „Wesen" in uns stecken, und überdies führt das zu einer Verringerung der Unlustquantität (Affektabfuhr, Abschwächung des Schuldgefühls durch Sühne in der Identifizierung).

Die Vermutung liegt nahe, daß wir beim Rorschachschen Versuch einzelne passende Kleckse benützen, um unser strebendes, stellungnehmendes Ich oder Abspaltungen des Ichs hinein zu projizieren, wodurch uns die betreffenden Kleckse als bewegte Gestalten vorkommen *(B)*. Wir würden von diesem Vorgang ebensowenig merken, wie wenn wir im Traum in andere Personen verwandelt auftreten. Die Tatsache aber, daß wir diese Gestalten *(B)* mit eigenem seelischen Inhalt erfüllen und sie mit eigenen

geheimen Einstellungen und Gefühlen ausstatten, würde sich uns durch die eigentümliche kinästhetische Empfindung verraten, die wir beim „Sehen" der *B* haben, und die Rorschach als „Erfühlen der Bewegung" beschrieb (Psychodiagnostik, S. 14).

Ob aber die *B* sexualsymbolische Bewegungsvorstellungen seien, oder ob sie Einzelakte aus einer dramatischen Handlung oder Ausdrucksbewegungen darstellen, immer sind sie dann im wesentlichen Kundgebungen des Unbewußten, des schöpferischen Unbewußten.

Schlußbemerkungen

Gegen meine Hypothese wurde folgender Einwand erhoben: Wenn es richtig sei, daß in den *B* die Komplexe sich besonders leicht äußern, so sei damit nicht bewiesen, daß das schöpferische Unbewußte speziell in den *B* stecke, sondern es sei damit bloß bewiesen, daß die Assoziationen von den *B* aus viel leichter laufen als z. B. von den Farb- oder Formantworten aus. Die Analyse könne bei jedem beliebigen Ding anknüpfen und komme letzten Endes zu den gleichen Komplexen, wie wenn wir von den *B* ausgehen.

Dieser Einwand hat mich instand gesetzt, meine Auffassung der *B* noch schärfer zu formulieren. Gewiß werden wir von den Farbantworten, besonders von den primären und *FbF* und auch von den Formantworten ausschließlich zu denselben Komplexen gelangen, selbstverständlich. Während aber die Farb- und Formantworten mehr oder weniger komplexbedingte assoziative Reaktionen auf einen äußeren Reiz sein können: irgendein Verschiebungsglied in der Assoziationskette oder ein Symbol für eine zur Zeit unbewußte Vorstellung oder einen Affekt oder Trieb (z. B. Feuer als Libidosymbol; Blut, Fleisch, Wunde u. dgl.), so ist das *B* eine komplexbedingte Schöpfung, angeregt durch eine rezente Wahrnehmung. (Man denke hier an die „Traumerreger".)

Hören wir dazu nur noch, was meine Künstlerin aussagte, als sie das Ergebnis ihrer *B*-Analysen selber zusammenfaßte: „Das *B* ist eine fertige Komposition von meinen inneren Konflikten gewesen, so wie wenn ich diese bildlich darstellte. Als ich die *B* deutete, war mir das allerdings noch nicht bewußt. Wenn ich bildlich eine Komposition machen würde, käme noch das Bewußtsein dazu mit dem ästhetischen Empfinden. Jede künstlerische Schöpfung wird ja geschaffen mit dem Unbewußten und

Bewußten. Der einzige Unterschied zwischen den *B*, die man produziert, und einem Kunstwerk, ist der, daß man dort das Bewußt-Ästhetische vernachlässigt. Das *B* ist infolgedessen ein Rohprodukt, während das Kunstwerk der geschliffene Stein ist."

Das mag kühn gesprochen sein; aber für die Individual- und Original-*B* stimmt es gewiß. Ob auch für die Vulgär-*B*, wäre durch entsprechende Untersuchungen erst noch zu beweisen.

Zusammenfassend: In den Kinästhesien erleben wir uns (im Fötalstadium) zuallererst als wollendes, autonom handelndes Wesen, und darum wird das Unbewußte später, wenn es unsere Wünsche, Strebungen nicht auf motorischem Wege aktivieren kann, statt dessen die kinästhetischen Engramme zur Ekphorie bringen. Beim Sehen von *B* im Rorschachschen Versuch werden die (meist unbewußt bleibenden) Ekphorate der Kinästhesien in die wegen ihrer besonderen Form sich eignenden Kleckse hineinprojiziert (Projektion der Bewegung). Die *B* sind in der Vorstellung sich abspielende motorische Aktionen, welche Verdichtungsprodukte, symbolische Handlungen, Sublimationen sein können, oder sie sind in der Vorstellung sich abspielende Stellungnahmen zur Außenwelt und zu inneren Reizen, Triebansprüchen (Gefühlsäußerungen, Ausdrucksbewegungen). Da das *B* durch Projektion von eigener Bewegung zustande kommt, so äußert sich darin eigenes (meist unbewußtes) Wollen und eigenes Gefühl.

Es ist ja nicht so, daß das schöpferische Unbewußte nur in „Kinästhesien" (Bewegungsvorstellungen) redet; aber beim Rorschachschen Versuch, diesem visuellen Reaktionsexperiment, sind die *B* die geeignetste Äußerungsmöglichkeit für das Innenleben, das schaffende Unbewußte. Denn nur bei der Produktion von *B* können die schöpferisch-gestaltenden Kräfte und Mechanismen, die bei der Bildung des Traumes, der Halluzination, des Kunstwerkes wirksam sind, voll zur Geltung kommen.

Über die seelischen Ursachen des Alterns, der Jugendlichkeit und der Schönheit

Von Dr. Alice Sperber (Wien)

Seit die Forschungen Steinachs die Tatsache ergeben haben, daß der Prozeß der Verjüngung bzw. des Alterns im Zusammenhang mit Veränderungen der Geschlechtsdrüse steht, erhebt sich mit besonderer Aktualität die Frage, von welchen seelischen Phänomenen das Altern bzw. das Jungbleiben abhängig sein könnte, denn daß auch seelische Vorgänge hier eine Rolle spielen, wird sich nicht von vornherein abweisen lassen. In Anbetracht der außerordentlichen Kompliziertheit des Problems kann es nicht meine Aufgabe sein, es der Lösung zuzuführen, vielmehr werde ich mich damit begnügen müssen, einige Beobachtungen mitzuteilen und vieles zur Diskussion zu stellen.

Da im allgemeinen die Ansicht verbreitet ist, daß ein sorgenloses Leben, Glück und Erfolg die Konservierung der Jugend begünstigen, während Entbehrungen, Unglück und Sorgen das Altern beschleunigen, möchte ich einleitend bemerken, daß dies manchmal richtig sein kann und daß ich keine Veranlassung habe, diese populäre Erklärung abzulehnen, doch glaube ich, daß noch andere Gründe für diese Erscheinung in Betracht kommen, die viel tiefer liegen und daß die populäre Erklärung sehr häufig nicht ausreicht. Da wir nun häufig die Erfahrung machen, daß bedeutende Dichter und Schriftsteller als die besten Kenner des menschlichen Herzens auch die besten Führer bei der Beurteilung von dunklen, psychischen Problemen sind, möchte ich vor allem auf einen Roman eingehen, der das Problem der Jugendlichkeit und der Schönheit zum Gegenstande hat. Es ist dies der Roman „Das Bildnis des Dorian Gray“ von Oskar Wilde, dessen Inhalt ich in folgendem kurz angebe, soweit er auf unser Thema Bezug hat.

Dorian Gray, ein etwa zwanzigjähriger Jüngling von wunderbarer Anmut, wird von seinem Freunde Basil Hallward gemalt. Der Künstler

ist von einer vergötternden Liebe für seinen jungen Freund erfüllt, der nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch Unschuld des Gemütes und einfache Güte ausgezeichnet ist, doch bemerkt der Maler mit Betrübnis, daß Dorian unter den verderblichen Einfluß des ebenfalls noch jungen, aber abgelebten Lord Henry Wotton gerät, dem ungewöhnliche Geistesgaben verliehen sind. Lord Henry ist eine ungemein komplizierte Persönlichkeit, die im skrupellosesten Genießen und Auskosten alles dessen, was das Leben an Empfindungen und Erlebnissen zu bieten hat, den eigentlichen Sinn des Daseins erblickt. Er bemüht sich auf jede Weise, Dorian diese Weltanschauung zu vermitteln und lenkt das ganze Interesse des Jünglings auf seine eigene bezaubernde Schönheit. Unwillkürlich wird man bei der Schilderung des schönen und in sich selbst verliebten Dorian Gray an die Sage von Narzissus denken, der unfähig ist zu lieben, bis er im Wasserspiegel sein eigenes bezauberndes Bildnis erblickt und, von Liebe verzehrt, dem Tode entgegenwankt. Auch Dorian Gray küßt einmal in kindlicher Nachahmung des Narzissus die gemalten Lippen seines Bildes. Dorian erschrickt vor dem Gedanken, daß seine jugendfrischen Reize vergehen könnten. Er ist von Eifersucht erfüllt für das von Basil Hallward gemalte Bild, das ewig jung und schön bleiben darf, während er selbst dazu bestimmt ist, zu altern und zu verblühen und in leidenschaftlicher Auflehnung gegen das scheinbar Unvermeidliche, spricht er den Wunsch aus, das Bild möge die Last des Alterns tragen und er selbst die Reize seiner Jugend bewahren. Der Wunsch geht in Erfüllung: Dorian, dessen Leben unter dem verderblichen Einfluß Lord Henrys eine Kette von Verbrechen und Ausschweifungen wird, bleibt jung und schön, während das Bild, das von Dorian ängstlich verborgen wird, die Last seiner Jahre und Sünden tragen muß und sich in der abstoßendsten Weise verändert. Vielleicht will der Dichter in diesen Veränderungen auch die sittlich hochstehende Persönlichkeit des Malers zu Worte kommen lassen, der stets bestrebt ist, den Jüngling auf den rechten Pfad zurückzuleiten und Dorian so in geheimnisvoller Weise gleichsam sein wahres Spiegelbild vorhält. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß der Maler, der erst spät von der furchtbaren Umwandlung erfährt, schon zu Anfang sagt, er habe zuviel von seinem eigenen Wesen in das Bild hineingelegt. Von Angst und Gewissensqual gepeinigt, will Dorian, der inzwischen in unverminderter Jugendfrische vierzig Jahre alt geworden ist, das Bild durchstechen, da ertönt ein Schrei und ein Fall, das Messer steckt in seiner eigenen Brust. Ein zweites Wunder ist geschehen: als die Diener ein-

treten, sehen sie an der Wand ein prachtvolles Porträt ihres Herrn, in all dem Zauber seiner erlesenen Jugend und Schönheit. Auf dem Boden liegt ein toter Mann im Frack, ein Messer im Herzen. Er ist welk, runzlig und ekelhaft von Angesicht. Erst als sie die Ringe betrachten, erkennen sie, wer es ist.

Fragt man nun nach dem Sinn des Wunders, so muß die Antwort wohl lauten: Der leidenschaftliche Wunsch, jung und schön zu bleiben, der Dorians ganzes Wesen beherrscht, und das in erster Linie seiner eigenen Person zugewandte Interesse halten die Folgen des Alterns und der Ausschweifungen von seiner äußeren Person ab. Als die Kraft der Seele, die diese geheimnisvolle Wirkung hervorgerufen hat, erstirbt, geraten die Dinge wieder in ihre natürliche Ordnung, das Antlitz Dorians zeigt die Spuren des Verbrechens und des Alters, das Bild erstrahlt in Jugend und Schönheit. Der Gedanke ist zwar nicht ganz konsequent durchgeführt, denn Dorian hat schon kurz vor seinem Tode seine eigene Jugend und Schönheit verflucht, um deretwillen er einem so schrankenlosen Egoismus gefrönt hat, aber die Verwandlung erfolgt erst im Augenblicke des Todes selbst. Doch wird der Sinn der Dichtung wohl kein anderer sein, auch ist gewiß in Dichtung und Wahrheit die Annahme berechtigt, daß Flüche und Schwüre oft bezeichnender sind für das, was die Menschen wollen möchten, als für das, was sie wirklich wollen.

Bei der Betrachtung des Dorian Gray, dem die Liebe für die eigene Person Sinn und Zweck des Lebens wird, mußte ich einer Vorlesung Prof. Freuds über das Wesen des Narzißmus gedenken, in der er die Bemerkung machte, daß die Liebe zur eigenen Person vielleicht das Geheimnis der Schönheit sei. Es scheint nun, daß narzißtische Strömungen und die leidenschaftliche Auflehnung gegen das Altern, wie sie bei Dorian Gray das ganze Wesen erfaßt, nicht nur der Schönheit, sondern auch der Erhaltung der Jugendlichkeit, die mit der Schönheit so oft im Zusammenhang steht, zugutekommt.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch der schönen Frau Boye aus dem Roman „Niels Lyhne" von Jacobsen gedenken (Diederichs, Jena 1919) und folgende charakteristische Stelle zitieren:

„Etwas entfernt von Eriks Gerüst saß Frau Boye auf einem niedrigen hochrückigen Lehnstuhl, mit einem feinen Buch in der einen Hand und einem kleinen Tonklumpen in der anderen. Klein war sie, ein bißchen klein und leicht brünett, mit klarbraunen Augen und lichtweißem Teint, der im Schatten der Rundungen goldenmatt wurde und fein zu dem

glanzvollen Haar stimmte, dessen Dunkelheit im Licht einen Ton von braun gebräunter Blondheit annahm.

Sie lachte, als sie kamen, so wie ein Kind lachen kann,[1] so erleichternd klang es und lustig laut, so vergnüglich frei, und es war auch eines Kindes offener Blick in ihrem Auge, eines Kindes vorbehaltsloses Lächeln um ihren Mund, der dadurch noch kindlicher wurde, daß die Oberlippe so kurz war und daß die milchweißen Zähne fast nie ganz verschwanden und der Mund fast immer eine Spur offen stand. Doch war sie kein Kind. War sie einige Dreißig alt? Des Kinnes feste Form sagte nicht nein, so wenig wie der Unterlippe reifer Flaum; und sie war voll von Gestalt, mit reichen, aber festen Formen, die stark hervorgehoben wurden durch ein dunkelblaues Gewand, das sich stramm anschloß wie die Taille eines Reitkleides, eng um die Mitte, Brust und Arme. An ihrem Hals und auf ihren Schultern lag faltenreich ein kleines blutrotes Seidentüchlein, dessen Enden in dem spitzen Ausschnitte des Kleides verschwanden und im Haare trug sie Nelken von der Farbe des Tuches. Frau Boye stammt aus vornehmer Patrizierfamilie, hat sich aber mit ihren Angehörigen entzweit, nachdem sie Witwe geworden. Ihr Mann war Apotheker gewesen, Assessor pharmaciae und Ritter. Als er starb, war er Sechzig und Besitzer von anderthalb Tonnen Goldes. Soweit man es wußte, hatten sie miteinander sehr gut gelebt. Im Beginn, die ersten drei Jahre, war der alternde Mann sehr verliebt gewesen; später lebten sie sehr viel jedes für sich, er mit seinem Garten beschäftigt und damit, seinen Ruf als Tausendsassa — in Herrengesellschaften aufrechtzuerhalten; sie mit dem Theater, mit Romanzenmusik und deutscher Poesie.

Dann starb er.

Als das Trauerjahr vorbei war, machte die Witwe eine Reise nach Italien und lebte ein paar Jahre unten, zumeist in Rom. Es war gar nichts Wahres daran, daß sie in einem französischen Klub Opium geraucht, so wenig wie an der Geschichte, daß sie sich auf gleiche Art wie Paolina Borghese habe modellieren lassen und der kleine russische Fürst, der sich erschoß, erschoß sich durchaus nicht um ihretwillen. Allein wahr ist, daß die deutschen Künstler nicht ermüdeten, ihr Serenaden darzubringen und auch das ist wahr, daß sie in einer Morgenstunde in einer albanischen Bauernmädchentracht sich auf eine Kirchentreppe oben bei der Via Sistina

1) Diese, wie auch die folgenden Stellen sind von der Verfasserin gesperrt.

gesetzt, und von einem neu angekommenen Künstler hatte anwerben lassen, mit einem Topf auf dem Haupt und einem kleinen braunen Knaben an der Hand Modell zu stehen. Solch ein Bild hing jedenfalls an der Wand.

Auf der Reise nach Italien traf sie mit einem Landsmann zusammen, einem bekannten tüchtigen Kritiker, der lieber ein Dichter gewesen wäre. Eine negative skeptische Natur nannte man ihn, einen scharfen Kopf, der seine Mitmenschen hart und unbarmherzig anfaßte und seine Brutalität durch dies „weil" gerechtfertigt glaubte. Allein er war nicht ganz das, wozu die Leute ihn machten; er war nicht so unangenehm aus einem Guß, noch so rücksichtslos konsequent, als er aussah, denn ungeachtet, daß er gegenüber der idealen Richtung der Zeit allezeit auf dem Fehdefuß war, und sie mit anderen verdammenden Namen nannte, so hatte er doch für dies Ideale, Träumende, Ätherische, dies blaublau Mystische, das unbegreiflich Hohe und verschwindend Zarte eine Sympathie, die er der mehr erdgeborenen Richtung gegenüber nicht empfand, für die er kämpfte und an die er hauptsächlich glaubte.

Widerstrebend verliebte er sich in Frau Boye, doch er sagte ihr es nicht, denn es war keine junge und offene, keine hoffende Verliebtheit. Er liebte sie wie ein Wesen von einer anderen, feineren und glücklicheren Rasse als seine eigene, und es war darum Neid in seiner Liebe, eine instinktmäßige Erbitterung wider das, was in ihrer Rasse war.

Mit feindlichen eifersüchtigen Augen sah er auf ihre Neigungen und Meinungen, ihre Geschmacksrichtung und ihre Lebensanschauung, und mit allen Waffen, mit feiner Beredsamkeit, mit herzloser Logik und barscher Autorität und mitleidsgefühltem Spott erkämpfte er sie sich, gewann er sie zu sich und zu seiner Ansicht hinüber. Aber als die Wahrheit nun gesiegt hatte und sie wie er geworden war, da sah er, daß nicht allzuviel gewonnen und daß er sie mit ihren Illusionen und Vorurteilen, ihren Träumen und Irrtümern geliebt hatte und nicht als die, so sie nun war.

Unzufrieden mit sich selbst, mit ihr und mit allem zu Hause, reist er fort und blieb auch fort. Aber da hatte sie gerade begonnen, ihn zu lieben.

Aus diesem Verhältnis konnten die Leute natürlich sehr viel machen und das taten sie auch. Die Etatsrätin sprach mit Niels, so wie alte Tugend von jungem Fehltritt spricht." (S. 94 ff.)

Nach diesem schon ziemlich wechselvollen Leben kommt nun die Liebesepisode zwischen Frau Boye und Niels Lyhne. Obwohl sie den

Jahren nach nicht mehr sehr jung sein kann, so sind ihr doch Schönheit und Jugend treu geblieben.

„Sie sah so jung aus, wie sie so da lag, unter der Astrallampe mildgelbem Schein, beleuchtet vom Scheitel bis zum Fuße, und es war eine betörende Nichtübereinstimmung zwischen dem herrlichen starkgeformten Hals, der matronenartigen Charlotte-Corday-Haube und dann den kindlich treuherzigen Augen und dem geöffneten kleinen Mund mit den milchweißen Zähnen. Niels sah bewundernd auf sie" (S. 104) und Frau Boye teilt uns selbst unmittelbar darauf das Geheimnis ihrer Jugendlichkeit mit:

„Wie es wunderlich ist, sich nach sich selbst zu sehnen!" sagte sie, indem sie langsam ihre Träume fahren ließ und mit ihrem Blick zurückkehrte, „und ich sehne mich so oft, oft nach mir selbst als junges Mädchen und liebe es wie eine, der ich innerlich nahegestanden und mit der ich Leben und Glück und alles geteilt und die ich dann verloren, ohne daß ich das Allergeringste dafür konnte. Was für eine liebliche Zeit das war! Sie ahnen nicht, wie zart und rein eines jungen Mädchens Leben ist, bis hinein in der ersten Liebe Zeit. Es kann nur in Tönen ausgedrückt werden; aber denken Sie sich es als ein Fest in einem Feenschloß, wo die Luft sogar leuchtet, gleich wie errötendes Silber. Da ist alles voll von kühlen Blumen und sie wechseln die Farben, sie tauschen langsam miteinander die Farbe, alles klingt drin jubelnd, aber dennoch gedämpft, und die dämmrigen Ahnungen glitzern und glühen wie ein mystischer Wein in feinen reinen Traumesschalen, und es klingt und duftet: tausend Düfte ziehen durch die Säle; ah, ich könnte weinen, wenn ich daran denke, und wenn ich auch daran denke, daß bekäme ich das alles wieder, so wie es war, durch ein Mirakel, so würde das Leben mich nun gar nicht tragen können, sondern ich würde durchfallen, wie eine Kuh, die auf Spinnweben tanzen wollte" (S. 104).

Genau so wie bei Dorian Gray ist es auch bei Frau Boye: Die Liebe zu sich selbst verleiht ihrer Schönheit und Jugend eine wunderbare Widerstandsfähigkeit.

Ehe ich auf die psychologische Erklärung der jugenderhaltenden Kraft, des Narzißmus, eingehe, möchte ich noch vorausschicken, daß auch mir die narzißtische Veranlagung verhältnismäßig jugendlich aussehender Personen aufgefallen ist und daß diese Menschen zumeist auch für schön oder zumindest hübsch gelten. Ich bin mir nun allerdings darüber klar, daß es eine besondere Erschwerung für diese Untersuchung bedeutet, wenn das

Problem der Jugendlichkeit zu gleicher Zeit mit dem der Schönheit behandelt werden soll, weil auf diese Weise ein dunkles Problem mit einem anderen belastet wird, das vielleicht noch geheimnisvoller ist; ich konnte aber anderseits nicht davon abgehen, da in vielen Fällen der Zusammenhang eben besteht, was ja auch Wilde in seinem Roman andeutet. Eine besondere Erschwerung der Situation bedeutet es ferner, daß die Menschen, die doch schon das Alter anderer Personen häufig verschieden einschätzen, in bezug auf die Begriffe „schön" oder „nicht schön" noch viel verschiedenerer Meinung sind, doch müssen alle diese Schwierigkeiten ja kein Grund sein, um von vornherein auf die Erörterung jener Probleme zu verzichten. Wenn man nun auch über die Begriffe „schön" oder „jung" äußerst verschiedener Ansicht sein kann, so dürfte doch in einer Beziehung eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung herrschen. Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß das Glück verjüngt und verschönt und Menschen mit hochgradig narzißtischer Veranlagung besitzen eine Quelle des Glücks, die sich anderen nicht in demselben Maße erschließt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß alle Menschen gelegentlich ihr Glück in Phantasien und Träumen suchen und man kann mit Sicherheit voraussetzen, daß stets der Träumer selbst der Held seiner Träume ist und darin die vorteilhafteste Rolle spielt, aber wenn man dies im Prinzip wohl von allen Menschen sagen kann, so sind doch die quantitativen Unterschiede, nämlich die Häufigkeit solcher Phantasien und die Intensität der Selbstliebe, die darin zum Ausdruck kommt, wahrscheinlich sehr verschieden. Ich vermute nun, daß Menschen, denen eine verhältnismäßig widerstandsfähige Jugend beschieden ist, sehr häufig von früher Kindheit an bis in spätere Jahre in solchen Träumereien schwelgen, die für sie manchmal vielleicht mehr bedeuten, als das, was die Realität ihnen sonst schenken oder versagen mag. Von dem naiven Egoismus solcher Phantasien kann man sich am besten eine Vorstellung machen, wenn man das Leben Dorian Grays, wie es der Dichter darstellt, als eine Phantasie auffaßt, wie ja übrigens auch Wilde sein Werk in die höhere Sphäre der Unwirklichkeit entrückt hat, indem ein geheimes Wunder die Handlung von Anfang bis zu Ende begleitet. Größere Egoisten als Menschen mit so stark narzißtich betonter Veranlagung gibt es wahrscheinlich nicht; ich möchte nur, um ein Mißverständnis zu vermeiden, noch besonders betonen, daß hier nicht immer jener alltägliche und triviale Egoismus vorhanden sein muß, der ausschließlich nach realen Gütern strebt, obwohl dieser natürlich mit einer stark betonten narzißtischen Einstellung verbunden sein kann. Es kann

aber auch Narzißten geben, die sich bemühen, ihren sozialen Pflichten, wie auch ihren Pflichten gegen ihre Familie und ihre Freunde so gut als möglich nachzukommen und die damit äußerlich nicht schlechter zustande kommen als anders veranlagte Menschen, aber sie besitzen die Fähigkeit, sich innerlich die eigenen Leiden und die anderer bis zu einem gewissen Grade fernzuhalten, denn sie flüchten immer wieder in ihre beglückende Märchenwelt, in der sie sich nichts versagen. Und ist es nicht ganz natürlich, daß eine derartige Seelenverfassung, die der des Kindes so nahesteht, auch einen gewissen Schutz vor dem Altern gewährt und den Zügen eine Unberührtheit von den Stürmen des wirklichen Lebens verleiht, die anderen den Eindruck der Jugendlichkeit und oft auch der Schönheit macht? Wenn wir sagen, jemand sehe alt aus, so meinen wir doch damit, daß das Leben tiefe Spuren in sein Antlitz gegraben hat und wenn mitunter auch die Meinung vertreten wird, ein Antlitz sei dann schön, wenn es den Kampf der Leidenschaften und die Spuren des Erlebten recht deutlich widerspiegle, so werden doch die meisten anderer Ansicht sein und jene Menschen schön finden, die sich etwas von jenem Reiz bewahrt haben, der Kindern im höchsten Grade eigen ist und bei den meisten schnell verloren geht. Die echten Narzißten bleiben eben lange Zeit Kinder und wenn auch ihnen natürlich oft große Leiden beschieden sind, so haben sie doch in sich selbst einen letzten Schutz vor dem Elend des Lebens und die traurige Realität, die tiefe Spuren in die Gesichter der meisten Menschen gräbt, kann sie nicht mit derselben erbarmungslosen Gewalt überfallen, wie es sonst der Menschen Los.

In „Niels Lyhne“ hat Jacobsen geschildert, wie Frau Boye trotz wechselvoller Schicksale die Realität gleichsam ignoriert und noch als reife Frau äußerlich das junge Mädchen bleibt, von dessen geliebtem Bild sich ihre Phantasie nicht losreißen kann und sehr wirkungsvoll hat Wilde die Ablehnung der Realität zum Ausdruck gebracht, indem er die äußeren Folgen der Sünden und Leiden seines Helden von diesem abwendet und auf ein Bild projiziert. Wenn also der Narzißmus und die damit verbundene Selbstbetonung und Selbsterhaltung wirklich ein Faktor sein sollte, der der Erhaltung der Jugend günstig ist, so ist es naheliegend zu erörtern, welche äußeren Umstände und sozialen Strömungen eine derartige Einstellung begünstigen können und einige dieser Strömungen aufzudecken, soll eine der Hauptaufgaben dieser Arbeit sein.

Meine Betrachtungen beziehen sich nun allerdings auf einen verhältnismäßig beschränkten Kreis von Menschen, die der intellektuellen

bürgerlichen Schichte Österreichs angehören, was jedoch leicht erklärlich ist, denn es liegt in der Wesensart des Problems, daß der Beobachter nur dann Aussicht hat, annähernd richtig zu urteilen, wenn er das Milieu, das er zum Gegenstande seiner Betrachtungen macht, von Jugend an genau kennt und gleichsam die geistige Atmosphäre jener Schichte geatmet hat. Es wird daher notwendig sein, daß viele Personen in den verschiedenen Sphären der menschlichen Gesellschaft, deren Lebensbedingungen ihnen vertraut sind, Beobachtungen anstellen und nur als ein Versuch soll diese Arbeit betrachtet werden, die auf allgemeine Gültigkeit keinen Anspruch erheben darf. Da ferner Beobachtungen bei Frauen dadurch erschwert werden, daß ihnen eine möglichst lange Konservierung der Jugend und Schönheit von der Gesellschaft in höherem Maße als den Männern gewissermaßen zur Pflicht gemacht wird und die Mode, wie auch die Kosmetik bemüht ist, ihnen hier in jeder Weise zu Hilfe zu kommen, will ich das Problem zunächst im Hinblick auf das männliche Geschlecht erörtern.

Schon ehe das Problem des Alterns und Jungbleibens durch die Forschungen Steinachs in den Brennpunkt des Interesses gerückt war, mußte ich oft darüber staunen, daß die Männer jener Sphäre, und zwar meine ich jene, die derzeit zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre stehen oder zum Teil auch schon älter sind, einen auffallend jugendlichen Eindruck machen. Die Bartlosigkeit, wie die herrschende Mode sie vorschreibt, mag ja dazu beitragen, ohne jedoch dieses Phänomen vollständig zu erklären, wobei immerhin noch zu erwägen wäre, ob nicht diese Mode das Resultat seelischer Strömungen ist, die mit dem, was hier gesagt werden soll, im Einklang stehen. Überdies tragen ja auch die Priester der katholischen Kirche keinen Bart, ohne daß dadurch der autoritative Eindruck ihrer Erscheinung abgeschwächt würde, der in direktem Gegensatz zu dem knabenhaften Wesen und Aussehen steht, von dem hier die Rede sein soll. Die Gestalt jener jungen Männer erreichte spät oder gar nicht das gewichtige auf Würde eingestellte Aussehen der früheren Generation, der Ausdruck des Gesichtes bleibt oft fast kindlich und ganz besonders will die Stimme wie auch die Sprech- und Modulationsweise den Jahren nicht folgen, hingegen scheint das verhältnismäßig frühzeitige Ergrauen der Haare durch diese Vorgänge nicht beeinflußt zu werden. Auch in bezug auf die seelische Entwicklung ist diese Generation auffallend jung geblieben. Während ich diese Zeilen schreibe, schweben mir die Worte „kindlich, knabenhaft, jugendlich, spielerisch und sogar kindisch“

auf den Lippen, je nach den Personen, auf die sie sich beziehen. Ein Werturteil will ich damit in keiner Weise verbinden, denn ich habe diese Nuancen in Verbindung mit einer gewissen Mittelmäßigkeit und Minderwertigkeit ebenso konstatieren können, wie auch im Verein mit den edelsten Vorzügen des Geistes und des Herzens. Mitunter habe ich gehört, daß für die Betreffenden die Worte „Bursch, Bürscherl, Jüngling" gebraucht wurden, Bezeichnungen, die mehr zu ihrem Wesen und Aussehen als zu ihrem Alter paßten. Häufig wurden sie von Menschen, die sie nicht näher kannten, für bedeutend jünger gehalten, als sie tatsächlich waren, auch geschah es, daß Leute, denen ihr tatsächliches Alter bekannt war, sich oft über ihr jugendliches Aussehen wunderten und ich lege Wert auf die Feststellung, daß diese Bemerkungen von Menschen herstammen, die von mir nicht beeinflußt sein konnten, da ihnen meine eigene Ansicht unbekannt war. Eine ältere Frau, die allerdings davon wußte und der in höherem Grade als mir die Möglichkeit offen stand, den Vergleich mit den Männern der vorherigen Generation zu ziehen, hat mir meine Beobachtungen mit demselben Erstaunen bestätigt, das ich für diese Erscheinung empfand. Wollte man die Gründe erörtern, so hieß es: „Sie haben den Ernst des Lebens nicht recht kennen gelernt, sie sind von ihren Angehörigen zu sehr verwöhnt worden und deshalb Kinder geblieben." Da kam der Weltkrieg. Die angeblich so bevorzugte Generation wurde ins Feuer geschickt, sie hat ertragen, was Menschen überhaupt ertragen können, sie war den furchtbarsten Schrecknissen, der schwersten Verantwortlichkeit ausgesetzt und — ist jung zurückgekehrt, und wenn in diesen Zeilen auch zum Teil von jungen Männern die Rede ist, denen die Leiden der Schlacht erspart geblieben sind, so waren doch auch die Zurückgebliebenen so sehr mit Kummer, Angst, Not und Entbehrungen überhäuft, daß ein rasches Altern nur allzu begreiflich gewesen wäre. Diese Erscheinung ist einer eingehenden Erörterung wert, ich möchte aber, ehe ich damit beginne, noch auf einen für dieses Thema sehr charakteristischen Ausspruch hinweisen, der von einem damals etwa vierzigjährigen Manne stammt. Es war davon die Rede, ob man sich Knaben oder Mädchen als Nachkommenschaft wünschen sollte. „Ach", meinte der Betreffende lächelnd, „doch lieber Mädchen, ein Bub, das ist man doch selber." Tatsächlich handelt es sich um eine Persönlichkeit, deren Jugendlichkeit in seelischer wie auch in äußerer Hinsicht auffallend ist, um so mehr als sich der Betreffende in leitender Stellung befindet und einer sehr pessimistischen Lebensauffassung huldigt.

Auch möchte ich hier auf einen anderen Ausspruch verweisen, den ich vor kurzem hörte. Es war von einem jetzt etwa fünfzigjährigen Manne von großen geistigen Fähigkeiten die Rede, der als einer der ersten unseres Landes dem Einfluß der neuen Einstellung zu den Frauen ausgesetzt war. Die Bekanntschaft mit den Anwesenden begann vor etwa zwanzig Jahren. „Vor zwanzig Jahren"; meinte jemand, „habe ich mich immer gefreut, wenn ich mit ihm sprechen konnte." „Ach," erwiderte jemand anderer, „damals war er noch ein Bub." Keiner von den Sprechenden gab sich darüber Rechenschaft, daß der „Bub" damals schon dreißig Jahre alt war. „Wenn ich den Hut aufsetze," hörte ich einmal von einem Dreißigjährigen, „so sehe ich doch nicht so bubenhaft aus."

Sehr bezeichnend ist z. B. auch, daß sich in Wien (nach einer Zeitungsmeldung im Jänner dieses Jahres) ein „Bund junger Architekten Österreichs" konstituiert hat und daß die Altersgrenze, bis zu der man Mitglied dieser Organisation werden kann, mit dem vierzigsten Jahre festgesetzt worden ist.

Im Gegensatz dazu möchte ich einige Stellen aus dem Roman Gabriele Reuters „Aus guter Familie" (21. bis 22. Auflage) zitieren, der in den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts spielt und seinen außerordentlichen Erfolg neben vielen Vorzügen dem Umstand verdankt, daß darin die bürgerliche Gesellschaft der damaligen Zeit sehr lebenswahr geschildert wird. Um die Heldin des Romans bewirbt sich der Landrat Raikendorf. „Wollte er wirklich 'mal heiraten, so war es hohe Zeit. Er rechnete nach, wie alt er mittlerweile geworden. Wahrhaftig — so nah' den Vierzig!" (S. 252.) Und zu Agathe sagt der Landrat: „Prophezeien Sie einmal: Können Sie sich vorstellen, daß ein junges, hübsches, kluges Mädchen so einen alten kahlen Kerl ... was? Hat nicht viel Aussicht?" (S. 254.) Und von Agathe heißt es: „Den kahlen Kopf, die müden farblosen Augen des Landrates, seinen goldenen Kneifer und das beginnende Bäuchlein — den Wert, den er aufs Essen legte — an alles dies gewöhnte Agathe sich mit sanfter Freude. Jede Unvollkommenheit kam ihr fast wie eine neue Garantie für die Zukunft vor."

„Die Mädchen müssen nehmen, was ihnen geboten wird." (S. 257.) Vgl. auch eine Stelle aus den Memoiren des Grafen Alex. v. Tilly, die nach der französischen Revolution geschrieben wurden. „Eine Neffe des Schwans v. Cambray, der Marquis v. Fénelon, dem es aber am Gesang und an der Herzensreinheit seines Oheims fehlte, wagte im heran-

nahenden Alter etwas, wozu mehr Mut und Beharrlichkeit gehört, als zu einem Telemach. Er unterhielt ein Mädchen von sehr zweideutigem Ruf, deren Vater ein Amt im Finanzfach bekleidet hatte. Sie gab sich den Namen Beauvilliers, war ausnehmend schön und richtete ihren vierzigjährigen Liebhaber zugrunde." Aus dieser Stelle wie auch aus den vorhergehenden Zitaten klingt eine Resignation, die heute immer mehr und mehr abhanden kommt.

Ich glaube, daß die verhältnismäßig lange Jugend jener Männer, von denen hier die Rede ist, auf das engste mit der Art und Weise zusammenhängt, in der sie auf das weibliche Geschlecht eingestellt sind. Seit nämlich das weibliche Geschlecht aus dem Schatten hervorgetreten ist, in dem es durch Jahrtausende gelebt hatte, waren die Männer genötigt, sich seelisch diesem Ereignis anzupassen und haben nicht nur tatsächlich, sondern vermutlich auch in ihrem Phantasieleben ihre Herren- und Beschützerrolle gegenüber dem weiblichen Geschlechte zum Teil aufgegeben. Diese neue Einstellung scheint nun die Entwicklung aller seelischen und körperlichen Kräfte von Männern, die in besonders hohem Grade unter den Einwirkungen jener Strömungen standen, nachhaltig beeinflußt zu haben und dürfen wir darüber staunen, „daß es der Geist ist, der sich den Körper baut" und daß die Betreffenden länger knabenhaft geblieben sind als ihre Väter?

Die Anpassung an das große Ereignis der Frauenemanzipation ist weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht leicht gefallen, die endlosen Diskussionen, die über dieses Thema geführt wurden, sind noch in aller Erinnerung und wenn in der Hitze des Gefechtes auch von hochgebildeten und wohlmeinenden Männern Worte gegen die Gleichberechtigung der Frau gefallen sind, die sich mit dem gesunden Menschenverstand in keiner Weise vereinigen ließen, so mag dies für alle Erforscher des menschlichen Herzens als Beweis dafür gelten, daß nicht nur reale Rechte, sondern auch liebgewordene Phantasien verteidigt wurden und vielleicht sind die Leiden Strindbergs, die sich aus seiner feindseligen Einstellung zum weiblichen Geschlecht ergaben, zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß die neue Zeit das Frauenideal von einst zerstört hatte, noch ehe sie dem Dichter ein neues geschaffen. Wie gesagt, haben auch die Frauen sich nicht leicht in die neue Situation hineingefunden, aber sie waren wenigstens scheinbar in einer günstigeren Lage, denn das Schlagwort lautete ja, daß sie Rechte erkämpfen würden, während die Männer etwas später, aber dann ziemlich restlos, zu der Erkenntnis gelangten, daß

sie nicht nur Rechte, sondern auch drückende Verpflichtungen abgetreten haben. Während nun die ältere Generation ziemlich unvorbereitet dem Anprall der neuen Weltanschauung ausgesetzt war und sich zum Teil auf das heftigste dagegen wehrte, befand sich die jüngere in einer wesentlich anderen Lage. Die Schwester, die Geliebte, die Braut, mitunter selbst die Mutter strebte nach Befreiung, nach Anerkennung, nach Selbständigkeit, die Luft war gleichsam mit neuen Idealen getränkt, die Ritterlichkeit machte es geradezu zur Pflicht, den Frauen in ihrem Kampfe beizustehen, man war nicht mehr der Beschützer ihrer Schwäche, sondern der Bundesgenosse ihrer Stärke und wahrscheinlich ist dem Phantasieleben jener heranwachsenden jungen Männer das Bild der imponierenden Sappho teurer geworden als jenes der mädchenhaften Melitta; mit anderen Worten: die Macht der Mutter-Imago war im Wachsen begriffen. Dazu kam, daß auch im Familienkreise das weibliche Element seine Einflußsphäre erweiterte und wenn es auch gewiß ebenso falsch als oberflächlich wäre, die Männer kurzweg als streng und die Frauen als mild zu bezeichnen, so ist es doch sicher, daß die Macht der väterlichen Autorität im Sinken begriffen war. Es scheint nun tatsächlich, daß eine milde, vielleicht sogar feminine Erziehung die Entwicklung verlangsamt, was übrigens auch die Sprache, die so oft das Richtige trifft, zum Ausdruck bringt, denn niemand kann sich ein „Muttersöhnchen" alt oder gereift vorstellen. In diesem Sinne hätte also die eingangs erwähnte Anschauung recht, die die langsame Entwicklung des männlichen Geschlechtes auf den Einfluß einer rücksichtsvolleren Erziehung zurückführt als sie anderen Generationen zuteil geworden ist. Dabei ist es interessant zu konstatieren, daß die Eindrücke der Kindheit und der ersten Jugend offenbar von ausschlaggebender Bedeutung sind, denn der furchtbare Druck der Autorität, der während des Krieges auf der heutigen jungen Generation gelastet hat, konnte ihr Wesen nicht mehr nennenswert verändern; die Entwicklung des Knaben ist im höchsten Grade abhängig von dem Wunsche, dem Vater ähnlich zu werden, wenn nun dieser freiwillig auf einen Teil seiner Macht verzichtet, wird auch bei dem Kinde der Wunsch, selbst autoritativ und mächtig zu wirken, geringer werden, insbesondere weil ja auch die Unterdrückung wegfällt, die den Knaben vor allem dazu ansporнt, sich Macht und Autorität zu wünschen, um sich möglichst vollständig von dem Zwange zu befreien, der auf ihm lastet; und wozu sollte man schließlich auch noch so ansehnlich und gewichtig auftreten, wenn die Frauen, um deretwillen es einst geschah, nun selbst ein anderes Ideal verkündet hatten? Unter

solchen Umständen mußten die Eheaussichten reifer Frauen steigen. Während früher in erster Linie das junge, fast noch kindliche Mädchen auf die Huldigungen des männlichen Geschlechtes Anspruch erheben durfte und ein Mädchen von dreißig Jahren kaum noch begehrenswert erschien, haben viele Frauen der erwähnten Schichte erst in diesem Alter, zum Teil auch noch später geheiratet, mit anderen Worten: die Männer hielten an derjenigen Einstellung zum weiblichen Geschlecht fest, die ihnen in der Kindheit und in Jünglingsjahren vertraut geworden war und wenn für diese späten Eheschließungen es auch manchmal in Betracht kommen konnte, daß die wirtschaftliche Selbständigkeit der Frau die Gründung des Haushaltes erleichterte, so war dies doch nicht immer der Fall und auch nicht der alleinige Grund. Gelegentlich heirateten sehr junge Männer viel ältere Frauen und soweit meine naturgemäß allerdings recht begrenzten Beobachtungen reichen, waren diese Ehen, mit ihrer starken Betonung des Mutterkomplexes von seiten des Mannes, der langsamen Enwicklung jener Männer günstig.

Es ergibt sich nun die Frage, wie sich die allgemein kindliche Mentalität, die soeben hier beschrieben wurde, zum Problem der jugenderhaltenden Kraft des Narzißmus verhält. Nun wäre es ja wohl möglich, daß Menschen, die sich eine gewisse Kindlichkeit oder Jugendlichkeit des Gemütes bewahren, verhältnismäßig lange jung aussehen, auch dann, wenn sie nicht besonders narzißtisch veranlagt sind, aber ich glaube doch, daß die derzeitige Seelenverfassung des männlichen Geschlechtes, das sich einer so schweren Bürde entledigt hat, wie es die Beschützerrolle gegenüber der Frau bedeutete, einer kindlich narzißtischen Einstellung günstig ist, denn je weniger die Verantwortung und Sorge für andere das Gemüt eines Menschen bedrückt, desto mehr wird er geneigt sein, sich selbst zum Mittelpunkt seines Interesses zu machen.

Ich gehe nun zur Erörterung dieses Problems in bezug auf das weibliche Geschlecht über und möchte vor allem eine auch von anderen bemerkte Tatsache konstatieren. In den ersten Jahren der Frauenemanzipation, als derartige Betrachtungen noch nicht durch Babyfrisuren, Bubiköpfe und Schulmädchenkleider erschwert wurden, ist es aufgefallen, daß Mädchen, deren Schulzeit infolge des Studiums länger währte als jene anderer Frauen, eine merkwürdige widerstandsfähige Jugendlichkeit bewahrten. Vgl. „Quellen und Studien zur Jugendkunde", herausgegeben von Charlotte Bühler, Heft 1. „Tagebuch eines Mädchens", Jena 1922, S. 6: Es handelt sich um ein Gespräch einer Lehrerin mit ihrer etwa vierzehn-

jährigen Schülerin. Sie (nämlich die Lehrerin) sagt: „Vorhin in der Untergrundbahn war ein kleiner Junge, der schleifte seine Fahne immer hinter sich. Die Mutter sieht zu, ohne etwas zu sagen. Ich sage: aber Junge, so nimm doch die Fahne hoch! Er sieht mich mit dummen Augen an, und ich fahre fort, ihm klar zu machen, daß er die Fahne nicht so schleifen dürfe. Ach! und ihr Mädels nehmt die Fahne auch nicht in die Hand, man könnte fast verzweifeln an euch." Da erzählte ich ihr, was Anni und Hilde mir gesagt hatten, daß sie jung sein wollten usw. Da war sie furchtbar niedergeschlagen. Ich glaube, daß sie das sehr enttäuscht hat. Dann gingen wir in die Post. Währenddessen erzählte ich ihr von heute die Geschichte mit dem Lesebuche. Sie riet mir, doch so anständig und höflich zu sein, wie ich es vermöchte. Ich erzählte ihr auch von Hildes Betragen in der Religionsstunde. Sie meinte immer noch, daß sie Fräulein Lind doch lieb hätte. Ich erwiderte ihr aber das Entgegengesetzte.

Wir sprachen dann noch vom Studieren. Sie meinte, daß diejenigen länger jung wären, die studieren. Das fand ich auch."

Es ist nicht ganz klar, was Anni und Hilde meinten, wenn sie sagten, daß sie jung sein wollten usw. Es könnte aber sein, daß die jungen Mädchen meinten, sie wollten durch gesellschaftliche Vergnügungen ihre Jugend genießen, wohl mit einer Spitze gegen die Anforderungen der Schule, worauf die enttäuschte Lehrerin dann mit der Bemerkung reagierte, daß diejenigen, die studieren, länger jung bleiben.

Der oberflächliche Beobachter könnte darin ein Gegenargument gegen jene Hygieniker sehen, die davor gewarnt hatten, die Frauen durch das Studium zu belasten, ob mit Recht oder Unrecht soll hier nicht erörtert werden, doch will ich bemerken, daß eine derartige Argumentation nicht zutreffend wäre, denn eine gewisse Jugendlichkeit oder Kindlichkeit der Erscheinung und des Geistes muß keineswegs mit der Gesundheit des Körpers und der Seele Hand in Hand gehen.

Ich vermute, daß eine derartig langsame Entwicklung und langandauernde Jugendlichkeit von einer langsamen Entwicklung in sexueller Beziehung abhängig ist. Für den Durchschnittstypus der weiblichen Generationen, die der Frauenemanzipation vorangingen, war die Erotik in höherem Grade der Hauptinhalt des Daseins gewesen als bei jenen anderen Frauen. Die Erforschung der verbotenen sexuellen Geheimnisse, der Wunsch, möglichst rasch die Kindheit zu überwinden, um nur recht bald die gefeierte Dame zu spielen, der Ehrgeiz, früher zu heiraten als die Freundinnen, um sich in der Würde der Hausfrau und Mutter zu sonnen, das war das Programm,

welches das Phantasieleben der meisten Frauen fast ausschließlich beherrschte. Die Möglichkeit, die bewußte Phantasie anders zu beschäftigen, war gering. Die belletristische Literatur, die den Frauen zur Verfügung stand, wandelte ohnedies mehr oder weniger dieselben Themata ab. Das soziale Gewissen schlief und wenn die Wohltätigkeit in das Leben dieser Frauen trat, deren seelische Not Gabriele Reuter in ihrem Buch „Aus guter Familie" mit so ergreifender Wahrhaftigkeit geschildert hat, so geschah es wiederum nur auf dem Umwege über Balltoiletten und Kränzchen. Künstlerische Begabung war nur wenigen Glücklichen verliehen und wissenschaftliche Interessen galten als unweiblich. Auch die Ablenkungsmöglichkeiten durch den Sport waren in bürgerlichen Kreisen nicht sehr groß und die Folge aller dieser Umstände war, daß die erotischen Phantasien in eine Temperatur gerieten, die dem verhältnismäßig raschen Ausreifen der Seele und offenbar auch dem des Körpers günstig war. Demgegenüber war eine neue Generation in den Kampf ums Dasein eingetreten, die zu der anderen in mehr oder weniger scharfem Gegensatz stand. Allerdings gab es unter den studierenden Frauen der neuen Richtung eine Anzahl, die sich ziemlich gedankenlos auf die Prüfungen vorbereiteten und sich in ihrer Mentalität wahrscheinlich nicht nennenswert von der bisher üblichen Schablone unterschieden, andere aber befanden sich im Zustande einer sehr radikalen Sublimierung. Sie strebten nicht nur nach wirtschaftlicher, sondern auch nach innerer Freiheit, machten die Sache des weiblichen Geschlechtes zu ihrer eigenen und wollten sich mit allen Problemen ihrer Zeit auseinandersetzen; kein Wunder, daß der Gedanke an die sexuelle Mission des Weibes weniger ausschließlich das Phantasieleben dieser Frauen beherrschte, als es bei dem anderen Typus der Fall war. Und war es unter solchen Umständen nicht natürlich, daß diejenigen, die durch ihre für die damaligen Begriffe abnorm verlängerte Schulzeit, ihr heftiges Streben nach Entwicklung und Erkenntnis und ihren Radikalismus an Kinder erinnerten, später alterten, als jene, die sich in ihren Phantasien schon längst als Hausfrau und Mutter sahen oder es frühzeitig auch schon geworden waren? Übrigens hat mir auch eine Frau der älteren Generation, deren Jugendlichkeit in den verschiedenen Stadien ihres Lebens oft aufgefallen ist, erzählt, der Wunsch, nur recht bald erwachsen zu sein, habe in ihrer Kindheit keine Rolle gespielt, vielmehr habe sie immer gewünscht, nur recht lange ein Kind zu bleiben, was um so auffallender war, als zwei reizende ältere Schwestern sich bereits gesellschaftlicher Erfolge freuen durften. Für die Betreffende wie auch für einige andere Frauen der älteren

Generation,[1] deren Jugendlichkeit in auffallendem Gegensatze zu ihrem tatsächlichen Alter stand, war ein verhältnismäßig weiter Horizont und eine starke Anlage zur Sublimierung charakteristisch. Es scheint nun, daß in den erwähnten Fällen die Fähigkeit, sich geistigen und ideellen Interessen zuzuwenden, der Erhaltung der Jugendlichkeit insofern günstig war, als dadurch die Herrschaft der rein sexuellen Interessen eine Beeinträchtigung erlitt, so daß die sexuelle Entwicklung verlangsamt wurde, allerdings wäre auch der umgekehrte Fall möglich. Vielleicht suchten jene Frauen unbewußt für verdrängte sexuelle Interessen Ersatz, indem sie sich geistigen Gütern zuwendeten. Sie strebten nämlich einerseits nach Wissen und Bildung, wurden aber anderseits durch eine höchst konservative Erziehung von sexuellen Interessen und Problemen abgelenkt. Diese Art der Erziehung, die vor etwa zwei Dezennien und auch noch später allgemein üblich war, ist uns bereits entrückt, denn der Krieg hat die damals herrschenden Begriffe so nachhaltig erschüttert, daß man sich einen Augenblick besinnen muß, um sich zu vergegenwärtigen, was einmal in dieser Beziehung zum guten Ton gehörte. Es ist jedoch notwendig, darauf einzugehen, weil es mit unserem Thema in engstem Zusammenhang steht.

Ein Kind, besonders wenn es weiblichen Geschlechtes war, mußte „rein" sein, d. h., es sollte unter Androhung aller möglichen Strafen die sexuellen Geheimnisse vollständig ignorieren und nach „Höherem" streben. Hatte es aber doch etwas Derartiges erfahren oder erfahren wollen, so war es „verdorben". Von Liebe durfte es überhaupt nicht sprechen. Nacktheit war der Inbegriff der Gemeinheit und es hat tatsächlich Erzieherinnen gegeben, die den ihnen anvertrauten kleinen Mädchen sagten, es sei besser zu sterben als sich vor einem Arzte zu entkleiden. War dann ein junges Mädchen in vollkommener Unkenntnis ihrer sexuellen Mission in die Ehe getreten, so stellte dies der Reinheit und Tugend ihrer Familie das beste Zeugnis aus. Die mehr oder minder bewußte Voraussetzung aller dieser pädagogischen Bemühungen war natürlich, daß die „Sünde", die wirtschaftlich und gesellschaftlich so gefährlich werden konnte, wenn ein uneheliches Kind geboren wurde, so übermächtig im Menschen sei, daß für eine bürgerliche Existenz für alle Fälle noch genug davon übrig bleiben werde. In einer großen Anzahl von Fällen hat sich diese Voraussetzung auch als richtig erwiesen. Die meisten Kinder lehnten sich nämlich im geheimen gegen dieses Erziehungssystem auf. Sie suchten sich durch

1) Ich meine hier jene Generation, die derzeit zwischen sechzig und siebzig ist.

Dienstpersonen, Kameraden und Lektüre die verbotenen Geheimnisse im weitesten Umfange anzueignen (vgl. „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“, Quellenschriften zur seelischen Entwicklung, Bd. 7) haben später geheiratet und in sexueller und anderer Beziehung ein Schicksal gehabt, das man im großen und ganzen als normal bezeichnen kann. Frühzeitig lernten sie erkennen, daß es durchaus nicht nötig und oft sogar sehr unangebracht sei, das zu tun und zu glauben, was man sagen müsse und waren schon durch diese Überzeugung zur Frühreife bestimmt, denn es liegt im Wesen einer kindlichen und gewissermaßen jugendlichen Anschauung, den Schein mit der Realität zu identifizieren und als selbstverständlich zu fordern, daß Handlungen und Worte sich decken müßten. Es gab aber immerhin auch Mädchen, deren Naivität in sexueller Beziehung ganz den Wünschen ihrer Erzieher entsprach und deren kindliches Aussehen merkwürdigerweise in auffallendem Gegensatz zu der frühen Damenhaftigkeit ihrer Freundinnen stand. Sie fügten sich in sexueller Beziehung wirklich und nicht nur scheinbar der traditionellen Erziehung. Das fortwährende Flüstern und Munkeln über sexuelle Dinge, das doch die Lieblingsbeschäftigung so vieler junger Menschen beider Geschlechter bildet, blieb ihnen fremd, denn sie strebten nach jenem Seelenzustande, den allerdings nicht die Psychoanalyse, wohl aber der Sprachgebrauch als Reinheit bezeichnet und es wird kein Zufall sein, daß die Worte „jung“ und „rein“ sich so leicht verbinden. Die edelste künstlerische Verkörperung dieses Zustandes ist das Antlitz des Engels, das wir uns doch auch nicht alt vorstellen können.

Wie sehr sich die sexuelle Aufklärung bei jenem weiblichen Typus verzögern kann, dem, so weit meine Beobachtungen reichen, eine ungewöhnlich lange Jugend beschieden ist, sei hier erwähnt.

So ist mir ein Fall bekannt, wo die sexuelle Aufklärung erst im zwanzigsten Jahre erfolgte, in einem anderen Falle wurde die Betreffende sogar erst nach dem dreiundzwanzigsten Jahre über den Geschlechtsakt aufgeklärt. Wieder eine andere Frau, deren Aussehen auch zeitlebens hinter den Jahren zurückblieb, erfuhr zu ihrem Entsetzen im neunzehnten Jahre, in ihrer Brautnacht, worin die sexuelle Bestimmung der Gattin besteht. In anderen Fällen, die hier ebenfalls in Betracht kommen, bin ich jedenfalls zu der begründeten Vermutung berechtigt, daß die Aufklärung sehr spät erfolgte.

Ich möchte zur Stütze meiner Behauptung eine Stelle aus dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens“ (erste Auflage 1919) anführen

(S. 176): „Gott, wann soll man denn alles erfahren?" meinte die junge Rita, die Verfasserin des Tagebuches, „als wenn man bald vierzehn Jahre alt ist! Wir beide, Hella und ich, haben diese Sachen sehr früh erfahren und geschadet hat es uns gar nicht. Die Mama der Hella sagt immer, wenn man solche Sachen schon zu früh weiß, bekommt man ein altes Gesicht; aber das ist natürlich nicht wahr."

Ich bin geneigt, der Mutter bis zu einem gewissen Grade recht zu geben, wenn ich das Hauptgewicht auch nicht gerade auf den Zeitpunkt legen möchte, in dem die Aufklärung erfolgt, sondern auf die Einstellung zur Erotik. Je sublimierter die erotischen Phantasien sind, desto kindlicher oder jugendlicher wird der Gesichtsausdruck des betreffenden Individuums bleiben, je mehr sich jene Phantasien der Realität nähern, desto mehr wird der Ausdruck derjenige eines Erwachsenen werden. Eine jetzt etwa vierzigjährige Frau, deren Jugendlichkeit und Anmut einem wechselvollen Schicksal zu allgemeinem Erstaunen Trotz geboten haben, hat mir versichert, daß die Liebesphantasien ihrer Mädchenjahre etwas Märchenhaftes und Weltentrücktes hatten. Erst im Alter von etwa sechsundzwanzig Jahren näherten sie sich der Realität. Die Aufklärung war allerdings bei der Betreffenden schon im neunten Jahre erfolgt, doch hat sie, wie sie mir versicherte, den Gedanken daran gleichsam weggeschoben und ignoriert.

Ob aber die Art und Entwicklung jener Phantasien letzten Endes von der Entwicklung der Sexualorgane abhängig sind oder umgekehrt, die Entwicklung der Sexualorgane durch Phantasien mehr oder weniger beschleunigt werden könne, darüber muß ich mich des Urteils enthalten. Wahrscheinlich kommen beide Fälle in Betracht.

Einige literarische Beispiele mögen an dieser Stelle erwähnt werden. Mademoiselle Perle, die Heldin der gleichnamigen Novelle von Maupassant, ist ein Adoptivkind unbekannter Herkunft einer wohlhabenden Bourgeoisfamilie. Sie liebt den Sohn des Hauses, der ihre Liebe erwidert, aber trotzdem eine Konvenienzehe mit einer Cousine eingeht. Mademoiselle Perle entsagt und lebt als alterndes Mädchen im Hause des Mannes, den sie liebt, wo sie sich nach Möglichkeit nützlich zu machen sucht. *„Quelle âge avait-elle? quarante ans? Oui quarante ans. Elle n'était pas vieille, cette fille, elle se vieillissait. Je fus soudain frappé par cette remarque. Elle se coiffait, s'habillait, se parait ridiculement, et, malgré tout, elle n'était point ridicule, tant elle portait en elle de grâce simple, naturelle, de grâce voilée, cachée avec soin. Quelle drôle de créature vraiment! Com-*

ment ne l'avait-je jamais mieux observée? Elle se coiffait d'une façon grotesque, avec de petits frisons vieillots tout à farces; et sous cette chevelure à la Vierge conservée, on voyait un grand front calme, coupé par deux rides profondes, deux rides de longues tristesses, puis deux yeux bleus, larges et doux, si timides, si craintifs, si humbles, deux beaux jeux restés si naifs, pleins d'étonnements de fillette, de sensations jeunes et aussi de chagrins qui avaient passé dedans, en les attendrissant sans les troubler.

Tout le visage était fin et discret, un de ces visages qui se sont éteints sans avoir été usés, ou fanés par les fatigues ou les grandes émotions de la vie." (Maupassant: La petite Roque. Paris 1886, p. 147 ff.)

Anderseits scheint das allzufrühe Altern der Kinder des Proletariats auf ihre frühzeitigen und sehr vollständigen Erfahrungen in sexueller Hinsicht zurückzugehen. Wenn es gewiß auch nicht unterschätzt werden darf, daß diese Kinder schon im zartesten Alter die Sorgen und Leiden der Erwachsenen teilen, so darf doch auch das andere Moment nicht übersehen werden. So erzählt Zola in seinem Roman „L'Argent" (Bibliothèque Charpentier. 1891. P. 172) von einer kleinen Proletarierin, die sich in einer Pariser Wohltätigkeitsanstalt befindet: „*Et avant de s'en aller ces dames voulaient se donner le plaisir de voir les petites convalescentes manger leurs tartines. L'une surtout était très intéressante, une blonde fillette de dix ans, avec des yeux savants déjà, un air de femme, la chair hâtive et malade des faubourgs parisiens. C'était d'ailleurs la commune histoire: un père ivrogne qui amenait ses maîtresses ramassées sur les troittoirs, qui venait de disparaître avec une d'elles, une mère qui avait pris un autre homme, puis un autre, tombée elle-même à la boisson; et la petite fille là-dedans, battue par tous ces mâles quand ils n'essayent pas de la violer.*" In demselben Werke heißt es von einem Knaben, der in einem Elendsquartier aufgefunden wird und schon in sexuellem Verkehr mit einer Frau steht: „*En outre il parassait prodigieusement développé pour son âge, pas très grand, trapu, entièrement formé à douze ans, déjà poilu ainsi qu'une bête précoce. Les yeux hardis, dévorants, la bouche sexuelle étaient d'un homme. Et dans cette grande enfance, au teint si pur encore, avec certains coins délicats de fille, cette virilité si brusquement épanouie gênait et effrayait ainsi qu'une monstruosité*" (cf. p. 162).

Schließlich kommen ähnliche Beobachtungen auch in der alltäglichen Behauptung zum Ausdruck, wer allzu früh und zu heftig den sexuellen

Begierden nachgehe, sehe „abgelebt“ aus. Als in den ersten Jahren der Frauenbewegung die Forderung nach Keuschheit vor der Ehe auch für das männliche Geschlecht erhoben wurde, hat es tatsächlich junge Männer gegeben, die sich bemüht haben, die Konsequenzen der neuen Anschauung auf sich zu nehmen und sie boten keineswegs das traurige Bild, das Strindberg von einem Jüngling entworfen hat, der das Gelübde der Enthaltsamkeit, das er seiner sterbenden Mutter gegeben hat, nicht brechen will, sondern sie haben ihre Jugend verlängert.[1]

Ähnliches kommt in der Novelle „Der kleine Herr Friedemann“ von Thomas Mann zum Ausdruck. Der Held der Erzählung, der kleine Herr Friedemann, ist verwachsen, und als er mit sechzehn Jahren eine Enttäuschung erlebt hat, entschließt er sich, der Liebe für immer zu entsagen und sich durch andere Genüsse zu entschädigen, die das Leben verschönern können. Er freut sich still an der Kunst und der Natur und friedlich vergehen die Jahre. So kommt der dreißigste Geburtstag. „An seinem dreißigsten Geburtstage, einem hellen und warmen Junitage, saß er nach dem Mittagessen in dem grauen Gartenzelt mit einer neuen Nackenrolle, die Henriette ihm gearbeitet hatte, einer guten Zigarre im Munde und einem guten Buch in der Hand. Dann und wann hielt er das letztere beiseite, horchte auf das vergnügte Zwitschern von Sperlingen, die in dem alten Nußbaum saßen und blickte auf den sauberen Kiesweg, der zum Hause führte und auf den Rasenplatz mit den bunten Beeten.

Der kleine Herr Friedemann trug keinen Bart, und sein Gesicht hatte sich fast gar nicht verändert; nur daß die Züge ein wenig schärfer geworden waren.“ Wenn wir uns nun fragen, warum die Jahre fast spurlos an dem kleinen Friedemann vorübergegangen sind, so dürfen wir wohl antworten, daß eine der vorhin angeführten Bedingungen, hier die Abkehr von der Erotik, zutrifft. Die hochgradige Sublimierung, der der kleine Friedemann so viele Freuden verdankt, scheint eine Folge dieser Abkehr zu sein, aber vielleicht ist umgekehrt eine solche Bescheidenheit in erotischen Dingen nur bei Menschen möglich, die von vornherein die Anlage zur Sublimierung besitzen. Sehr erwähnenswert ist auch, daß der Held der Novelle in hohem Maße der Einwirkung des Mutterkomplexes unterworfen ist. „In seinem einundzwanzigsten Jahre starb nach langem Leiden seine Mutter. Das war ein großer Schmerz für Johannes Friedemann. Er genoß ihn, diesen Schmerz, er gab sich ihm

1) Vgl. „Asra“ von Strindberg (übersetzt von Emil Schering) in „Heiraten“.

hin, wie man sich einem großen Glück hingibt, er pflegte ihn mit tausend Kindheitserinnerungen und beutet ihn aus als sein erstes starkes Erlebnis" (S. 11).

Wiederum müssen wir uns hier die Frage stellen, wie sich jene in erotischer Hinsicht wenig anspruchsvolle Mentalität, wie sie vorhin geschildert wurde, zu dem Problem des Narzißmus verhält und wiederum müssen wir sagen, daß eine derartige Einstellung einer hochgradig narzißtischen Gemütsverfassung sehr günstig ist, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß Askese und Narzißmus stets Hand in Hand gehen müssen. Vergegenwärtigen wir uns nur, was vorhin für die Erziehung des weiblichen Geschlechtes von anno dazumal gesagt wurde. Dem jungen Mädchen, vor dem die leiseste Anspielung auf sexuelle Probleme als unpassend galt und das sich bemühte, dem Gebote ihrer Erzieher nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich Folge zu leisten, blieb ja schließlich nichts anderes übrig, als sich auf die eigene Person zurückzuziehen und wenn man so sagen darf, sich selbst zu lieben und wunderbar bewährte sich oft die jugenderhaltende Kraft dieser narzißtischen Einstellung. Ein Gefühl der Überlegenheit jenen Frauen gegenüber, die der Natur größere Rechte einräumten, kam hinzu und verstärkte die Selbstliebe. Auch die Mentalität mancher studierender Frauen war einer narzißtischen Einstellung günstig. Es lag im Studium und im Streben nach einem Beruf ein starkes Moment der Selbstbetonung und mitunter auch der Abkehr von den Werbungen des männlichen Geschlechtes. Eine etwas spätere Generation von Feministinnen hat allerdings in dieser Hinsicht gerade den gegenteiligen Standpunkt eingenommen und vor allem die Forderung nach sexueller Freiheit der Frau erhoben, aber von diesem Typus ist hier nicht die Rede.

Ausdrücklich möchte ich betonen, daß narzißtische Gefühle in sehr verschiedener Form auftreten können. Sie sind bei der Dirne vielleicht ebenso gut möglich wie bei dem ängstlich behüteten jungen Mädchen aus guter Familie oder der nach Selbständigkeit strebenden Frau. Zwischen den beiden letzteren Typen mußte übrigens in der ersten Zeit der Frauenemanzipation kein unbedingter Gegensatz bestehen, denn manchem jungen Mädchen war es eine Selbstverständlichkeit nach intellektueller und politischer, aber durchaus nicht nach sexueller Freiheit zu streben. Im allgemeinen wird Narzißmus und sexuelle Enthaltsamkeit jedenfalls häufig Hand in Hand gehen, wie ja auch Narzissus, der nur sich selbst liebt und jede Liebeswerbung kalt abweist, bei den Alten nicht nur als

Repräsentant harter Sprödigkeit, eitler oder kalter Selbstliebe, sondern auch als Repräsentant lobenswerter Enthaltsamkeit galt. (Vgl. Narkissos, eine kunstmythologische Abhandlung von Friedrich Wieseler. S. 74.)

Es wurde schon ausgeführt, daß Männer, die unter der Herrschaft des Mutterkomplexes stehen, mehr Aussicht auf eine lange Jugend haben, als solche, die sich dem weiblichen Geschlechte gegenüber als Autorität und Beschützer fühlen. Das Entsprechende gilt von Frauen, deren Jugendlichkeit es auch günstig ist, wenn sie unter der Herrschaft des Vaterkomplexes stehen.

Ein Beispiel aus dem Roman „Le Docteur Pascal" von Zola möchte ich zur Stütze dieser Behauptung anführen. Interessanterweise erweist sich Zola in diesem Werke als theoretischer Vorgänger von Steinach, denn der Doktor Pascal hat ja das Mittel gefunden, durch Injektionen neue Jugend zu verleihen, das er auch auf sich selbst mit Erfolg anwendet. Für unser Thema kommt aber weniger der Doktor Pascal als seine Nichte und Geliebte Clotilde in Betracht. Von ihr sagt der Autor gleich zu Anfang des Romans: *„Malgré ses 25 ans elle restait enfantine et en paraissait à peine 18."* Für uns erhebt sich nun die Frage: Wie vollzog sich die Entwicklung Clotildens, deren Jugendlichkeit sich als so widerstandsfähig erwies. Dieses Mädchen, das aus der schwer belasteten Familie der Rougon Macquart stammt, verbringt ihre ersten Jahre in Paris, wird aber bald in das Haus ihres Onkels Pascal gebracht, wo sie in ländlicher Ungebundenheit aufwächst. Ihr gelehrter Onkel kümmert sich nicht allzuviel um ihre Ausbildung, da Clotilde ihm aber bei seinen naturwissenschaftlichen und medizinischen Forschungen Hilfe leistet, erwirbt sie mit der Zeit ausgedehnte Kenntnisse auf diesem Gebiete und macht sich den Interessenkreis ihres Onkels zu eigen, den sie leidenschaftlich liebt. Er ist für sie der viel ältere, mit väterlicher Autorität wirkende Geliebte, was übrigens auch aus der Anrede *„Maître"* hervorgeht, die Clotilde ihm gegenüber konsequent anwendet. Als Clotilde einmal in einem Anfall von religiöser Überspanntheit, die sich aus ihrer belasteten Deszendenz erklärt, seine wissenschaftlichen Werke vernichten will, um sein Seelenheil zu retten, macht er diese Autorität so sehr geltend, daß er sie sogar mißhandelt und sie seinem Willen vollständig unterwirft. Das weitere Schicksal der Liebenden interessiert uns hier nicht, es soll nur konstatiert werden, daß für eine langsame Entwicklung bei Clotilde günstige Voraussetzungen gegeben sind: eine Erziehung auf dem Lande in fast knabenhafter Ungebundenheit, die die Entwicklung in keiner Weise beschleunigt und starke

Gebundenheit an den Vaterkomplex. Die Möglichkeit weitgehender Sublimierung ist ebenfalls vorhanden.

Während bei Clotilde eine besonders narzißtische Veranlagung nicht auffällt, tritt dieser Zug um so mehr bei Frau Boye (Jacobsen, Niels Lyhne) hervor, die auch in hohem Maße unter der Entwicklung des Vaterkomplexes steht. In erster Ehe war sie mit einem alternden Manne vermählt, und zwar war die Ehe zumindest in den ersten Jahren eine sehr glückliche gewesen. Von ihrem zweiten Manne, einem Kritiker, wird erzählt: „Mit den Waffen feiner Beredsamkeit, mit herzloser Logik und barscher Autorität und mitleidsgehülltem Spott erkämpfte er sie sich", so daß auch diese zweite Verbindung der Frau Boye dem Vaterkomplex nahesteht. Als dann der jugendliche Niels Lyhne auftaucht, sollte man glauben, daß Frau Boye sich von ihrer bisherigen Einstellung dem männlichen Geschlecht gegenüber losreißen wird, aber auch dies ist nicht der Fall, denn Niels schwankt in seiner Rolle als Liebender zwischen Sklaven und Herrentum (vgl. S. 111 ff.). „Wie war sie nicht schön, wie mild nicht, wie rein! Er liebte sie in kniender Begier, er bettelte vor ihrem Fuß um all diese betörende Pracht. Wirf dich nieder von deinem Thron zu mir. Mache dich zu meiner Sklavin, lege selbst die Sklavenkette um deinen Hals, aber nicht zum Spiel; ich will an der Kette rücken, es soll Gehorsam sein in all deinen Gelenken, Unterworfenheit in deinem Blick. Daß ich dich zu mir beugen könnte durch einen Liebestrank, denn dieser zwänge dich und du würdest willenlos seinem Zwange gehorchen, und nur ich soll Herr sein und sollte Deinen Willen entgegennehmen, der gebrochen in deinen demütig vorgestreckten Händen läge, du solltest meine Königin sein und ich dein Sklave, aber mein Sklavenfuß soll auf deinem stolzen Königinnacken sein; es ist nicht Wahnwitz, was ich begehre; denn ist es nicht Frauenliebe, stolz zu sein und sich zu beugen; es ist Liebe, weiß ich, schwach zu sein und zu herrschen."

Noch charakteristischer ist folgende Stelle (p. 114): „Wenn er sich nun dachte, daß er Frau Boye seine Liebe gestand und er mußte immer an alles denken, so sah er sich so deutlich in der Situation, seine ganze Haltung, jede Bewegung, seine ganze Person, von vorn, von der Seite und vom Rücken, dazu sah er sich unsicher gemacht durch das Handlungsfieber, das stets ihn lähmte und ihm alle Geistesgegenwart nahm, so daß er stand und die Antwort entgegennahm, wie man einen Schlag, von dem man sich in die Knie schlagen läßt, entgegennimmt, statt sie entgegenzunehmen, wie einen Federball, der zurückgeworfen werden kann, wer

weiß auf wie viele Arten und wiederkommen kann, wer weiß auf wie viele. Er dachte daran zu reden und er dachte daran zu schreiben, aber gerade heraus gesagt bekam er es nie. Es wurde nie anders heraus gesagt, als in verblümten Erklärungen, oder indem er, in halb angenommen lyrischer Leidenschaftlichkeit sich zu liebeswarmen Worten und schwärmerischen Wünschen hinreißen ließ. Aber nichtsdestoweniger kam es allmählich zu einem Verhältnis zwischen ihnen, einem seltsamen Verhältnis, geboren aus eines Jünglings demütiger Liebe, eines Phantasten traumheißen Begehren und eines Weibes Lust, in romantischer Unerreichbarkeit begehrt zu werden; und das Verhältnis fand seine Form in einer Mythe, die für sie entstand, keines von ihnen wußte wie, einer stillen stubenblassen Mythe von einem schönen Weib, das in seiner Jugend einen von des Geistes Großen geliebt hatte, der fortgegangen war, um verlassen und vergessen in einem fernen Land zu sterben. Und das schöne Weib war trauernd viele Jahre gesessen, doch niemand ahnte ihren Kummer; nur die Einsamkeit war heilig genug, ihren Schmerz zu schauen. Da kam ein Jüngling, der jenen hingefahrenen Großen seinen Meister nannte und der erfüllt war von seinem Geist und begeistert für sein Werk. Und er liebte das trauernde Weib. Für sie war es, als ob tote glückliche Tage sich aus ihrem Grab erhöben und wieder wandelten, so daß alles sich seltsam süß verwirrte und Vergangenheit und Gegenwart zu einem silberverschleierten, dämmernden Traumestag verschmolzen, so wie sie den Jüngling liebte, halb als ihn selbst, halb als eines andern Schatten und ihm ganz ihre halbe Seele gab. Aber leise mußte er treten, daß der Traum nicht berste; streng mußte er die irdischen Wünsche verschließen, daß sie nicht die sanfte Dämmerung zerstreuten und sie zu ihrem Schmerz wieder erwache."

Deutlicher könnte es nicht gesagt werden, daß Frau Boye die demütige Liebe des jungen Mannes nicht ganz befriedigt, sondern daß sie von dem entgegengesetzten Komplex, der ihrem Herzen wohl vor allem lieb und vertraut ist, gleichsam etwas borgen muß, um die Liebe des jungen Mannes genießen zu können. Im Grunde genommen kann sie doch nur einen „Großen" lieben, einen „Meister". Übrigens erreicht Niels sein Ziel nicht, denn trotz tausend Koketterien, trotz Frau Boyes aufstachelnder Naivität und ihrem nackten Mut, von den allerschwierigsten Dingen zu reden, versagt sie sich dem Jüngling, und obwohl sie gelegentlich auf das Phantasieren schlecht zu sprechen ist und behauptet, daß sie die Phantasie verachte, kann die Wirklichkeit sie doch nicht verlocken und sie sättigt ihr

Herz mit Träumen (p. 116 ff.). „Und überdies hatte sie nicht ganz und gar das Spiel in der Hand, denn es konnte doch manchmal geschehen, daß das Blut in seinem Müßiggang dahinträumte, diese halb gespielte Leidenschaft zu belohnen, sie verschwenderisch mit den reichsten Entzückungen der Liebe zu überfluten, um sich an deren überraschten Glück zu beseeligen. Doch solch ein Traum ist nicht leicht zu verlöschen und wenn Niels dann kam, war eine Nervosität der Sinne über ihr, eine schuldbewußte Verlegenheit, eine berückende Schamhaftigkeit, die die Luft gar seltsam liebesbang machte. Es war noch eines, was dem Verhältnis eine eigene Elastizität verlieh und dies war, daß sich in Niels Lyhnes Liebe so viel Manneskraft fand, daß er sich ritterlich enthielt, in seiner Phantasie zu nehmen, was die Wirklichkeit ihm weigerte und auch da, in dieser Seitenwelt, wo alles seinem Gebote folgsam war, Frau Boye respektierte, als ob sie wirklich zugegen."

Schließlich sagt sich Frau Boye von Niels los, versöhnt sich mit ihrer Familie, die ihr wegen ihrer exzentrischen Allüren gegrollt hatte und heiratet einen außerordentlich angesehenen Mann, was wieder an ihre Vorliebe für Autorität anklingt. Im folgenden die Worte, mit denen sie Niels diese Eröffnung macht:

„Nun besaß aber Hatte einen Freund, der sehr angesehen, ungeheuer angesehen ist, und sie fanden alle, ich solle es und wollten es so gern haben und siehst du, dann konnte ich wieder völlig meine Stellung unter den Leuten einnehmen, die ich vorher gehabt, ja eigentlich eine bessere, weil er so angesehen ist, in jeder Richtung, und danach hatte ich mich ja doch gesehnt. Nicht wahr, das verstehst du nicht? Das hättest du dir von mir nie gedacht! Ganz im Gegenteil. Weil ich immer einen Narren machte aus der Gesellschaft und alle ihren konventionellen Dummheiten und ihrer Patentmoral und ihrem Tugendthermometer und Weiblichkeitskompaß; du erinnerst Dich noch, wie witzig wir waren. Es ist zum Weinen, du, es war alles nicht wahr, alles nicht im mindesten, denn ich werde dir etwas sagen: wir Frauen, Niels, wir können wohl für eine Zeit uns losreißen, wenn in unserm Leben etwas ist, das uns die Augen geöffnet hat für den Freiheitsdrang, den wir ja dennoch besitzen, aber wir halten nicht aus; wir haben nun einmal eine Passion im Blut für das Korrekteste des Korrekten, bis hinauf zu des Prüden allerprüdesten Spitze. Wir halten es nicht aus, mit dem im Krieg zu liegen, was nun einmal von den vielen Gewöhnlichen angenommen ist; innerst finden wir doch, sie haben recht, weil sie es

sind, die Urteil sprechen und wir beugen uns in unserm Herzen vor ihrem Urteil und leiden darunter, wie kühn wir uns auch stellen. Es liegt uns Frauen gar nicht, Ausnahmen zu sein, wirklich nicht, Niels, wir werden so wunderlich davon, wohl interessanter, aber sonst . . . Verstehst du das? ist das nicht erbärmlich, findest du? Aber du kannst doch begreifen, daß es auf mich einen sonderbaren Eindruck machen mußte, in die alten Umgebungen zurückzukehren, es kamen so viele Erinnerungen — das Gedächtnis meiner Mutter — wie sie dachte; mich dünkt, ich sei wieder in den Hafen gelangt; alles war so friedlich und richtig und ich brauchte mich nur daran zu binden, um all meine Tage anständig glücklich zu werden. Und so ließ ich mich denn von ihnen binden, Niels.

Niels konnte nicht umhin zu lächeln; er fühlte sich so überlegen und sie tat ihm so leid, wie sie so dastand, so jugendlich unglücklich durch dieses Selbstbekenntnis. Er wurde so weich und konnte gar keine harten Worte finden."

Deutlicher hätte das Mädchen aus guter Familie ihren Gefühlen nicht Ausdruck verleihen können. Wohl hat sie Reden über die Tyrannei der Männer geführt, die man eine Zeitlang als emanzipiert zu bezeichnen pflegte und keck über die heikelsten Dinge gesprochen, aber diese emanzipierten Reden waren auf ihren Lippen und nicht in ihrem Herzen.

Wenn wir uns nun nochmals das Wesen der jugendlich aussehenden Frau Boye vor Augen halten, so müssen wir sagen, daß ihre Gemütsverfassung einer langen Jugend sehr günstig ist, denn mehrere Momente, die hiefür in Betracht kommen, treffen bei ihr zusammen: eine ungemein stark narzißtische Veranlagung, starke Bindung an den Vaterkomplex und bei aller Koketterie die Neigung erotische, von Poesie erfüllte Phantasien realen sinnlichen Genüssen vorzuziehen.

Wenn nun wirklich Männer durch den Einfluß des Mutterkomplexes und Frauen durch die Bindung an den Vaterkomplex verhältnismäßig lange jung bleiben würden, so müßte man es wohl begreiflich finden, wenn das männliche Geschlecht durch die moderne Ablehnung der patriarchalischen Idee gegenüber den Frauen, lange jung bliebe, man wird aber im ersten Augenblick geneigt sei, für das weibliche Geschlecht das Gegenteil zu erwarten, denn die moderne Anschauung ist der Herrschaft des Vaterkomplexes über die Frauen keineswegs günstig. Naturen, die darauf eingestellt sind, werden ja allerdings immer zu finden wissen, was sie suchen und die lange Schulzeit der modernen intellektuellen Frau mit der viel belächelten Schwärmerei

für diesen oder jenen Lehrer ist ja geeignet, die Herrschaft des Vaterkomplexes zu stützen, aber von den Beziehungen der Geschlechter im allgemeinen könnte man dies doch nicht sagen; trotzdem deckt sich die Annahme, daß die Jugendlichkeit der modernen Frau dadurch beeinträchtigt würde, nicht mit den Tatsachen, was hier erörtert werden soll. Nicht nur bei den Männern hat sich die Altersgrenze nach obenhin verschoben, sondern auch bei den Frauen. Man hört nicht selten die Behauptung, daß die Menschen jetzt so viel länger jung bleiben als früher und einige literarische Stellen mögen dieser Behauptung zur Stütze dienen: So berichtet Isolde Kurz in ihrer Novelle „Das Vermächtnis der Tante Susanne" (aus dem Band „Von anno dazumal") von einer alten Jungfer: „Sie hatte mystische Stunden, wo sie sich in einen geheimnisvollen Seelenrapport mit älteren verwitweten Notaren oder hagestolzen Kanzleisekretären hineinträumte. Aber diese hatten nur Augen für die jüngste Jugend und würden Susannes stille Wünsche sehr anmaßend gefunden haben. Dann schlug das dreißigste und unerbittlich fiel die Pforte des Paradieses zu," und ferner in derselben Novelle: „Mit grausamer Lust beobachtete sie an andern die Verwandlung, die sie selber hatte durchmachen müssen und es war jedes Mal ein Festtag für sie, wenn eine Jüngere unverheiratet in das dreißigste trat." Agathe, die Heldin des bereits erwähnten Romans „Aus guter Familie" von Gabriele Reuter, gilt sogar schon mit vierundzwanzig Jahren als alte Jungfer, obgleich sie manchmal noch jung und hübsch aussieht. Ihre Schwägerin findet, die arme Agathe sei doch eigentlich über das Heiratsalter hinaus und ihr Bruder spricht von „Alten Jungfernschrullen" (S. 258 und 267). Wie sehr sich die Ansichten in dieser Beziehung geändert haben, beweist folgende Stelle aus einer modernen Komödie von Shaw (vgl. die Bühnenanweisungen zu Beginn des Lustspieles „Overruled", 1912): „*The Lady is very attractive with a musical voice and soft appealing manners. She is young: that is one feels sure she is under 35 and over 24.*" Es scheint aber, daß die Grenze noch weiter hinaufgerückt werden soll. In einer Novelle, die allerdings aus dem Jahre 1880 stammt, hat J. P. Jacobsen dieses Thema berührt (vgl. „Frau Föns" aus „Novellen, Briefe, Gedichte" bei Diederichs, Jena 1919). Frau Föns, die Heldin der Novelle, ist fast vierzig Jahre alt, verwitwet und Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Sie wird mit folgenden Worten geschildert: „Nach des Mannes Tod hatte sie dann viel für ihre Kinder gelebt, aber hatte sich nicht mit ihnen eingesperrt, hatte am Gesellschaftsleben teilgenommen, wie es für eine so junge und ver-

mögende Witwe natürlich war, und nun war ihr Sohn einundzwanzig Jahre alt und sie selbst hatte nicht viele Tage übrig bis zu vierzig. Jedoch sie war noch schön; es war nicht ein grauer Faden in ihrem schweren dunkelblonden Haar, nicht eine Falte um die großen offenen Augen und die Figur war schlank in ihrer formbeherrschten Fülle. Die kräftigen linienfeinen Züge wurden durch den dunkleren mehr farbentiefen Hautton hervorgehoben, den die Jahre ihr gegeben; allein es war eine Süße im Lächeln ihrer tief eingebuchten Lippen, eine nahezu verheißungsvolle Jugend im weich betauten Schimmern ihrer braunen Augen, die alles wieder mild und freundlich machten. Und doch war dann wieder die ernsthafte große Rundung der Wange, des reifen Weibes willenstarkes Kinn."

Frau Föns hatte den Geliebten ihrer Jugend nicht heiraten können, sondern war eine Vernunftehe eingegangen. Als dann in ihrem vierzigsten Jahre der Geliebte nochmals um sie wirbt, fühlt sie sich anfangs sehr unsicher (p. 144): „Diese Nacht bekam Frau Föns nicht viel Schlaf in die Augen, sie hatte allzuviele Gedanken, die sie wach erhielten. Sie dachte daran, wie wunderlich es war, daß er und sie, als sie sich trafen, einander lieben sollten, wie in alten Tagen."

„Doch es waren alte Tage, besonders für sie, sie war ja nicht, sie konnte jedenfalls nicht länger mehr jung sein. Und das würde sich zeigen; er würde schließlich mit ihr Nachsicht haben müssen, sich daran gewöhnen, daß es lange her war, seit sie achtzehn Jahre gewesen. Jedoch sie fühlte sich jung; sie war es in so manchen Richtungen und dennoch war es gerade dies, daß sie das Bewußtsein dieser Jahre hatte; sie sah es so deutlich; in tausend Bewegungen, in Mienen und Gesten, in der Art, wie sie auf einen Wink kommen würde, in der Art, wie sie bei einer Antwort lächeln würde, zehnmal im Tage würde sie sich darin alt machen, weil sie des Mutes ermangeln würde, im Äußern so jung zu sein wie in ihrem Gemüt." Frau Föns folgt schließlich trotz schwerster Konflikte mit ihren Kindern dem Geliebten ihrer Jugend, womit indirekt gesagt wird, daß sie entschlossen ist, doch noch nicht mit vierzig Jahren alt zu sein und es scheint, daß jener Entschluß, der zu der Zeit, als die Novelle entstand, als bemerkenswerte Ausnahme gelten mußte, häufiger werden soll, und daß die Frauen der Jetztzeit noch weit mehr als Frau Föns gesonnen sind, mit vierzig Jahren noch keineswegs zu resignieren.

Das Signal war übrigens schon vor mehreren Jahren gegeben worden, als plötzlich die Mode für fast alle Altersstufen des weiblichen Geschlechtes

dieselbe wurde und sich trotz Lachens und Protestes konservativer Elemente behauptete, und zwar mit gutem Grunde, denn jene Mode wurde nicht, wie es dem oberflächlichen Betrachter scheinen mochte, „aufoktroyiert", sondern sie hat nur zum Ausdruck gebracht, was die Gemüter schon längst insgeheim bewegte. Als ich einem Bekannten gegenüber einmal das Thema des Alterns und der Jugendlichkeit erwähnte und er seinem Erstaunen darüber Ausdruck gab, daß die Menschen jetzt viel langsamer alt werden als früher, gab er mir eine sehr wertvolle Anregung durch die Bemerkung, daß er das Nichtresignierenwollen für die Hauptursache dieser Erscheinung halte und wenn man auch glauben muß, daß die Jugend doch gewiß zu allen Zeiten als ein kostbares Gut betrachtet wurde, so scheinen sich die Menschen jetzt mit einer Leidenschaft daran zu klammern, die an den heißen Wunsch Dorian Grays erinnert, die Verheerungen des Alterns nicht an sich herankommen zu lassen. Es scheint nun, daß diese Einstellung in hohem Grade jugenderhaltend ist und es ist vielleicht dies der Grund, daß die Frauen, bei denen ja eine ganz besondere Intensität dieses Wunsches sehr begreiflich wäre, jetzt länger jung bleiben, als ehedem, obwohl die Herrschaft des Vaterkomplexes, die vorhin als ein jugenderhaltender Faktor bezeichnet wurde, im Sinken begriffen ist. Man könnte zwar sagen, daß die Situation der beiden Geschlechter hier nicht analog ist, denn zwischen der Selbständigkeit der modernen Frau gegenüber dem Manne und der Machtstellung der früheren männlichen Generation gegenüber dem weiblichen Geschlecht besteht ein großer Unterschied, aber trotzdem bedarf die Sache der Erklärung. Es kommt hier außer dem festen Entschluß und dem heißen Wunsch, nur ja nicht allzu früh zu resignieren, noch ein anderes Moment in Betracht; die patriarchalische Idee ist nämlich nicht nur in bezug auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander ins Wanken geraten, sondern auch in bezug auf das Verhältnis der älteren zur jüngeren Generation. Immer mehr tritt die Autorität der Eltern und Erzieher in den Hintergrund, immer stürmischer fordert die Jugend das Recht der Selbstbestimmung und schon wird ziemlich allgemein verkündet, daß der moderne Erzieher nicht berechtigt ist, unbedingten Gehorsam zu fordern, sondern sich damit begnügen soll, mit der Jugend in freundschaftlichem und kameradschaftlichem Ton zu verkehren, und wiederum hat es den Anschein, als ob eine bisher scheinbar bevorzugte Gruppe auf Rechte verzichten müßte, während ihr in Wirklichkeit Verpflichtungen schwerster Art um vieles erleichtert werden. Insofern besteht eine Analogie mit der Situation der Männer, die sich plötzlich der ebenso ehrenvollen als

unbequemen Verpflichtung enthoben sahen, den Frauen zu imponieren, und es wäre wohl begreiflich, wenn auch die Konsequenzen ähnliche wären. Das beständige Bevormunden, Imponieren, Sichnichtsvergeben und Verantwortlichsein gegenüber der heranwachsenden Generation, das gewiß frühzeitig die Jugendblüte vieler Menschen geknickt hat, ist einer Einstellung gewichen, die gerade im Gegenteil dazu prädestiniert ist, die Menschen jung zu erhalten. Während es früher eine Selbstverständlichkeit war, daß die Eltern zugunsten ihrer Kinder innerlich resignieren mußten, wenn auch äußerlich ihre Machtstellung noch so gut befestigt war, so beginnt es jetzt ebenso selbstverständlich zu werden, daß man keineswegs zugunsten der nächsten Generation resignieren will, sondern sich bemüht, mit ihr Schritt zu halten, mit anderen Worten: jung zu bleiben. Die meisten Menschen leben jetzt weniger, als es früher der Fall war, ihren Kindern, die ein derartiges Opfer und alle damit verbundenen Gegenforderungen nur als höchst unangenehmen Zwang empfinden würden, und viel mehr sich selbst, d. h. auch in dieser Hinsicht ist die jetzige Einstellung geeignet, egozentrische und narzißtische Gefühle und damit eine lange Jugend zu begünstigen. Wenn dies schon bei jenen der Fall ist, die Kinder haben, so wird die Selbstbetonung jener, die kinderlos bleiben, eine um so stärkere sein, da die eigene Person dann um so mehr in den Mittelpunkt des Interesses tritt. Es ist also jedenfalls auch die verhältnismäßig weitgehende Einschränkung der Kinderzahl, wie sie jetzt üblich ist, einer langen Jugend der Menschen günstig. In höherem Maße als bei Männern gilt dies bei Frauen, denn, abgesehen davon, daß die durch viele Geburten erschöpfte Frau im allgemeinen wahrscheinlich früher verblühen wird als diejenige, die selten oder nie geboren hat, kann man auch in seelischer Hinsicht die Mütterlichkeit mit ihrem beständigen Sorgen für andere, ihrem Aufgehen in dem Kinde und dem Auslöschen der eigenen Person geradezu als den Gegenpol einer narzißtischen Einstellung bezeichnen und die heutige Zeit treibt das weibliche Geschlecht der letzteren entgegen. Ob nun die Frau in schmerzlicher Entsagung und nach schweren Kämpfen auf Kindersegen verzichtet, weil sie durch ungünstige finanzielle Verhältnisse dazu gezwungen wird, oder, ob die Sorge um die eigene Schönheit und Jugend sie dazu veranlassen, das Resultat wird zumeist sein, daß das Interesse sich der eigenen Person in erhöhtem Maße zuwendet und so manche wird in einer längeren Jugend einen gewissen Ersatz für den Verzicht auf Mutterglück finden.

Zusammenfassend möchte ich sagen, daß folgende Momente für die Erhaltung einer langen Jugend günstig zu sein scheinen: hochgradig

narzißtische Veranlagung, der feste Entschluß, nicht zu resignieren, Anspruchslosigkeit in bezug auf reale sinnliche Genüsse, und die Fähigkeit, in erotischen Phantasien dafür Ersatz zu finden, starke Bindung an den Vater- bzw. Mutterkomplex (d. h. an die Imago des entgegengesetzten Elternteils), wodurch das betreffende Individuum bis zu einem gewissen Grade ein Kind verbleibt, Verzicht auf die patriarchalische Idee von seiten der Männer gegenüber den Frauen und seitens der reiferen gegenüber der heranwachsenden Generation, was bei manchen doch wahrscheinlich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die heranwachsende Generation zur Folge haben wird. (Schon hört man ja gelegentlich sagen, daß die Eltern gar nicht die geeigneten Erzieher ihrer Kinder sind, sondern daß die Kinder dem Staate gehören, der verpflichtet sei, für sie zu sorgen und ihre Erzieher auszuwählen.) Ob die narzißtische Veranlagung stets mit den anderen hier erörterten Faktoren Hand in Hand geht, oder ob diese unabhängig davon ihre jugenderhaltende Wirkung ausüben können, darüber muß ich mich, wie schon erwähnt, des Urteils enthalten, glaube aber, daß sowohl der eine wie der andere Fall vorkommen wird. Daß alle hier aufgezählten Faktoren bei einem und demselben Individuum vorkommen, wird recht selten sein, jedenfalls wären dann die Aussichten auf eine lange Jugend des Betreffenden besonders günstig, aber auch der eine oder der andere Faktor kann vielleicht, wenn er in entsprechender Intensität vorhanden ist, seine günstige Wirkung ausüben.

Man kann wohl sagen, daß jene Generation, die jetzt ungefähr zwischen Dreißig und Vierzig steht oder das vierzigste Jahr auch schon überschritten hat, trotz der unbeschreiblichen Leiden des Weltkrieges vom Schicksal insofern begünstigt wurde, als so manche soziale Strömungen ihre Jugend verlängert haben. Der Landrat, der, als er sich den Vierzig nähert, schon anmutet wie ein Bild der Resignation, die vierundzwanzigjährige Agathe, die schon als alte Jungfer gilt, sind keine modernen Figuren mehr. Von den Frauen, die jetzt zwischen Dreißig und Vierzig stehen, ist noch zu sagen, daß sie in ihrer ersten Jugend in sexueller Hinsicht verhältnismäßig geschont wurden, wenigstens gilt dies von den Frauen der bürgerlichen Schichte und nur von dieser ist hier die Rede gewesen. Die sexuelle Befreiung, die seit dem Kriege immer mehr um sich greift, wird es wohl im Gefolge haben, daß die jungen und ganz jungen Mädchen mit „wissenden Augen“ immer zahlreicher werden und es bleibt abzuwarten,

ob dieser Umstand durch andere, einer langen Jugend günstige Faktoren ausgeglichen werden wird. Die letzten Jahre haben ja so viel des Überraschenden und Ungeahnten gebracht, daß man schwerlich den Mut aufbringen könnte, Prophezeiungen zu wagen und niemand kann sagen, was jenen beschieden ist, die jetzt in der Blüte der ersten Jugend ihrem Schicksal entgegengehen.

In den bisherigen Ausführungen wurde der Versuch gemacht, einige psychologische Momente aufzufinden, die geeignet sind, die Jugend und manchmal auch die Schönheit lange zu erhalten; ich möchte nun die Frage aufwerfen, ob und unter welchen Umständen die Bilder der Phantasie die körperliche Bildung beeinflussen können und ob Phantasien die Folge haben können, daß manche Menschen wenigstens annähernd so aussehen, wie sie es wünschen. Ich bin zwar leider keineswegs imstande, diese Frage zu beantworten, möchte sie aber trotzdem nicht übergehen. Es ist ja klar und bedarf keiner besonderen Erörterung, daß es bis zu einem gewissen Grad in der Macht eines jeden liegt, durch Kleidung, verschiedene Hilfsmittel der Kosmetik, Sport, Entfettungskuren oder reichliche Nahrung sein Äußeres seinen Wünschen anzupassen. Es wäre aber interessant zu erörtern, ob bewußte und unbewußte Wünsche und Gedanken Einfluß auf die körperliche Bildung nehmen können, ohne daß äußerliche Hilfsmittel in Anspruch genommen würden. So weit es sich um Haltung, Gebärde und Gesichtsausdruck handelt, wird dies sicher der Fall sein und auch dies ist ja nicht schwer verständlich, es fragt sich nur, ob auch die Gesichtsbildung und die Gestalt durch Phantasien und Wünsche beeinflußt werden kann. Es wurde vorhin auf die narzißtische Veranlagung schöner Menschen hingewiesen, die jeder in seinem Bekanntenkreis mit Leichtigkeit wird konstatieren können. Eine Dame machte einmal in meiner Gegenwart die Bemerkung, daß so häufig ein schönes Mädchen einen häßlichen Mann und ein häßliches Mädchen einen schönen Mann heirate und fügte hinzu, daß bei schönen Menschen das Schönheitsbedürfnis an der eigenen Person befriedigt werde. Soweit meine eigene Beobachtung reicht, kann ich die Richtigkeit dieser Bemerkung allerdings mehr in bezug auf schöne Frauen bestätigen. Oft kann man von schönen jungen Frauen die Behauptung hören, sie machten nicht für andere Toilette, sondern für sich selbst und zum Teil wird diese Behauptung auch richtig sein, aber es fehlt doch die Grundlage für die Annahme, daß etwa die Selbstverliebtheit und eine damit verbundene, besonders lebhafte narzißtische Phantasietätigkeit die Schönheit hervorrufe, vielmehr wird man, so lange keine

anderen Forschungsergebnisse vorliegen, annehmen, daß schöne Menschen sich begreiflicherweise leicht in sich selbst verlieben und daß dann die narzißtische Einstellung der Erhaltung der Schönheit und Jugend günstig ist. (Vgl. oben S. 90 ff.) Ich möchte es aber nicht unterlassen, an dieser Stelle auf einen alten und sehr verbreiteten Glauben hinzuweisen, der tatsächlich die Beeinflussung der körperlichen Entwicklung durch die Phantasie zur Voraussetzung hat, nämlich auf das sogenannte Versehen schwangerer Frauen. Den Begriff des Versehens hat der Frauenarzt Gerhard v. Welsenburg in seinem Werk: „Das Versehen der Frauen in Vergangenheit und Gegenwart", Leipzig 1899, folgendermaßen bestimmt: „Wenn auf eine Frau während ihrer Schwangerschaft irgendein heftiger Eindruck derart einwirkt, daß am Körper des Kindes die Ursache des Eindruckes sichtbar wird, so sagen wir, die Betreffende hat sich ‚versehen'." Es ist kaum möglich, dieses Thema zu erwähnen, ohne daß sofort einige Anwesende diesen oder jenen Fall erwähnen, der geeignet wäre, den Glauben an das Versehen zu stützen. Fast alle behaupten, „daß etwas daran" sei, aber so lange keine größere Klarheit herrscht, ist es natürlich auch nicht möglich, zu bejahen oder zu verneinen. So weit die Sache aber für diese Arbeit in Betracht kommt, möchte ich aus dem reichen Material, das Welsenburg in seinem Werk publiziert hat, einiges zitieren. Alles, was Beobachtung oder eine lebhafte Phantasie über die Entstehung von eigentümlichen und mißgestalteten Bildungen infolge des Versehens festgestellt haben wollen, gehört nicht in den Rahmen dieser Arbeit, wohl aber soll hier die sogenannte ästhetische Theorie der Antike Erwähnung finden, denn im Altertum war die Ansicht verbreitet, daß schöne Kinder erzeugt werden könnten, wenn die schwangeren Frauen Gelegenheit haben, schöne Bilder zu betrachten, daß man aber schwangeren Frauen alles Häßliche und Traurige fernhalten müsse, um nicht die Bildung der Frucht nachteilig zu beeinflussen.

So berichtet Heliodoros in seinen äthiopischen Erzählungen, Persinna, die äthiopische Königstochter, habe nach zehnjähriger kinderloser Ehe mit einem schwarzen Gatten eine schöne weiße Tochter geboren, die sie aussetzen mußte, um nicht in bösen Verdacht zu geraten. Auf einen Gürtel stickt die Königin in äthiopischer Königsschrift folgenden Bericht: ihr Frauengemach sei mit Perseus und Andromedas Liebe geschmückt „und bei meines Gatten Umfangen zeigte das Bild meinen Augen die Andromeda in voller Nacktheit und so ward das Kind — ach! nicht zum Glück — ihr gleich gestaltet" (vgl. Welsenburg, S. 11 ff.).

Sehr interessant ist ferner eine Stelle aus dem Lehrgedicht „Die Jagd“ des syrischen Dichters Oppian, die Welsenburg auf S. 14 in deutscher Übersetzung zitiert:

„Bei schwangeren Frauen selbst, eh' sie vergnügt entbunden,
Hat dies der Männer Witz in Sparta so gefunden.
Da sie manch kostbar Bild den Weibern vorgesetzt,
Sie malten Jünglinge, die man für andern schätzt.
Narziß und Hyazinth, den reizenden Nireen,
Und Kastorn, auf des Helm die roten Federn stehen.
Auch Pollux, dessen Faust Amykum umgebracht,
Und Menschen, die man sonst den Göttern gleichgeachtet,
Auch schöne Götter selbst! den Bacchus, wie er singet
Und wie um seinen Stab sich krauser Epheu schlinget.
Und Phöbus, dessen Haar ein frischer Lorbeer ziert,
Auf diesen holden Blick wird nun ihr Geist geführt.
Die Weiber wundern sich, entzückt sehn sie die Schöne,
Und durch den hellen Reiz entstehen auch solche Söhne.“

Ferner zitiert Welsenburg auf S. 8 ff. den berühmtesten Frauenarzt des Altertums, Soranus aus Ephesus um 120 n. Chr. „Wunderbarerweise hat auch der Zustand der Seele Einfluß auf die Gestaltung der des Empfangenen. So wurden solche, die im Augenblick des Beischlafes Affen sahen, mit affenähnlichen Wesen schwanger. Ein mißgestalteter Herrscher von Zypern zwang seine Gattin, während er ihr beiwohnte, auf schöne Statuen zu blicken und erzeugte so schön gestaltete Kinder. Die Pferdezüchter stellen beim Bespringen vor die Stuten edle Tiere. Auf daß nicht eine Mißgeburt dadurch geschehe, indem die Trunkenheit der Seele häßliche Bilder vorspiegelt, sollen die Frauen nüchtern sein und dies auch aus dem Grunde, weil die Kinder der Mutter sowohl körperlich wie geistig ähnlich werden. So wird eine Frau von stetigem Gemüte, die nicht durch Trunkenheit wahnsinnig ist, auch ein gleiches Kind gebären. Es ist ganz unsinnig bei Menschen anzunehmen, daß die Natur schon für sich die Erzeugung schön gestaltete, wenn auch der Samen sich in Körper ergießt, welche übermäßig feucht und überschwemmt sind, während man doch sieht, daß der Landmann seine Saat nicht auf feuchtem und sumpfigem Boden ausstreut.“ Ähnlich wie Soranus erzählt Galen, der berühmte pergamenische Arzt, in seinem Buch über den Theriak (ein als Gegenmittel bei Vergiftungen im Altertum sehr gebräuchliches Arzneigemisch): „Eine alte Geschichte ist mir bekannt, daß ein häßlicher Fürst, der einen schönen Knaben zeugen wollte, das Bild eines solchen auf Holz malen ließ, und seiner Frau befahl,

das Gemälde bei der Umarmung zu betrachten. Diese versenkte gleichsam ihren ganzen Geist in die Betrachtung des Bildes und gebar einen Knaben, der dem gemalten glich. Es war die Kraft des Geistes, die dieses vollbrachte, nicht irgend etwas Körperliches, durch welches das Bild des Knaben auf die Frau übertragen wurde" (vgl. Welsenburg, S. 11).

Der Talmud erzählt, daß Rabbi Jochanan, der um 200 n. Chr. in Palästina lebte, auf folgende Weise für die Erzeugung schöner Kinder sich bemühte. Sieben Tage nach beendeter Periode mußten die jüdischen Frauen ein Tauchbad nehmen, bevor ihnen der eheliche Verkehr wieder gestattet war. Jochanan, ein Mann von edler Gestalt und schönen Zügen, setzte sich an die Tür des Bades, damit die Frauen ihn sehen und das Bild seiner Schönheit im Geiste mit nach Hause nehmend ebenso schöne Kinder zur Welt brächten. Vielleicht lassen sich in dieser Vorstellung griechische Einflüsse erkennen, da der Rabbi ein großer Verehrer des Hellenentums war (Welsenburg S. 15).

Von dem Einfluß des Versehens auf die Pferdezucht war schon bei Galen die Rede. Ähnliches schreibt Oppian in dem schon erwähnten Gedicht „Die Jagd":

„Denn, wenn vom Geilheitstrieb der Stute Brust entbrennt,
Und sie den nahen Hengst mit Wiehern ruft und kennt;
So wird dies muntere Pferd, das sehend auf sie blicket,
Sehr schön bemalt, und bunt, und prächtig ausgeschmücket,
So läßt man dieses Pferd der muntren Stute sehn,
Sie stampft, sie brennt, sie keucht, erstaunt find' sie es schön:
Wie, wenn den Bräutigam die Hochzeitsjungfern führen;
Wenn er vom Balsam trieft, den Palästina bringt,
Darauf ins Bette steigt und Hochzeitslieder singt.
So freudig eilt das Pferd, es wiehert, schäumt und rennet
Und steht vor dem Gemahl, der gleichfalls sehnlich brennet.
Doch lange hält man es mit einem festen Band;
Und endlich läßt man's los, und kühlt den süßen Brand.
Nachdem die Stute nun die Lebensfrucht empfangen;
So bleibt ihr starrer Blick an denen Farben hangen,
Die sie erstaunt, so schön an ihrem Hengst erblickt.
Sie bringt die Frucht, die sich mit gleichen Flecken schmückt."

(Welsenburg, S. 14.)

Während im Altertum die Ansicht vorherrschend war, daß das Versehen im Augenblick des höchsten Liebesgenusses stattfinde und der Zeit der Schwangerschaft in dieser Hinsicht weniger Beachtung geschenkt wurde,

hat sich später die Ansicht durchgesetzt, daß das Versehen zu jeder Zeit der Schwangerschaft und sogar kurz vor der Niederkunft möglich ist. So meint Welsenburg, S. 9: „Vielleicht hat die Aufstellung der so zahlreichen herrlichen Statuen im alten Griechenland sehr viel zur Veredlung des Geschlechtes und zur Verschönerung menschlicher Formen beigetragen, indem die schwangeren Mütter stets ein Ideal von Schönheit vor Augen hatten und daher auch schöne Kinder gebaren, wie in Spanien die hoffende Mutter vor den Heiligenbildern kniet und oft stundenlang in tiefster Andacht eine schöne Madonna, eine liebestrahlende Justa, eine verklärte Eulalia betrachtet. Dort findet man die Züge jener Bilder sehr häufig genau in den geborenen Töchtern wieder. Daher die vielen Madonnen und lebendigen Heiligengesichter, die man mehr als irgendwo in Spanien findet."

Domeier, der 1789 in Italien reiste, sah als Hauptgrund von so viel ungewöhnlichen Schönheiten unter den Florentinerinnen die vielen öffentlichen Statuen an, welche alle nackt aufgestellt seien, und, weil sie so alle Schönheiten des Körpers auf einmal darböten, den lebhaftesten Eindruck machten. Bei denjenigen, die von der Hypnose eingenommen sind, daß lebhafte Vorstellungen der schwangeren Mutter auf ihr ungeborenes Kind Einfluß haben, muß diese Vermutung sogleich Eingang finden (vgl. Welsenburg, S. 78).

Lessing sagt im Laokoon: „Erzeugten (bei den Alten) schöne Menschen, schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern."

Letzteres bezieht sich auf die Angst der Frauen des Mittelalters und auch der neueren Zeit, sie könnten durch den Anblick von etwas Häßlichem Mißgeburten und entstellte Kinder erzeugen, denn diese Einstellung hat zum großen Teil den Schönheitskultus der Antike abgelöst. Im übrigen ist die Ansicht Lessings, Domeiers und Welsenburgs keineswegs zwingend, denn es wäre ja möglich, daß ein Künstler, der in einem Lande lebt, wo die Menschen besonders schön sind, auch zum besonders eifrigen Schaffen schöner Kunstwerke angeregt wird.

Einen sehr interessanten Fall berichtet Welsenburg (S. 150) nach Edward Garraway. „Eine feingebildete Dame hatte die Gewohnheit, vor einer Gruppe Statuetten zu sitzen, in deren eine Figur sie sich ganz besonders verliebt hatte. Dies war der ausruhende Cupido, seine Wange auf dem Rücken der Hand ruhend. Als das Kind geboren wurde, zeigte es eine

auffallende Ähnlichkeit in Gestalt und Gesichtsausdruck mit dem kleinen Cupido. Als ich den Knaben am nächsten Tag in seiner Wiege sah, bemerkte ich, daß er genau dieselbe Stellung angenommen hatte wie die Figur und diese Stellung hielt er unverändert und natürlich unwillkürlich im Schlafe, und nicht nur allein in seiner Kindheit, sondern auch im vorgeschrittenen Knabenalter, als ich ihn aus den Augen verlor." Schließlich zitiert Kahn in seinem Buch „Das Versehen der Schwangeren in Volksglaube und Dichtung", Frankfurt 1812, auf p. 38 das Werk des Claudius Quilletus: „Callipaedia seu de pulchris prolis habenda ratione poema didacticon." Paris 1709:

„Nicht mögst, Schwangere du, den traurigen Sorgen dich widmen,
Nicht der Melancholie dunklem Schatten dich weihen.
Hüte das Auge vor häßlichem Blick und greulichem Monstrum,
Schöner Bilder Gestalt und edler Statuen Formen
Mögen zur freundlichen Ruh' laden den heiteren Blick."

Ferner aus demselben Werk:

„Ist's euch Wille und Wunsch, kraftvoll edlem Geschlecht
Leben zu leihen, so fliehet des Kummers trübes Gewölk,
Suchet der Schönheit strahlende Fluren und heitere Sonne,
Auf Apollos männlicher Kraft verweile das Auge,
Oder wie liebend Alexis bedrängt die arme Corydon,
Schauet auf Venus' holde Gestalt, die Tizians Pinsel
Meisterhaft malte, oder auf Danaes schwärmenden Mund,
Während des göttlichen Zeus goldener Regen sie rührt."

Auf S. 44 heißt es bei Kahn: Die Kallipaedie ist nur wenigen bekannt, in Deutschland nur im Frankenwald, dagegen unter den Slawen, den Ruthenen und in Rußland den Bewohnern des Gouvernements Charkow, wo die Schwangeren mit schönen Bildern und schönen Menschen sich umgeben sollen, und charakteristischerweise den Französinnen, von denen Poulain erzählt: *„Pour avoir un bel enfant, la mère regardera souvent un portrait, une image représentant un beau bébé; les femmes du peuple vont même aux vitrines des marchands de jouets regarder les belles poupées."*

So sehr auch die gewissenhafte Darstellung und das reiche Material in den Arbeiten Welsenburgs und Kahns anerkannt werden muß, möchte ich mich doch jedes Urteils über die Glaubwürdigkeit der angeführten Beispiele enthalten, wie ja übrigens auch Welsenburg in dieser Hinsicht sehr vorsichtig ist, und selbst, wenn man der Lehre vom Versehen Glauben

schenken wollte, so wäre die Übertragung der Wünsche und Eindrücke der Mutter auf das Kind noch immer höchst rätselhaft. Es war nur meine Absicht, dieses Problem der wissenschaftlichen Untersuchung besonders zu empfehlen, da hier vielleicht ein Schlüssel für die Beeinflussung der körperlichen Entwicklung durch die Phantasie gefunden werden könnte.

Die Koketterie in psychoanalytischer Betrachtung

Vortrag, gehalten in der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung

Von Dr. M. Wulff (Moskau)

Eine genaue wissenschaftliche Definition des Begriffes „Koketterie" ist durchaus nicht einfach. Georg Simmel versucht den Begriff in seinem Aufsatz „Psychologie der Koketterie"[1] folgendermaßen zu beschreiben:

„Übersetzt man Koketterie mit ‚Gefallsucht', so verwechselt man das Mittel zu einem Zweck mit dem Triebe zu diesem Zweck. Eine Frau mag alles aufbieten, um zu gefallen, von den subtilsten geistigen Reizen bis zur zudringlichsten Exposition physischer Anziehungspunkte, — so kann sie sich mit alledem noch sehr von der Koketten unterscheiden. Denn dieser ist es eigen, durch Abwechslung oder Gleichzeitigkeit von Entgegenkommen und Versagen, durch symbolisches, angedeutetes, ‚wie aus der Ferne' wirksames Ja- und Neinsagen, durch Geben und Nichtgeben oder, platonisch zu reden, von Haben und Nichthaben, die sie gegeneinander spannt, indem sie sie doch wie mit einem Schlage fühlen läßt — es ist ihr eigen durch diese einzigartige Antithese und Synthese Gefallen und Begehren zu wecken" . . . „Der Koketterie in ihrer banalen Erscheinung ist der Blick aus dem Augenwinkel heraus, mit halbabgewandtem Kopfe, charakteristisch. In ihm liegt ein Sich-Abwenden, mit dem doch zugleich ein flüchtiges Sich-Geben verbunden ist, ein momentanes Richten der Aufmerksamkeit auf den anderen, dem man sich in demselben Momente durch die andere Richtung von Kopf und Körper symbolisch versagt" . . . „Es ist nur eine technische Modifikation dieser Gleichzeitigkeit eines angedeuteten Ja und Nein, wenn die Koketterie über die Bewegungen und den Ausdruck ihres

1) „Der Tag", Berlin 1909, 11. Mai.

Subjektes selbst hinausgreift. Sie liebt die Beschäftigung mit gleichsam abseits liegenden Gegenständen: mit Hunden oder Blumen oder Kindern. Denn dies ist einerseits Abwendung von dem, auf den es abgesehen ist, anderseits wird ihm doch durch jene Hinwendung vor Augen geführt, wie beneidenswert sie ist; es heißt: nicht du interessierst mich, sondern diese Dinge hier — und zugleich: dies ist ein Spiel, das ich dir vorspiele, es ist das Interesse für dich, dessentwegen ich mich zu diesem anderen hinwende" . . . „An jeder definitiven Entscheidung — meint weiter Simmel — endet die Koketterie, und die souveräne Höhe ihrer Kunst offenbart sich an der Nähe zu einem Definitivum, in die sie sich begibt."

Von besonderem Interesse ist aber die Bemerkung Simmels, daß „das Verhältnis der weiblichen Wesenheit zur männlichen an der Koketterie eine besondere Synthese seiner entscheidenden Momente besitzt: weil eben das Verhältnis der Frau zum Manne, seinem spezifischen und unvergleichlichen Sinne nach, sich in Gewähren und Versagen erschöpft." Mit anderen Worten, in der Koketterie, in dem stetigen Spiele und Wechsel von Anziehen und Abstoßen sieht Simmel das Wesen der Verhältnisse zwischen Weib und Mann und diese Ansicht bei all ihrer Paradoxie verdient doch unsere volle Aufmerksamkeit und soll unser Interesse an der psychologischen Wesenheit der Koketterie erhöhen.

Es soll gleich hervorgehoben werden, daß die Koketterie keine ausschließliche Eigentümlichkeit der Weiber und der Art des *homo sapiens* ist. Die Koketterie ist auch beim Manne gar keine seltene Erscheinung, besonders im kindlichen und jugendlichen Alter, und auch alle Beobachter der Begattungsprozesse in der Tierwelt sind sich darüber einig, daß ganz unzweifelhafte Äußerungen raffinierter Koketterie beim Weibchen verschiedener Tiere und Vögel zu beobachten sind. Wir haben es hier sichtlich mit einem lebenswichtigen biologischen Prozeß zu tun, der einen speziellen Wert und Zweck hat und deshalb im Verlaufe der phylogenetischen Entwicklung erhalten und kultiviert wird, und wir dürfen auch behaupten, daß die Koketterie sicherlich der Stärkung und Komplizierung des psychischen Momentes in den sexuellen Erlebnissen und der Vervollkommnung der Selektion dient. Karl Groos[1] behauptet, daß der Begriff der Koketterie „in seiner weiteren Fassung erst die hohe biologische und psychologische Bedeutung zeigt, die ihm zukommt. Nicht nur in der Menschenwelt, sondern auch im Tierreich ist nämlich bei dem weiblichen

1) Groos, Die Spiele der Menschen. 1899.

Geschlecht während der Bewerbung ein eigentümlicher Zustand zu beobachten, der auf den Antagonismus zweier Instinkte, des sexuellen Triebes und der angeborenen Sprödigkeit beruht. Hieraus entspringt jenes wechselnde Suchen und Fliehen, für das wir keinen anderen Ausdruck als den der Koketterie besitzen, das aber durchaus nicht notwendig ein Spiel zu sein braucht. Die einfachste Illustration hiefür bietet das von dem verliebten Bock verfolgte weibliche Reh: es flieht, aber es flieht im Kreise herum" ... „Da der sexuelle Trieb notwendig eine außerordentlich große Gewalt besitzen muß, so ist es im Interesse der Arterhaltung, daß die Entladung eines so übermächtigen Triebes erschwert wird, indem sie nur auf eine vorausgehende längere Zeit in Anspruch nehmenden Zustand der Vorerregung möglich ist. Diesem Interesse dient die instinktive Sprödigkeit des Weibchens ... So entwickeln sich aus den rohen Anfängen der Werbung jene freundlichen Bewerbungskünste, in denen psychologisch die sexuelle Wut zur Liebe sublimiert wird" ... An einer anderen Stelle[1] bezeichnet Groos die Koketterie als einen „Kampf zweier entgegengesetzter Instinkte (Furcht, Scheu, Geschlechtstrieb), die sich aus einem realen Anlaß äußern", — womit wohl der Begriff der Sprödigkeit genauer definiert werden soll.

Die psychoanalytische Erforschung der Koketterie beim Menschen weist gleich den Narzißmus als Grundlage und Hauptquelle derselben auf. Die narzißtische Objektwahl ist, wie bekannt, hauptsächlich der Frau eigen, und wenn zugleich die physischen Eigenschaften der äußeren Erscheinung es begünstigen, so entwickelt sich jener weibliche Typus *par excellence*, dessen besonderer Reiz auf den Mann noch durch den instinktiven Wunsch der Frau zu „gefallen" besonders erhöht wird. Aber um anderen gefallen zu können, muß man vorerst sich selbst gefallen, eine gewisse Verliebtheit in sich selbst ist eine notwendige Bedingung jeder Koketterie. Eine solche in sich selbst narzißtisch verliebte Frau stellt jenen Typus einer, im Grunde genommen affektiv gleichgültigen Kokette dar, deren Koketterie eher aus ihrer Selbstliebe, als aus Interesse zum Objekt stammt. Nicht die Liebe eines Mannes schafft ihr Glück, sondern die Feststellung, inwieweit diese Liebe den Reiz ihrer Person beweisen kann. Eine solche Frau wählt eigentlich nicht selbst ihr Objekt, sie will nur „gewählt werden", und der persönliche Wert und die Eigenschaften des Mannes sind für sie nicht von Bedeutung. In stark ausgeprägten Fällen kann eine solche Frau sogar ganz allein mit einem rein imaginären Objekt mit einem Eifer kokettieren, wie

1) Groos: Die Spiele der Tiere. Jena 1907.

wenn ein reales Objekt vorhanden wäre. Das von Simmel oben beschriebene gleichzeitige Anziehen und Abweisen entspringt bei einer solchen Kokette nicht aus einem gewissen affektiven Dualismus, aus einer Gefühlsambivalenz und, selbstverständlich, nicht aus reinem kalten Überlegen (denn eine solche Koketterie halte ich für kaum möglich, sie kann nie ihr Ziel erreichen), sondern aus der Konzentrierung der Libido auf die eigene Person und Mangel an Liebe und Interesse zum Objekt. Es ist kein eigentliches Spiel zwischen Ja und Nein, es ist nur ein kurzdauerndes Aufflackern eines schwachen, bald erlöschenden Gefühls, in dem mehr Eitelkeit und Eigenliebe ist, als echte herzliche Zuneigung. Die Koketterie einer solchen Frau hat einen passiven Charakter und ist der Koketterie eines Kindes ähnlich, ebenso wie man den ganzen Typus solcher Frauen eigentlich als den eines Weib-Kindes charakterisieren könnte.

Die zweite infantile Quelle der Koketterie ist eine gesteigerte Zeigelust, deren Äußerungen in der Koketterie so einfach, klar und natürlich sind, daß man darüber nicht viel Worte zu verlieren braucht.

Mit der Aufdeckung der infantilen Quellen der Koketterie ist aber die Analyse noch lange nicht erschöpft. Gerade in der letzten Zeit hat die Psychoanalyse dem Studium der ganzen Persönlichkeit, ihrer Entwicklung und Einwirkung auf die Äußerungen der einzelnen Triebe mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und das von uns geschilderte psychologische Bild der Koketterie und ihrer Entwicklung wäre bei weitem nicht vollständig, würden wir nicht auf die Eigentümlichkeiten und die charakteristischen Züge der Persönlichkeit hinweisen, die in ihrer Entwicklung durch die aufgezeigten infantilen Quellen und ihre Erscheinungsformen bedingt und gefördert werden. Aus Freuds Studie über „Das Ich und das Es" wissen wir, daß die Identifizierung mit einem der Eltern im frühen Kindesalter während der Liquidation der aus dem Ödipus-Komplex stammenden sinnlich-erotischen Beziehungen zu den Eltern von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit und des Charakters wird, indem sie zur Bildung des Ichideals führt und formell wie inhaltlich dessen Kern determiniert. Das Kind, ungeachtet seines eigenen Geschlechts, kann sich mit dem Vater oder der Mutter identifizieren (richtiger — mit deren idealisierter Imago), und diese Identifizierung wird zur Richtungsschnur seiner ganzen Lebenseinstellung, die die Wahl seiner Interessen, Strebungen und Lebensziele in vielfacher Beziehung beeinflußt und determiniert. In dem uns interessierenden Fall führt die weitere Evolution des Ödipus-Komplexes zur Identifizierung mit der Mutter. Das Mutter-Imago und die Mütter-

lichkeit werden dann schon in frühester Kindheit des Mädchens zum Zentrum seiner Interessen und Wünsche und äußern sich in den kindlichen Phantasien, Spielen usw. Die konstitutionellen weiblichen Züge erfahren damit eine Verstärkung und das Kind entwickelt sich zum vollständigen Weib — was dazu beiträgt, daß die durch die Anlage bedingte Disposition zur Koketterie (Narzißmus, Zeigelust) sich frei und ungehemmt von seiten des „Ich" zur vollen Blüte entwickeln kann.

Während der weiteren Entwicklung des Mutterkomplexes können Beeinflussungen von seiten der zukünftigen Vertreterinnen der Mutter-Imago wirksam werden (Erzieherinnen, Freundinnen, Milieus usw.), was aber mehr in den äußeren Erscheinungsformen der Koketterie zum Vorschein kommt, und diesen Formen entweder das Gepräge einer grob-zynischen Äußerung oder einer verfeinert-kulturellen, mehr geistigen verleiht, gegebenenfalls sogar zu einer mehr oder minder ausgesprochenen Verdrängung der Koketterie mit Bildung von Ersatzsymptomen führen kann (z. B. absichtliche Schroffheit im Benehmen, unterstrichene Vernachlässigung der äußeren Erscheinung usw.).

Es ist noch interessant zu bemerken, daß Frauen von diesem Typus, wenn sie ein Kind bekommen, auf das sie ihren Narzißmus und ihre Zeigelust übertragen, leicht jede Spur ihrer früheren Koketterie verlieren.

Im Gegensatz zu diesem passiven Typus, der vielleicht nicht mit vollem Recht zur echten Koketterie zugerechnet werden darf, gibt es einen anderen aktiven Typus koketter Frauen, die den Mann aktiv anziehen, erobern wollen und ihn gleichzeitig abweisen, abstoßen. Ihr Betragen dem Mann gegenüber zeigt dann einen ausgeprägten Charakter der Gefühlsambivalenz, eine Abwechslung von passiver Unterwerfung und aggressiver Strebung, ihn zu beherrschen, dem eigenen Willen unterzuordnen, die den Grad einer sadistischen Quälerei erreichen kann. In Liebesbeziehungen entwickeln sie oft eine mehr dem Mann eigene Aktivität und Initiative, sie wählen selbst ihr Objekt, sie streben nach Liebe und wollen nicht nur geliebt werden, ihr Gefühl hat oft einen schöpferischen Charakter und ist mit einer Überschätzung des Objektes verbunden; mit einem Worte, nach der Terminologie Freuds können sie ihr Objekt nach dem Anlehnungstypus wählen. Zugleich entdeckt die Analyse in den tieferen Schichten des Unbewußten oft masochistische Strebungen, Phantasien über Unterwerfung, Erniedrigung, Vergewaltigung durch den Mann usw.; anderseits aber zeigen sie oft in der Kindheit und frühen Jugend knabenhafte Züge und auch im späteren Alter trägt manchmal die Koketterie solcher Frauen

Züge von knabenhafter Ausgelassenheit. Eine solche Beimengung männlicher Züge kann manchmal sogar durch eine konstitutionell angedeutete Anlage bedingt sein, was aber den weiblichen Reiz durchaus nicht ausschließen muß.

Eine eingehendere Analyse entdeckt zwei wichtige Besonderheiten in dem Entwicklungsgang der zu diesem Typus zugehörigen Frauen. Die erste betrifft den Ödipus-Komplex. Die Identifizierung mit der Imago des einen Elternteiles verlief nicht so einseitig und vollständig wie im vorigen Fall. Die Psyche des Kindes ist im Laufe der Entwicklung gewissermaßen entzweit worden, es hat sich nicht voll und ganz mit einem der Eltern identifiziert, sondern in irgendeiner Beziehung mit dem Vater, in einer anderen — mit der Mutter. Im allgemeinen kommt es dazu, daß das Mädchen mit der Rolle des Weibes durchaus nicht bricht, zugleich aber entwickeln sich bei ihm Züge, die auf eine Neigung zur Beeinflussung der Charakterbildung durch die Vater-Imago hindeuten. Es zeigt eine teilweise männliche Lebenseinstellung, männliche Interessen und männlichen Inhalt der Persönlichkeit, z. B. eine Strebung zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit auf materiellem wie auf psychischem Gebiet u. a. m., mit anderen Worten, das Ichideal solcher Frauen hat nicht nur einen weiblich-mütterlichen, sondern in mancher Beziehung auch einen männlichen Inhalt. Eine solche Frau will durchaus Weib bleiben, will aber zugleich in jeder Beziehung dem Manne nicht nur gleich bleiben, sondern ihn sogar übertreffen. Das bleibt selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Äußerungen ihres Narzißmus und ihrer Zeigelust und auf die Form ihrer Koketterie. Das ist eigentlich der geläufigste Typus der modernen koketten Frau.

Von Bedeutung ist noch der Weg und der psychische Mechanismus, die zu dieser Identifizierung mit dem Manne (Vater) führen. Das Mädchen identifiziert sich mit dem Vater in seinen Beziehungen zur Mutter, wobei die homosexuelle Komponente einerseits und eine Entfremdung, sogar eine teilweise feindliche Einstellung dem Vater gegenüber — als Folge unbewußter, verdrängter inzestuöser Wünsche — anderseits als treibende Momente stark mitwirken. Und gerade diese feindliche Einstellung spielt in der Koketterie mit ihren ambivalenten Gefühlen eine große Rolle.

Die letzte Erscheinung hat aber noch andere Wurzeln und ist mit dem zweiten der oben erwähnten wichtigen Momente in der Entwicklung des hier in Rede stehenden Typus verbunden — ich meine mit dem weiblichen Kastrationskomplex, der bekanntlich zu einer feindlichen Einstellung zum Manne führt und die Gefühlsambivalenz verstärken kann.

Von großer Bedeutung können dann noch weitere Eigentümlichkeiten in der psychosexuellen Konstitution der Frau sein. Unter dem Einfluß der erwähnten Momente, besonders des Kastrationskomplexes, wird der Koitus unbewußt mit der Kastration identifiziert, als eine Vergewaltigung, Erniedrigung und Entwertung empfunden und es entsteht eine mehr oder minder bewußte Angst vor dem Koitus und eine damit verbundene sexuelle Frigidität. Kompensatorisch wird die mit Vorlust verbundene Bedeutung der sekundären erogenen Zonen (der Oral-, Anal- und anderen Zonen) als Befriedigungsquellen gesteigert, die nur noch mit der Masturbation konkurrieren. Unter diesen Bedingungen entwickelt sich oft der Typus der Kokette, der in der schönen Literatur mit dem Namen *demi-vierge* festgehalten worden ist. Sein psychologisches Wesen geht nicht etwa auf eine falsche Sexualmoral der heutigen Gesellschaftsordnung zurück, wie es manche Ideologen behaupten, ist vielmehr in der psychosexuellen Konstitution solcher Frauen begründet. Man kann übrigens solche Typen nicht selten auch bei verheirateten Frauen beobachten und bei solchen, die es mit der Moral nicht so streng nehmen.

Zur Illustration sei nur ein Beispiel aus der Analyse eines Falles gebracht. Es handelt sich um eine junge Frau, die aus Liebe gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet hatte. Aus äußeren Umständen blieb sie während der ersten drei Monate nach der Hochzeit *virgo intacta*, während die Beziehungen zu ihrem Manne die besten und zärtlichsten waren. Am Morgen nach der Defloration kam es zum ersten Streit mit dem Mann und seitdem wiederholten sich Streitigkeiten immer öfter und öfter, besonders nach jeder ehelichen Annäherung, wobei das Hauptmotiv aller Mißverständnisse Vorwürfe von seiten der Frau waren, dahingehend, daß ihr Mann sie nicht „wirklich" liebe, daß er sie „nur als Weib brauche", daß er sie, nachdem er von ihr „alles, alles vom Weib genommen habe, verachte" usw. Alle Einwände und Versicherungen des Mannes halfen nicht, denn die Vorwürfe und Beschuldigungen, wie die Analyse erwiesen hatte, stammten aus ihrer eigenen Mißachtung der sexuellen Rolle des Weibes, aus ihrer Auffassung des Koitus als einer Beleidigung und vollen Entwertung, denn sie war vollkommen frigid und empfand nur Ekel vor dem Koitus. Am Ende kam es zur Unterbrechung der ehelichen Beziehungen.

Dann änderte sich aber das Betragen der Patientin in einer ganz sonderbaren Weise. Sie begann zu flirten und kokettierte mit fast allen jungen Leuten, mit denen sie zusammenkam, wobei sie alle ihr zu Gebote stehenden Mittel der Koketterie mit Eifer und Ausdauer zu benützen pflegte, um das auserkorene Objekt zu „erobern" und in sich verliebt zu machen. Sie selbst fühlte dabei eigentlich keine besondere Neigung zum jeweiligen jungen Manne, er blieb ihr seelisch wie physisch fast ganz gleichgültig, es lag ihr nur daran, die Macht ihrer weiblichen Reize an ihm zu beweisen und ihn ganz dem

eigenen Willen zu unterwerfen. Sie ließ gerne Umarmungen, Zärtlichkeiten und Küsse zu, beobachtete dabei mit besonderem Vergnügen die steigende sexuelle Aufregung des Partners, leistete aber jedem Versuch, eine intimere geschlechtliche Annäherung zu erzwingen, energischen Widerstand. Diese „Präludien der Liebe", der Kampf und der Anblick des sexuell aufs äußerste erregten, verliebten und unbefriedigten Partners brachten ihr die höchste Befriedigung, die sie als Weib nur erleben konnte. Wie die Analyse zeigte, wiederholte die Patientin eine von ihr als Kind erlauschte Szene, nur mit der von ihr angebrachten Korrektur, daß das Weib im Kampf (Koitus) die Siegerin war.

Aus der Analyse des Falles will ich nur folgendes erwähnen. Ihre Mutter starb, als sie im zweiten Lebensjahr war und sie wurde vom Vater und einer älteren Schwester mit großer Liebe und Zärtlichkeit erzogen. Ihre Beziehungen zum Vater waren, trotz einer gewissen Strenge, sogar Pedanterie, mit der er von ihr absoluten Gehorsam forderte, die besten und zärtlichsten, voll Zutrauen, Hochachtung und Liebe bis zu ihrem zwölften Jahre, als der Vater zum zweiten Male heiratete. Eine gewisse Entfremdung und Verschlossenheit des Mädchens war die Folge, als die „neue Mutter" in die Familie kam, und als die Patientin dann im Alter von dreizehn Jahren einmal in die Lage kam, den ehelichen Verkehr der Eltern zu belauschen, — den sie als eine furchtbare Vergewaltigung auffaßte, — fing sie bald an, mit den Kameraden eines zwei Jahre älteren Bruders zu kokettieren und Liebesaffären zu haben, vor dem Vater aber all dies geheim zu halten. Sie liebte den Vater zwar noch, aber von dem früheren Vertrauen und der Offenherzigkeit blieb keine Spur mehr übrig. Im weiteren deckte die noch nicht ganz fertige Analyse unzweifelhaft sichere Spuren eines Kastrationskomplexes auf.

Das sind die hauptsächlichsten Typen der weiblichen Koketterie, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte; ob damit alle Möglichkeiten erschöpft sind, wage ich nicht zu behaupten. Selbstverständlich sind auch hier, wie bei jeder Klassifikation, neben reinen Typen gemischte zu treffen und verschiedene Übergänge.

Wenn bis jetzt nur von Frauen die Rede war, so ist dies bloß damit zu erklären, daß die Koketterie ein typisch-weiblicher Charakterzug und nur beim Weibe zu rechtfertigen ist. Daraus soll aber nicht gefolgert werden, daß sie bei Männern nicht vorkommt. Was für jede Klassifikation gilt, muß auch hier wiederholt werden: wenn in der Psychologie von Mann und Weib gesprochen wird, so verstehen wir darunter einen mittleren normalen Typus und nicht diese oder jene irgendwie extremen Abweichungen, selbst wenn sie sich noch in den Grenzen des Normalen bewegen. Zweifelsohne können auch beim Manne diese oder jene weiblichen Züge mehr oder minder stark ausgeprägt sein, was angesichts der

angeborenen Bisexualität gar nicht verwunderlich ist. Zudem ist auch zu betonen, daß an der Entwicklung der Koketterie vornehmlich solche Triebe ihren Anteil haben, die ja dem Manne ebenso eigen sind wie dem Weibe und in seinem Seelenleben eine ebenso wichtige Rolle spielen, d. h. der Narzißmus und die Zeigelust.

Um so größere Bedeutung kommt aber bei der Koketterie des Mannes dem Ichideal und der Entwicklung der Persönlichkeit zu. Im äußeren Wesen solcher Männer, in ihrem Betragen, Gesten sind deutlich weibliche Züge zu bemerken, auch dann sogar, wenn ihre äußere physische Struktur von absoluter Männlichkeit ist. Sie zeigen oft eine gewisse Passivität in ihrer ganzen Lebenseinstellung, besonders aber in ihrer Psychosexualität. Es muß betont werden, daß bei der Beurteilung dieser Passivität, die Ausdauer und Hartnäckigkeit, mit der sie manchmal die Erreichung ihrer Ziele und Wünsche verfolgen, nicht irre führen soll, weil sie aus ganz anderen Quellen, nämlich aus der sublimierten Analerotik stammen können. Sie neigen zur narzißtischen Objektwahl, sie wollen vom Weib gewählt und geliebt werden, sie schaffen sich eine Entourage von Freundinnen und Verehrerinnen, für die sie oft weder Liebesgefühle noch Interesse haben, denen sie aber gern erlauben, ihnen den Hof zu machen, verschiedene Dienste zu leisten, Zeichen von Aufmerksamkeit und Gunstbeweise zu liefern, Geschenke, Andenken zu bringen u. dgl. Die intimen sexuellen Beziehungen gehen öfters nicht über ganz unschuldige Äußerungen von Zärtlichkeit hinaus, und wenn es manchmal zu einer geschlechtlichen Annäherung kommt, so geschieht es nur infolge der Initiative der Frau. Bei solchen Männern ist manchmal auch die männliche Parallele zur weiblichen Frigidität, eine mehr oder minder ausgesprochene psychische Impotenz, zu beobachten und sie haben im Grunde genommen mehr oder minder bewußt Angst vor dem Koitus und vor tieferen und verbindlicheren Liebesbeziehungen. Es sind passive Don Juans, die nicht wie die aktiven dieses Typus eine für sie unmögliche Befriedigung suchen und die nicht immer wieder enttäuscht ihre Objekte verlassen, um bei anderen ihr Glück zu versuchen, sondern die jeder neuen Frau, die es will, ihre Gunst zu schenken bereit sind, ohne die vorigen zu verlassen und die Beziehungen zu ihnen zu ändern. Eigentlich suchen sie beim Weibe nicht die Geliebte, sondern die Mutter, und sie bilden eine Parallele zum weiblichen Typus „Weib-Kind", dem Typus, den man vielleicht „Mann-Kind" nennen könnte. Hieher gehören, meiner Beobachtung nach, die meisten hysterischen Männer. Insofern es

auf ihre eigene Objektwahl ankommt, heiraten sie eine Frau des gleichen Alters, oder eine ältere sogar, in der sie hauptsächlich eine Stütze, eine Beschützerin, eine Mutter finden wollen.

Die Analyse zeigt, daß die Entwicklung des Ödipus-Komplexes bei solchen Männern zu einer starken inzestuösen Fixierung an die Mutter und zu einer Identifizierung mit ihr führt. Von Kindheit auf übernehmen sie deshalb eine weibliche Rolle im Leben, bekunden weibliche Interessen, und — was besonders typisch ist — ein hohes Interesse für ihre Kleidung und äußere Erscheinung, ebenso wie für die Kleidung und das äußere Aussehen der Mutter und für die weibliche Kleidung und Mode überhaupt, auf welchem Gebiet mancher von ihnen sein Lebtag lang als *arbiter elegantiarum* gilt. Sie besitzen überhaupt oft einen feinen künstlerischen Geschmack und eine Neigung zur Ästhetik — ein Zug, den sie mit manchen homosexuellen Männern gemein haben.

Dem Vater gegenüber zeigen solche Männer von Kindheit an eine typische ambivalente Einstellung, die fürs ganze Leben für ihre homosexuelle Komponente charakteristisch bleibt: feindliche Regungen, die sich einerseits manchmal bis zu ausgesprochenen Haßgefühlen steigern und anderseits eine masochistische Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, die durch eine Trotzeinstellung überkompensiert wird. Dazu gesellt sich noch ein starker Kastrationskomplex (der manchmal in der unbewußten Phantasie sogar ohne Protest, als gewünscht, angenommen wird, womit die Identifizierung mit dem Weib noch verstärkt wird), dann ein aus diesem Komplex stammendes, starkes Minderwertigkeitsgefühl dem Manne gegenüber, was zu einer Bevorzugung der weiblichen Gesellschaft führt. Das ist der einzige Typus der männlichen Koketterie, den ich Gelegenheit zu beobachten hatte, die individuellen Differenzen hängen dabei nur von dem Grade der Reinheit des Typus ab.

Schließlich noch eine Bemerkung. Es gibt Frauen, die jeder Spur von Koketterie entbehren, obschon sie kokett zu sein wünschen und die äußeren Umstände hiefür günstig sind. So klagte mir eine Patientin, eine hübsche, feine und kluge Frau, sie habe ihr ganzes Leben den Wunsch gehegt, mit einem Manne, der ihr gefällt, kokettieren zu können, es sei ihr aber ganz unmöglich gewesen, sie blieb immer in männlicher Gesellschaft „trocken", gespannt, zaghaft, obwohl sie ein reges, gesellschaftliches Leben führte, viel Bälle besuchte usw. Es war mir leicht, die Erscheinung durch Hinweis auf ihr starkes Minderwertigkeitsgefühl zu erklären und die Bedeutung des Kastrationskomplexes und des gekränkten Narzißmus als Ursache anzuführen.

Am nächsten Tag brachte sie mir den folgenden Traum:

„Ich gehe über die Straße von rechts nach links zum Tor unseres Hauses. Ich bin ganz nackt. Alles herum ist mit Schnee bedeckt. Die Straße ist ganz leer. Als ich mich dem Tore nähere, merke ich Männer in der Ferne, geniere mich aber nicht, denn ich merke bei mir einen Penis. Die Männer achten auch auf mich nicht. Ich gehe durch das Tor und sehe im Hof zwei Damen, die sich wundern, daß ich ohne Kleidung bin und nicht friere. Nun merke ich, daß ich ein Laken vorne halte, weiß aber, daß es für jemanden bestimmt ist, für ein Kind. Ich wache nun auf und wundere mich darüber, daß ich im Traume nur zwei Damen gesehen habe, weiß aber, daß deren drei waren.“

Aus der Analyse: Zunächst wollte der Patientin zum Traume nichts einfallen. Auf die Frage, was ihr zu den zwei Damen einfiel, gab sie zur Antwort: „meine Schwester“. Nun ist klar, warum Patientin nur zwei Damen im Traume sah, aber „wußte, daß deren drei waren“, denn die dritte war sie selbst. In ihrer Familie waren drei Kinder, drei Schwestern.

„Die Damen wunderten sich, daß ich ohne Kleidung bin und nicht friere.“ Dazu fällt der Patientin ein: „Die Kälte ist eine seelische, ein Leben ohne Liebe, sie wundern sich, wie ich ohne Liebe leben kann.“ Diese Deutung bezieht sich auf ein früheres Symptom der Patientin. Vor einigen Jahren litt sie abends an Anfällen von Schüttelfrost, der von einem Spezialisten als „nervös“ diagnostiziert worden war. Die Anfälle kamen, als sie in ihrem Eheleben eine Enttäuschung — eine Untreue des Mannes — erlebt hatte. Der Einfall erklärt aber zugleich auch den ganzen Traum. Die beiden Schwestern heirateten aus Liebe, was bei ihr nicht der Fall war. Aber schon in der Kindheit liebte die Mutter die beiden Schwestern mehr als die Patientin und beschenkte und kleidete sie besser, was der Patientin viel Leiden verursachte. Die kalte, leere, mit Schnee bedeckte Straße und ihre eigene Nacktheit sind Symbole für ihr einsames Seelenleben, ohne Wärme, ohne Liebe. Das einzige, was sie im Leben noch hat, ist ihr „Laken für ein Kind“, d. h. ihre Liebe für ihre Kinder.

„Sie merkt einen Penis bei sich und geniert sich nicht vor den Männern, die auf sie nicht achten.“ Wie gesagt, hat sie mir am Vortag erzählt, daß sie niemals mit Männern kokettieren konnte, auch dann nicht, als ein von ihr platonisch geliebter Mann sie darum bat. Sie fühlte sich nicht weiblich genug und dachte, daß sie deshalb keinen Erfolg bei Männern hat, was in Wirklichkeit nicht der Fall war, denn sie hatte einmal sogar einen Preis für ihre Schönheit und Eleganz auf einem Ball bekommen. Das hinderte sie aber nicht daran, sich für unschön zu halten, hauptsächlich nur deshalb, weil ihre Mutter behauptete, daß die Schwestern schön seien und sie nicht. Die Mutter wollte als zweites Kind einen Knaben haben (das erste Kind war ein Mädchen). Die Patientin selbst wollte in der Kindheit Knabe sein, beneidete die Männer ihr ganzes Leben, schätzte sie höher als die Weiber, die sie oft verachtete, und auch sich selbst als Weib. Im Traum ist der infantile Wunsch, einen Penis

zu haben und ein Mann zu sein, verwirklicht. Die Wirkung des Kastrationskomplexes und des mit ihm verbundenen Minderwertigkeitsgefühls ist also durch den Traum bestätigt worden. Und als deren Folge — ein Leben ohne Erfolg beim Manne, ohne Liebe, ohne Koketterie und Möglichkeit zu gefallen. Das wollte der Traum sagen und meine Erklärung, die ich der Patientin am Vortag gegeben hatte, bestätigen.

Max Schelers Kritik und Würdigung der Freudschen Libidolehre

Von Aurel Kolnai (Wien)

I

Die Auseinandersetzung Max Schelers mit der Freudschen Ontogenetik der Liebesgefühle[1] ist aus mehreren Gründen des Beachtens wert. Scheler ist heute, nächst dem Begründer der Richtung: Edmund Husserl, das Haupt der fruchtbaren und einflußreichen „phänomenologischen" Schule der Philosophie. Dadurch, daß er den methodologischen Grundgedanken seines Meisters aus dem Bereiche der Logik in den der Ethik und der geistig-seelischen Erscheinungen schlechthin verpflanzt hat, erscheint er als origineller Denker ernstester Bedeutung.[2] Nun faßt aber die phänomenologische Methode — wie schon aus dem Namen hervorgeht — die Dinge am gerade entgegengesetzten Ende an als die psychoanalytische. Sie will statt einer Metapsychologie eine Präpsychologie gründen, wenn wir selbst eine Bezeichnung prägen dürfen. Statt die Erscheinungen zu erklären, zu entziffern, abzuleiten, auf einen gemeinsamen Nenner zurückzuführen, die Gesetze ihres Vorkommens und Entstehens zu ermitteln, ist sie vielmehr bestrebt, ihr unmittelbares „Wesen" „einsichtig" zu erschauen und mit möglichst vollkommener Fixierung und Beschreibung aller ihrer Spielarten sowie ihrer ideellen, statischen „Sinnzusammenhänge" festzuhalten.[3] Diese Methode will letzten Endes nicht die Beherrsch-

1) Enthalten in Max Scheler: „Wesen und Formen der Sympathie." (Der „Phänomenologie der Sympathiegefühle" 2., vermehrte und durchgesehene Auflage.) Bonn: Cohen 1923. Das Werk bildet den I. Band einer Serie, betitelt „Die Sinngesetze des emotionalen Lebens". Der demnächst erscheinende Band: „Wesen und Formen des Schamgefühls" soll eine noch eingehendere Besprechung der Freudschen Lehren bringen.

2) Nicht mit Unrecht nennt T. K. Oesterreich in dem von ihm bearbeiteten IV. Band der Überwegschen Philosophiegeschichte Schelers Auftreten das größte Ereignis der Ethik seit Kant.

3) Sie unterscheidet sich von der Bergsonschen Intuition, der sie nahe verwandt ist, durch ihre Bevorzugung des statisch-begrifflichen Elementes. Die Spuren der Phänomenologie sind hinter Husserl zurück über A. v. Meinong bis F. Brentano zu verfolgen.

barkeit und Lenkbarkeit des zu untersuchenden Materials fördern, wogegen die analytische Methode aus einem Heil- zu einem Erklärungsverfahren wurde. Obwohl die beiden Forschungsrichtungen den Anschein haben, so fern voneinander abzuliegen, daß sie sich gar nicht schneiden können, wurde Schelers Geist von den Freudschen Erkenntnissen und Theorien sehr lebhaft beschäftigt und er hat ihnen eine ziemlich sorgfältige und, wiewohl scharfe, von Gehässigkeit und Verkleinerungsstreben freie Kritik angedeihen lassen. Die Anerkennung, die er ihnen in manchen Punkten zollt, muß nach dem oben Mitgeteilten doppelt bemerkenswert sein und scheint auch Neues zu bringen. Die Einwürfe selbst könnten in dieser und jener Hinsicht der psychoanalytischen Forschung fruchtbar werden. Sie sind aber auch geeignet, gewisse Schwächen der phänomenologischen Richtung ins Licht zu setzen.

II

Scheler führt die Psychoanalyse zunächst an in der Behandlung der „Einsfühlung" (Identifizierung mit der Mutter bei der Genese der männlichen Homosexualität) sowie des „Mitgefühls" (als Folge oder, nach ihm, eine Art Oberstufe der Einsfühlung). Er gedenkt des analytischen Heilverfahrens als Beispiel für die Auflösung von Gefühlstraditionen. In betreff der Geschlechtsliebe tritt er an die Seite Georg Simmels gegenüber Schopenhauer und Freud und unterstreicht den einheitlichen, *sui-generis*-Charakter dieser Erscheinung, die keineswegs ein bloßer „Überbau" des „massiven" Geschlechtstriebes sei und sich keineswegs aus Sinnlichkeit und Geistigkeit „zusammensetzen" lasse.

III

Im Anschluß an andere „naturalistische", zumeist aber nur die Phylogenese berücksichtigende Theorien der Liebesgefühle bekommen wir ein Resumé der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" zu lesen, wobei Scheler hervorhebt, daß deren Verfasser nicht etwa den „Geschlechtstrieb" als solchen zum letzten Erklärungsprinzip des Neigungslebens macht, sondern ihn selbst als etwas Sekundäres, ein Entwicklungsprodukt, ein Bauwerk hinstellt. Die Perversionen sind demgemäß keine Abirrungen der normalen, sondern mehrminder ungewohnte Fixierungen der unfertig herumtastenden Sexualität. Der Mensch ist polymorph pervers geboren, der normale Geschlechtstrieb stellt einen „günstigen", vergleichsmäßig häufigen Entwicklungszufall dar. Neben ihm und den Perversionen kommt es aber noch zu Bildungen, die ihre Entstehung den Vorgängen der Verdrängung und der Sublimierung verdanken. Jene bedient sich des Ekels, des Schamgefühls, der Inzestscheu; die von ihr betroffenen Wunschkomplexe machen sich — in entstellter Form — in den Träumen und den Neurosen Luft. Die Sublimierung aber verstreut die verfeinerten reproduktiven Reste von Wollustempfindungen in „höherwertige" seelische Vorgänge, die sich also der nicht unmittelbar befriedigten Libido als eines Triebrades bedienen. Hieher gehören alle Arten affektive Bindungen, die mit der Genitalität keine Verknüpfung mehr haben.

IV

Volle Achtung läßt Scheler gerade derjenigen Tat Freuds zuteil werden, die von unkundiger Seite so vielen Anfechtungen ausgesetzt war: der Entdeckung der kindlichen Sexualität. „Ein ganz neues Land der Kinderseele ist in der Tat hier entdeckt worden. Auf alle Fälle ist auch richtig beobachtet, daß den Richtungen des eigentlichen und gewöhnlich sogenannten ‚Geschlechtstriebes' in der Zeitphase vor der Pubertät andere erotisch gefärbte Zuwendungen zu Objekten vorausgehen, die einem besonderen Studium zu unterwerfen sind. Auch daß die ‚Fixierung' solcher Zuwendungen (im Gegensatz zu ihrem typischen sukzessiven Wegfall in einem normalen Entwicklungsgang) für die Gestaltung des ferneren Liebeslebens und Lebens überhaupt in besonderem Maße bestimmend werden können, ist von Freud und seiner Schule mit einem großen Tatsachenmaterial gezeigt worden. Er vermochte so eine Menge seelischer Erkrankungsformen, z. B. auch viele Arten von geschlechtlichen Perversionen noch genetisch zu verstehen, die man früher ohne weiteres einer angeborenen ‚Anlage' zuschrieb – hiemit natürlich auf jeden Versuch, die kranken Individuen zu heilen, Verzicht leistend."

Origineller als dies ist die nächste Bemerkung Schelers, die wir für sehr bedeutsam halten. Die Freudsche Methode vermag vielleicht einmal dies Eigentümliche einem ganz neuen Verständnis näherzuführen, was wir das ‚Schicksal' eines Menschen nennen. ‚Schicksal' ist ja nicht mit all dem gleich, was von außen her uns an Reizursachen und Bewegungen trifft. Es wird anderseits auch in keinem Sinne bewußt ausgewählt. Es scheint ein Gesamtbegriff für all dasjenige zu sein, von dem wir gemeinhin zu sagen pflegen: ‚daß dies und jenes nur einem solchen Menschen passieren konnte'." Die Reihe von Begebenheiten, meint Scheler, die wir „als zu unserm Sosein gehörig" empfinden, „wenn sie dagewesen sind". — „Von dem ‚Schicksal' in diesem Sinne nun meint Freud, daß es in den Eindrücken und, nach seiner Meinung, vorwiegend in den erotischen Eindrücken der ersten Kindheit recht eigentlich in den Grundlinien präformiert werde. Sieht man tiefer, so hat Freud sich damit einer Idee genähert, die vielleicht geeignet ist, den bisherigen Gegensatz der ‚nativistischen' und ‚empiristischen' Anschauungen gleichzeitig zu schlichten und sie durch eine neue Grundannahme zu ersetzen." — „Jede Erfahrung bis zur einfachsten Empfindung hat nach ihrer Wirkungsgröße und Wirkungsart für die Formung des Gesamtlebens des Individuums einen bestimmten und einzigartigen Stellenwert in der typischen Entwicklung und Reifung des Menschen." — Der Irrtum des Empirismus bestand darin, daß er die Verschiedenwertigkeit des Eindrucks nur insofern anerkannte, als er seine Wirkung von der bereits vorhandenen Erfahrungsmasse, zu welcher er hinzutrat, abhängig machte. Hingegen gewinnt der einmalige, eigenartige Charakter jedes Erlebnisses „seinen ganz besonders prägnanten Sinn durch jene Einsicht Freuds, daß ein psychisches Erlebnis in Wirkungsart und Wirkungsgröße ... sich nach dem Stellenwert mitbestimme, den es innerhalb der Gesamtentwicklung eines Menschen habe". Der Mensch sucht sich also unbewußt seine Erfahrung aus; so sollen nach Scheler die Aphorismen Schopenhauers

„über die Weiber“ auf realen Beobachtungen beruhen, daß er aber gerade zu diesen Beobachtungen gekommen ist, soll aus seiner von Kindheit auf negativen Einstellung zur Mutter erklärbar sein: „...Das ‚Mißlingen der normalen Übertragung der Libido auf die Mutter‘, wie Freud sagen würde.“

V

Alsdann bemängelt jedoch Scheler die Klarheit des Libidobegriffes. Er versucht selbst, ihm eine Fassung zu geben; die durch Reizung der erogenen Zonen beim Säugling auftretenden wollüstigen Empfindungen zum Ausgangspunkt nehmend,[1] will er unter Libido das Streben nach Wiederholen so gearteter Empfindungen verstehen. Die Libido könne nicht selbst in Lustgefühlen bestehen, wenn anders sie als Triebkraft betrachtet werden soll. Mit Jungs Libidobegriff, der sich zum Begriff des Strebens überhaupt destilliert hat, sei freilich wenig anzufangen. Dies beiseite gelassen habe der psychoanalytische Libidobegriff seine Schwierigkeit darin, daß ein Streben schlechterdings auf mehr-minder bestimmte Inhalte, nicht auf das Erleben von Empfindungen gerichtet ist. Mögen nun diese Inhalte dadurch charakterisiert sein, daß sie von Wollustempfindungen begleitet werden, sie müssen trotzdem, wiewohl nicht gleich in präzisen bildhaften Vorstellungen, doch dasein. Sie sind nach Scheler „Werte der Andersgeschlechtlichkeit“. Er stützt diese Ansicht durch den Hinweis, daß gerade auch im homosexuellen Verkehr solche Noten der Andersgeschlechtlichkeit künstlich konstruiert werden. Er zieht als Analogon den Hunger heran, der ebenfalls von vornherein ein gerichteter Trieb ist. Es könne daher nicht die Rede sein von einer bloßen assoziativen Zuordnung eines bloß allgemeinen Wolluststrebens zur Idee des andern Geschlechtes, sondern allein von einer phasenrhythmisch erfolgenden „Anordnung eines auf das andere Geschlecht überhaupt bereits gerichteten Triebes zu einem bestimmten Gegenstande des andern Geschlechtes“.

VI

Von der psychoanalytischen Annahme, daß die zärtliche Zuneigung jugendlicher Individuen zu andersgeschlechtlichen Mitgliedern ihres engen Familienkreises vor der exogamischen Objektwahl eine regelrechte Stufe in der Sexualentwicklung darstelle, läßt Scheler nur soviel gelten, daß hier ein probeweises Herumtasten des Triebes stattfindet, eine eigentliche dauerhafte Sexualbindung in diesem Sinne gibt er innerhalb der Grenzen des Normalen nicht zu. Bei Besprechung anderer „naturalistischer“ Sympathietheorien macht er übrigens das Zugeständnis, daß er einen selektiven, ortbestimmenden, wir möchten sagen vehikelhaften Einfluß der Triebe auf die „höheren Regungen“ annimmt: die Triebe sollen dem Menschen eine „Dringlichkeitsordnung“ vor-

1) Wobei er seinen Zweifel äußert, ob die Qualität solcher Empfindungen des Säuglings wirklich festzustellen sei. Er selbst scheint aber auf diesen Zweifel keinen übergroßen Wert zu legen. Die Kontinuität zwischen Säuglingserotik und späterem Auto- und Alloerotismus dürfte als erwiesen gelten.

schreiben, gemäß welcher er einen Teil der in ihm „schlummernden" geistigen Akte wirklich vollziehen und ihnen entsprechende Gegenstände der Außenwelt zuweisen könne. Jedenfalls aber seien die verschiedenen Qualitäten der Liebe untereinander irreduzibel und in der Struktur der Seele selbst vorgebildet. Die Freudsche Methode, das Normale aus dem Anormalen verständlich machen zu wollen, führe hier — unkritisch angewendet — zu irrigen Ergebnissen.

VII

Im folgenden wehrt Scheler den Einwand jener Freud-Gegner ab, welche die dem Geschlechtstrieb zugeschriebene besondere psychiche Rolle in Zweifel ziehen. Er legt sehr überzeugend dar, daß es z. B. nichts gibt, was dem Hungertrieb in dem Sinne zugeordnet werden könnte, wie dem Geschlechtstrieb die Geschlechtsliebe (etwa eine „Ernährerliebe"). Freilich weist Scheler dieser — auch wertenden — Auszeichnung des Geschlechtstriebes nur innerhalb der sogenannten „Vitalsphäre" einen Platz an,[1] das Reich der Kultur- und der höchsten ethischen und religiösen Werte, beziehungsweise der auf sie gerichteten seelischen Akte, ist hier nicht miteinbezogen.

VIII

Mit besonderer Zähigkeit verharrt Scheler bei dem Leitmotiv seiner Kritik, daß seelische Qualitäten von einander nicht ableitbar sind. Hinsichtlich der Verdrängung verlangt er Aufschluß über die verdrängende Kraft und zieht einen etwas ironisch sein sollenden Vergleich zwischen der Freudschen Libido und dem „Ich" Fichtes, das sich auch „selbst Schranken setzt". Er wirft hier Freud eine Zirkelerklärung vor. Hinsichtlich der Sublimierung, die Vorherrschaft einer Triebrichtung sowie die Surrogatbildungen eingeschlossen, zieht er gegen die Ansicht ins Feld, daß überschüssige Libido etwa spezifische Begabungen bestimmen könne. Daß Napoleon in seinen Beziehungen zu Josephine viel Unglück zu erdulden gehabt hatte, dieser Umstand schuf seine Feldzüge nicht. Nur bereits vorhandenen Befähigungen könne noch ein Plus an Energie zugeleitet werden, dies aber sei nur innerhalb nicht sehr weit abgesteckter Grenzen der Fall; denn alle seelischen Anlagen haben ihre spezifischen Energiebesetzungen. Die Vorstellung eines beliebig dehnbaren Ventilverhältnisses[2] zwischen den einzelnen Schichten sei völlig unhaltbar. Die Alternative: entweder Verzicht auf die Höherentwicklung oder Verzicht auf Fortpflanzung, sei in ihrer zwingenden Form hinfällig (nur für ein einseitig intellektualistisches Kulturideal einigermaßen gültig). Hätte die Freudsche Energiearithmetik recht, so müßte dauernde geschlechtliche Enthaltsamkeit entweder

1) Sehr treffend ist hier seine Bemerkung, daß es nur eine echte und sittliche Rassenpolitik geben könne, nämlich die, welche der Hemmung der Geschlechtsliebe durch inferiore Einflüsse entgegenwirkt.

2) Diese treffende Bezeichnung entnehmen wir der Psychologie von Adolf Stöhr, der in Bezug auf kommunizierende Tendenzen das Ventil- vom Relaisverhältnis unterscheidet.

geistige Höchstleistungen oder die Produktion von Neurosen notwendig zur Folge haben; dies wird jedoch von der Erfahrung nicht bestätigt. „Was wir bei Freud vollständig vermissen, sind bestimmtere Angaben, worin sich denn eine berechtigte und notwendige ‚Beherrschung' der Libido und des Geschlechtstriebes von einer ‚Verdrängung' derselben unterscheidet, die nach ihm eine Hauptquelle für die Nervenkrankheiten darstellen soll; und gleichzeitig eine bestimmt umschriebene Angabe der differenziellen Bedingungen, die von der verdrängten Libido einmal in die Richtung der ‚Sublimierung', ein andermal in die Richtung der ‚Erkrankung' führen sollen. Solange diese beiden Punkte eine genaue und präzise Aufklärung nicht erfahren haben, trägt die Freudsche Theorie die große Gefahr in sich, einmal auch die Ethik in die ganz falsche Alternative: ‚Primitivismus' oder ‚Askese' hineinzudrängen; und anderseits die nicht minder große Gefahr, die Grenzen zwischen sittlich notwendiger und berechtigter Herrschaft über den Geschlechtstrieb und einer falschen, zur Krankheit führenden ‚Verdrängung' desselben zu verschleiern."

IX

Wir sind der Ansicht, daß wohl kein Psychoanalytiker behaupten wird, die Schelersche Kritik sei oberflächlich und rühre nicht an ungelöste Probleme. Aber auch sein eigener Ideengang läßt manche recht wunde Punkte erkennen, die wir zunächst aufzuzeigen haben. Danach werden wir festzustellen versuchen, welche brauchbare Fingerzeige die Psychoanalyse dieser Kritik entnehmen kann. Die zustimmenden Äußerungen des ausgezeichneten Denkers sollen uns nicht weiter beschäftigen. — Die Schwächen des Schelerschen Beweisganges stammen einerseits aus gewissen Mängeln an Kenntnis der Freudschen Lehren, anderseits aus einer bestimmten Ungelenkigkeit des phänomenologischen Forschers, deren er sich nicht gut erwehren kann, wenn er sich in den Bereich des realen Geschehens begibt. Daß er sich aber zu solchem Schritt entschließt, daß er sich zuweilen bereit erklärt, die „phänomenologische Reduktion" aufzuheben, dies schreiben wir dem Erkenntnisdrange zu, der die von jener Methode vorgeschriebenen Grenzen allzu eng findet.

X

Nur beiläufig bemerken wir, daß es um so weniger angeht, spezielle Ansichten Jungs auch nur als mögliche Ausdeutungen der Freudschen Doktrin in Betracht zu ziehen, als der Gegensatz zwischen den beiden Forschern gerade hier sehr scharf und bewußt ist: der Verwässerung des Libidobegriffes und dem Triebmonismus überhaupt wollen Freud und seine Anhänger schlechthin kein Zugeständnis einräumen. Gerade der Freudsche Libidobegriff schließt daher schon eine gewisse Qualitätsbestimmung der psychischen Energie in sich. Eine schrankenlose Versetzbarkeit, Umschaltbarkeit, „Multiponibilität" sozusagen, der Psychoenergie, wurde denn auch von Freud niemals gelehrt. — Den Vorwurf des „Fichteschen Ichs" hätte Scheler Freud getrost ersparen können, hätte er sich nicht grundlos auf das irrige Zuschreiben eines Triebmonismus

versteift und hätte er nicht außer acht gelassen, daß Freud von Anfang an mit einer ursprünglich daseienden Gegeninstanz der Libido gerechnet hatte und bald dem Lustprinzip das Realitätsprinzip, bald den Sexualtrieben die Ichtriebe entgegenstellt. Sind auch die diesbezüglichen Formeln nicht eindeutig festgelegt, der angedeutete Versuch einer Zirkelerklärung der Libidohemmung ist Freud, aus seinen Schriften geurteilt, niemals in den Sinn gekommen. — Bedenklich finden wir ferner das Mißverstehen des Verdrängungsbegriffes durch Scheler. Verdrängung bedeutet bei Freud nirgends die Nichtbefriedigung oder Bekämpfung eines Triebes, bedeutet auch nicht die extreme Form solcher Entsagung etwa im Gegensatz zu einer „gemäßigten Beherrschung", sondern die Hinausdrängung affektbetonter Vorstellungen aus dem Bewußtsein. Zugegeben: die Annahme eines unbewußten Seelenlebens (die der Freudsche Verdrängungsbegriff voraussetzt) muß dem Phänomenologen so ziemlich als Greuel erscheinen. Aber wenn man einmal gesonnen ist, den seiner üblichen Methode vorbehaltenen Bereich zu verlassen, so sollte man eben auch Möglichkeiten, die jener Methode gänzlich verschlossen bleiben müssen, frei ins Auge schauen. Scheler scheint hier in den von anderen oft begangenen Fehler zu verfallen, dem leibhaftigen Freud einen imaginären „wilden Psychoanalytiker" unterzuschieben, der alle Dinge bei einem Menschen aus der durchschnittlichen Menge seiner Geschlechtsbefriedigungen zu erklären und durch deren Regelung zu lenken vorgibt. Ein bereits vollausgebildeter Trieb, um welchen die Person weiß und welchen sie bewußt „verurteilt", „regelt" oder „auslebt", ist nach Freud nicht, wenigstens nicht primär und unmittelbar, seelisch schöpferisch oder schädigend. Hier sieht Scheler so, als ob er vergessen hätte, was er einige Seiten früher quittiert hat, daß Freud nicht den Geschlechtstrieb als abgeschlossene Einheit für primär wirksam hält. Ebensowenig stellt die Psychoanalyse den Menschen vor die Wahl „Primitivismus[1] oder Askese", denn unter Aufhebung der Verdrängung versteht man keineswegs die Aufhebung faktischer Hemmungen, und anderseits unter Förderung der Sublimierung keineswegs etwa die (langsame) Reduktion des Geschlechtslebens auf Null.

XI

Es ist wohl nicht als Zufall zu betrachten, wenn Schelers Innerstes sich weigert, Annahmen über Triebkonflikte und Triebinterferenzen, geschweige denn über daraus hervorgehende seelische Neuschöpfungen, zur Kenntnis zu nehmen: dies sind Dinge, die notgedrungen in die Vorkommens- und Daseinsprobleme des Seelischen hineinführen, die — so können wir es schelerisch fassen — auf die Bedingtheit des „Soseins" gewisser psychischer „Akte" durch das „Dasein" anderer psychischer Phänomene hinzeigen. Wohl hat Scheler die Berechtigung solcher Auffassung auf Umwegen zugegeben — wo

1) Dieses Glied der Alternative würde absonderlich anmuten, wenn wir unter „Primitivismus" — mit vollem Recht — nicht schrankenlose Begattung und Kinderzeugung, sondern etwa die Mutterleibsregression oder die Rückbildung zum Protisten als reales Ziel ins Auge fassen würden. Es wurde in der Psychoanalyse oft angedeutet, daß das Regressionsstreben zum großen Teil unvollziehbar ist.

er die Theorie vom selektiven Einfluß der Triebregungen auf die höheren Aktqualitäten aufstellt — aber es ergeht ihm wie so manchen, die sich nur zögernd ein Zugeständnis abringen ließen: sie ziehen es implizite wieder zurück. Dies äußert sich in der Unklarheit, deren er sich schuldig macht, wenn er Geschlechtstrieb und Geschlechtsliebe behandelt; er geht dem Belieben nach vom einen auf das andere über und wirft sie trotz der mehrfach betonten Scheidung zusammen. So schränkt er die vitale Vorzugsstellung des Geschlechtstriebes unversehens auf die Geschlechtsliebe ein. Wichtiger aber als das, ist seine, unseres Erachtens schiefe Interpretierung des Libidobegriffes, wo ihm nämlich vorgefaßterweise bereits die Geschlechtsliebe vorschwebt. Denn seine These, daß der Trieb sich nicht auf die Hereinbringung von Empfindungen, sondern auf „Objekte" richte, ist zwar verlockend, aber doch in ihrer Einseitigkeit bedenklich. Gewiß, um den raffinierten Entwurf einer Wollustbilanz handelt es sich beim Libidostreben ganz und gar nicht. Daraus muß aber keineswegs die Annahme eines auf die Nähe oder „Verfügbarkeit" „werthältiger" Objekte gerichteten Strebens folgen. Ein triebhaftes Streben ist doch wohl vor allem auf die Ausübung von Tätigkeiten gerichtet. Wenn die Geschlechtsliebe etwas anderes ist als der Geschlechtstrieb, so ist eben auch der Geschlechtstrieb etwas anderes als die Geschlechtsliebe und bei ihm stehen die wollustbegleiteten Tätigkeiten im Vordergrunde. Wir können dabei Scheler soweit entgegenkommen, daß wir die immanente Entwicklungstendenz der Libido zum normalen Trieb gelten lassen, dafür gibt er das „probeweise Herumtasten" zu — wäre denn dieses möglich, wenn sich das Streben zuerst auf irgendein „Haben" von Objekten und dann erst auf die sexuellen Betätigungen richten würde? Nur im Hinblick auf sexuelle Betätigungen bedarf es der Lokalisierung der „Werte der Andersgeschlechtlichkeit" auf wenige, oft typische Individuen, an welchen sie erlebt werden. Die Vergegenwärtigung solcher Werte setzt schon ein Spiel sexueller Bewegungsimpulse voraus. Was aber die unscharfe Fassung des Libidobegriffes in der Freudschen Schule anlangt, so muß hier hervorgehoben werden, daß den wollustbegleiteten Tätigkeiten neben den äußeren Manipulationen auch nichtmotorische innere Körpervorgänge beigezählt werden können, welche die rein passiven Wollustempfindungen (etwa des Säuglings) verstehen helfen: es gibt, wofür die Psychoanalyse manche Beweise erbracht hat, eine Organlust, und zwar geht diese niemals, auch nicht nach erfolgter normaler Pubertätsentwicklung, ganz in den genitalen Geschlechtstrieb ein. In diesem Sinne ist schon das uranfängliche Libido-„Streben" nach „Empfindungen" nichts so Ungeheuerliches, als es dem Forscher, der das Psychische nur als bewußten Akt zu begreifen vermag, vorkommt. Denn das primitive Streben ist kein Suchen nach Mitteln, um vermöge deren einen Zustand, an dessen lustgewährenden Charakter man sich erinnert, herbeizuführen (logische Definition des Strebens), sondern ein Spannungszustand, der Spuren des Lustzustandes in sich enthält und wiederum in diesen übergehen kann.[1] Derartige Erwägungen lassen sich nicht vermeiden, sobald man sich herbei- und herabläßt, Psychologie zu treiben!

1) Das Bild des Reflexbogens dürfte hier nicht unbrauchbar sein.

Obschon wir Schelers Betonung der „Werte der Andersgeschlechtlichkeit“ für die Genese der normalen, ja jeder Sexualkonstitution für einen glücklichen Griff erachten, müssen wir doch festhalten, daß damit eine eindeutige Bestimmung des Objekts keineswegs gewonnen ist (und auch nicht gewonnen werden kann), besonders ist damit für das Verständnis der Lokalisierung, der Personwahl, noch gar kein Fingerzeig gegeben. Der anormale Fall kann in seiner größeren morphologischen (strukturellen) Faßbarkeit — man denke an Bergsons reizvolle Untersuchungen! — sehr wohl zum Verständnis des normalen beitragen, gerade wenn man dem normalen eine morphologische Sonderstellung und nicht nur eine konventionelle Höherbewertung einräumt. (Der „anormale“ Fall ist nämlich gerade der typische [als Episode und Komponente!]: Inzestwunsch; oder ein typischer: fetischistische Bindungen.)

XII

Es fragt sich nun, ob der Streit um die Ableitbarkeit der seelischen Qualitäten kein bloßer Wortstreit, kein müßiges Aneinander-Vorbeireden ist. Wer will einerseits das Vorhandensein, das relativ beständige Verharren und den eigenen Wertgehalt solcher Qualitäten leugnen? Wer will anderseits bezweifeln, daß das Seelenleben sich in stetem Flusse befindet, daß da ununterbrochen Qualitäten auf- und untertauchen?

Trotzdem scheint uns das Problem nicht ganz inhaltsleer. Mit Scheler muß die Konzeption einer mosaikartigen Zusammensetzung von Gefühlszuständen, ferner jeder Hang zur Wegstreichung der Wertunterschiede mit Berufung auf das ursprüngliche „Material“ der seelischen Einstellung verworfen werden.[1] Dieser vulgärpsychologische Hang, der z. B. dem Wort Sublimierung mit Vorliebe das Wörtchen „nur“ voransetzt, beruht nämlich auf dem faktisch irrigen Glauben an eine spielerisch zu handhabende Mechanik, eine beliebig flüchtige Wandelbarkeit und Zurückwandelbarkeit der Seelenzustände. Gewisse psychoanalytische Motive mögen diesem Irrtum Vorschub leisten, er wird aber, alles im allem, gerade durch die Psychoanalyse am meisten als solcher entlarvt: wir erinnern nur an die umständliche und mühsame Technik des Nacherlebenlassens, die Umwege der Übertragung, die Widerstände, die Nichtumkehrbarkeit und an deren Stelle bloße Umbiegbarkeit der seelischen Vorgänge. Diese Seiten der Psychoanalyse, die aus der einschlägigen Literatur deutlich genug hervorleuchten, werden von Scheler überhaupt nicht berücksichtigt. Nun aber zu ihm selbst! Gegen sein psychologisches Weltbild, daß nämlich Gefühlsqualitäten höchstens durch andere (triebhaftere) bedingt, aber niemals aus ihnen heraus, sondern gleichsam nur aus sich heraus auftreten, spricht in entscheidender Weise die Tatsache, daß auch auf einen und denselben Gegenstand bezogene Gefühle sich im Laufe der Zeit bald kontinuierlich, bald ruckartig ändern. Liebe zu X. kann unmerklich in Haß oder Gleichgültigkeit gegen ihn übergehen; im ersten Falle besteht

1) Die Verdienste dieses Philosophen sind gerade um die Bereicherung unserer Kenntnis der Werttönungen außerordentlich groß.

auch die Note der Leidenschaftlichkeit, die Energiebesetzung fort. Wem würde da nicht Rebekka aus Ibsens „Rosmersholm“ einfallen, deren sinnliche Liebe zu Rosmer sich unter der Einwirkung verschiedener Motive in eine ganz andersartige Schwärmerei für ihn „sublimiert“? Gewiß, diese läßt sich nicht gut als sinnliche Liebe + Achtung oder Bewunderung erleben. Aber die sinnliche Liebe hat sie mitbedingt, und hat selbst aufgehört: ist sie wohl nicht in ihr, etwa wie das chemische Element in einer Verbindung, enthalten? Wie wenig sie auch noch in diskreten Spuren vorfindbar, wie wenig auch eine solche Synthese im Laboratorium vollziehbar sei. Gar so schwerfällig dürften also die Energieschübe von einer psychischen Schicht zur andern, wie Scheler es in platonisierender Lust zum Bau einer unverrückbaren Ideenordnung meint, doch nicht vor sich gehen. Aber nicht nur die Triebwandlung, auch die Triebmischung ist für Scheler mit Unrecht ein Stein des Anstoßes; genauer genommen ist ja jede Triebwandlung eine Triebmischung, eine durch den Konkurs verschiedener Regungen entstehende neue Regung. Niemand empfindet Grün als ein Gemenge von Blau und Gelb, aber aus Blau und Gelb läßt sich doch ein vollwertiges Grün darstellen. Es gibt keine Geschlechtsliebe, wo nicht sinnliche und „zielgehemmte“ (Freud) zärtliche Anziehung miteinander verwebt wären, wiewohl die Grundqualität nicht als ein Hin- und Herpendeln zwischen beiden Polen zu beschreiben ist. Doch diese „Grundqualität“ kommt wiederum erst zustande, wenn die objektiven Bedingungen der aus ihr erfließen, sich gleichsam auseinanderziehen sollenden Einzelregungen erfüllt sind! Daß die Geschlechtsliebe auch ein beträchtliches Maß an Sublimierung voraussetzt, leuchtet ein: gewisse perverse, polygamische, das Lustobjekt herabsetzende Neigungen verschwinden in ihr, wenngleich sie der liebenden Person sonst (früher) nachzuweisen waren. Die Ausführungen Schelers sind demnach nicht imstande, die psychoanalytischen Anschauungen von einer energetischen Gesamtorganisation in den Grundfesten zu erschüttern.

XIII

Schließlich müssen wir noch im Hinblick auf die Ethik den Spieß umdrehen und fragen, ob eine gewisse psychoanalytisch gedachte Bildsamkeit der Triebregungen nicht eher Voraussetzung als Hindernis einer Moral ist, welche sittliche Werte nicht bloß „schauen“, sondern wohl oder übel auch schaffen will.[1] Man mag in verschiedenen Moralfragen anders denken als Freud oder die Mehrheit seiner Schüler, es sollte einem schwer fallen, das psychoanalytische Leitprinzip der Bewußtseinserweiterung nicht zu den ethischen Grundprinzipien zu zählen. Scheler hegt Angst, man möchte Gut und Böse — Wertvoll und Wertlos — allzu leicht miteinander verwechseln und vermengen; wir aber fürchten, eine allzu „wesensmäßige“ metaphysische Scheidung zwischen beiden könnte dazu führen, auf die Forderung des Guten (die

1) Dies ist auch der Kernpunkt der Kritik, welche von der modernen katholischen Schule der Ethik (z. B. Wittmann) an Scheler geübt wird. Seinem Wertbegriff wird hier der Zielbegriff entgegengestellt.

Vermehrung des Wertvollen) Verzicht zu leisten, um nur die saubere Isolierung des Guten (des Wertvollen) aufrecht zu erhalten.[1] Er wird wohl zugeben müssen, daß die zimperliche Angst, mit dem Bösen „in Berührung zu kommen", kein in seinem Sinne christlicher Wesenszug, viel eher ein Zubehör des von ihm bekämpften puritanischen Hochmuts und Mißtrauens-Ethos ist. Hiermit endet unsere Antikritik an Scheler.

XIV

Den Einwänden, Fragestellungen und Begriffstrennungen Schelers kann von seiten der Psychoanalyse manches abgewonnen werden. Von der kritischen Bedeutsamkeit abgesehen, die in solchen Waffengängen geübt zu werden pflegt, glauben wir vier Problemgruppen der Psychoanalyse unterscheiden zu dürfen, die von dem Schelerschen Vorstoß verlebendigt werden. *1)* Die Fragen der Normalität und Pathologie; inwieweit erstere existiert und welche Variationen innerhalb von ihr möglich sind. Und was damit aufs engste verknüpft ist: Die Beziehung und — entwicklungstheoretisch — die fortschreitende Zusammenordnung zwischen Inhalt (Ziel) und Gegenstand besonders der Sexualtriebe. *2)* Die Fragen der seelischen Entwicklung überhaupt; besonders wieweit das Sichversagen der Außenwelt einen Wunsch oder Trieb gegenüber wirklich entwicklungsbestimmend sei und zur Herausbildung höherer seelischen Einstellungen beitrage,[2] wieweit es nur eine Gelegenheit dazu darbiete. *3)* Die Fragen der Verdrängung, Verurteilung, Sublimierung: Sublimierung innerhalb des Triebes und vom Triebe weg. Daß soviele scharfsinnige Kritiker der Analyse Verdrängung mit Hemmung schlechthin in eins setzen, dürfte außer der Schwierigkeit, überlieferten Denkgewohnheiten entsagend das Unbewußte als einen Bereich wirklicher Kräfte zu betrachten, auch noch sachliche Gründe haben. Jede faktische Zurückdrängung eines im Bewußtsein gegenwärtigen Wunsches beansprucht eine gewisse ansetzende Verdrängung der Wunschvorstellung aus dem Bewußtsein: wo sei gegen eigentliche, schädliche und feige Verdrängung die Grenze zu ziehen? Ferner: Warum werden die in einer Analyse aus dem Unbewußten gehobenen, erinnerten (reproduzierten) Wünsche nicht real nacherlebt, ist dies nur der Übertragung zuzuschreiben (durch welche die früher überbesetzten Schichten gleichsam trockengelegt würden) oder besteht eine unlösliche Verbindung zwischen dem Unbewußten als psychiche Existenzform und den affekterfüllten Inhalten des Unbewußten (so daß die echt erlebnishafte Bewußtwerdung automatisch einer Verflüchtigung gleichkäme)? Wir meinen: wieweit und wieso kann das aufdeckende, erinnernde Nacherleben als wirkliche Abreaktion und Erledigung gelten? Die Frage Schelers nach dem Verhältnis von Verdrängung, Sublimierung, Ausleben führt schließlich *4)* zu der Frage,

1) Die Lenkung und Beherrschung der Erscheinungen, worauf es die Naturwissenschaft (im weitesten Sinne) abgesehen hat, wird innerhalb bestimmter Grenze auch in der Ethik unumgänglich postuliert. Dies ist hier weiter nicht von Interesse.

2) Vgl. S. Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. XV, Wien 1924.

ob die Beziehung zwischen Psychoanalyse und Ethik damit genügend geklärt sei, daß der Analysand „sich selbst zurückgegeben“ wird und nun seine Triebe und Lüste so unterbringt, daß dabei jedenfalls die Möglichkeit der Neurose ausgeschlossen bleibt. Oder, ob bereits im analytischen Prozeß ethische Grundsätze, diese oder jene, wiewohl versteckt und in Form von *sous-entendus*, mitgesetzt und zur Richtschnur genommen werden.[1] Es sind dies Fragen, die einmal noch genauere Behandlung erheischen und erfahren werden.

1) Vgl. die abweichende sexualethische Färbung der Freud-Schüler im engeren Sinne, des Kreises um Jung und des Kreises um W. Stekel. Insbesondere die Anwendung der psychoanalytischen Einblicke und Methoden auf die Pädagogik (Pfister) scheint ihre Anhänger unweigerlich vor die Frage zu stellen, welche Art Mensch denn aus dem Schmelzofen der Entneurotisierung emporzusteigen habe; vielleicht sei es nur eine leere Fiktion, daß man letztere ohne Stellungnahme zu dieser Frage überhaupt betreiben könne! Darf der Analytiker selbst sein Ethos verdrängen? Die Ansicht, daß es auch solche Verdrängung, z. B. Verdrängung idealer Regungen gebe, gewinnt neuerdings an Boden (Freud, Ferenczi), woraus übrigens auch ersichtlich ist, daß die vielverlästerten „herrschenden Moralanschauungen“ etwas sehr Vielschichtiges sind. Und die psychoanalytische Arbeit bezieht sich nun einmal auf die Gestaltung seelischen Materials, dessen Schicksal auch zum hauptsächlichen Gegenstandskreis der Ethik gehört. Sie ist ursprünglich schon von der Bloßlegung moralbedingter psychischer Mechanismen ausgegangen. Ein einfaches „Absehen“ des Analytikers von der Ethik erweist sich kaum als möglich. Es wäre auch schwer, in bedeutenden Arbeiten des Meisters selbst und seines Kreises zwei ethische Nebentöne zu überhören: einen naturalistischen, welcher die Abneigung gegen „gesellschaftliche“ Bewertungen und Triebzensuren verrät, und einen rationalistischen, welcher dem frohen Hoffen auf die gedankliche und auch faktische Eroberung der dunklen Tiefen der Seele durch die Kräfte des Bewußtseins Ausdruck verleiht. Wiewohl die Schelersche Zumutung der Zwickmühle „Primitivismus — Askese“ auf Mißverständnis beruht, — das Bestehen einer unausgeglichenen Zweiheit von Tendenzen, die gegeneinander nicht klar abgewogen und abgegrenzt sind, scheint uns unzweifelhaft.

»Der Mensch und seine Welt«

Aus der Psychologie des ungarischen Philosophen Karl Böhm

Von Dr. Imre Hermann (Budapest)

„Ich habe gelernt, die Wünsche des Herzens als gerade solche Objekte aufzufassen, als es die Objekte der Außenwelt sind."

(Der Mensch und seine Welt, I. Bd., Vorwort.)

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, die Philosophie des verstorbenen ungarischen Philosophen Karl Böhm zu besprechen.[1] Die Psychoanalyse ist und bleibt eine Erfahrungswissenschaft und ruft keine Philosophie zu Hilfe; doch ist es bedeutungsvoll, daß ein Philosoph, der seinen Standpunkt — wenigstens in der Zeit, aus welcher wir seine Gedanken betrachten wollen — zwischen dem Kritizismus Kants und dem Positivismus Comtes sucht,[2] der demnach einerseits die unfruchtbaren metaphysischen Spekulationen zurückweist, anderseits in der Erfahrung positive Grundlagen unseres Wissens aufzufinden wähnt, psychologische Ideen äußert, welche der psychoanalytischen Auffassung soweit entgegenkommen, wie es nur durch das Rüstzeug der Logik und der Selbstbeobachtung möglich ist.

---

1) Karl Böhm, geboren im Jahre 1846, starb 1911 als Professor der Philosophie an der — damals ungarischen — Universität Kolozsvár. Sein Hauptwerk „Az ember és világa" — Der Mensch und seine Welt — erschien nur in ungarischer Sprache, und zwar Bd. I (Dialektik oder Grundphilosophie) im Jahre 1883; Bd. II (Das Leben des Geistes) im Jahre 1892; Bd. III (Axiologie) im Jahre 1906; Bd. IV (Die Lehre der logischen Werte) im Jahre 1912 — aus der Hinterlassenschaft. Deutsch erschienen zwei ältere Abhandlungen in den „Philosophischen Monatsheften" (1876, 1877, Bd. XII, XIII) und ein neuerer Vortrag — in der Übersetzung aus dem Ungarischen, in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" (Bd. 136).

2) Die starke Betonung des Ichs führt seine Philosophie konsequent ins Lager der Idealisten; d. h. das stark narzißtische Ich setzt sich stärker und stärker durch. (Seine ganze Philosophie sei „Selbstentfaltung des eigenen Ichs"; das Ich, welches sich über sich selbst freut, soll die Grundlage der Werte ergeben; „die Wertigkeit offenbart sich in dem unbeschreibbaren Akte der Selbstliebe" — siehe Einleitung des IV. Bandes.)

Auch beabsichtige ich keine systematische Darstellung der Psychologie Böhms hier niederzulegen. Wörtliche Übersetzungen einiger Stellen seines psychologischen Hauptwerkes (Bd. II) sollen dafür haften, daß von keiner Hineindeutung die Rede ist. Doch zum besseren Verständnis der folgenden, nach psychoanalytischen Gesichtspunkten geordneten Zitate sollen einige Grundanschauungen der Böhmschen Philosophie vorausgeschickt werden.

Böhms erste philosophische Hauptfrage war: Wie ist Erkenntnis möglich? Er findet im Sinne Kants im Subjekt die Möglichkeit der Erkenntnis begründet, er findet aber auch, daß ein Gegenstand der Erkenntnis — seiner Bedeutung nach — eine konkrete Tatsächlichkeit ist und daß diese konkrete Tatsächlichkeit durch eine ideelle Einheit der logischen Fundamente gebildet wird. Diese ideelle Einheit soll „Selbstaktion" *(öntét)* benannt werden. Der unmittelbaren Erfahrung sei nur eine einzige „Selbstaktion" zugänglich: das Ich, der Geist. Die logische ideelle Einheit soll aus mehreren logischen Prädikaten zusammengesetzt sein, welche Prädikate, einzeln betrachtet, Tatsächlichkeiten, mit unbedingt wirkender, treibender Kraft versehen, bilden; in der „Selbstaktion" des Geistes sollen diese Tatsächlichkeiten als Triebe erkannt werden. — Ziel der „Selbstaktion" wird in der Tat der Selbsterhaltung erkannt. Die Taten der „Selbstaktion" sind somit, die Selbsterhaltung bezweckend, zielstrebig; diese Zielstrebigkeit spiegelt sich im Selbstbewußtsein[1] als „Befriedigung". Damit soll das Hauptprinzip sämtlicher seelischen Geschehnisse entdeckt worden sein.

Das psychiatrische Wissen Böhms lehnt sich hauptsächlich an Krafft-Ebings „Lehrbuch der Psychiatrie" an.

Das Unbewußte betreffend teilt Böhm Richets Ansicht: *La conscience ..., ce n'est pas la psychologie toute entière.* (Bd. II, S. 46.)[2]

I. Assoziationslehre und Wahrnehmungslehre

S. 17: „Es ist eine Unmöglichkeit, das Seelenleben aus (solchen) elementaren Bildern konstruieren zu können. Der Geist ist keine Maschine minimaler Teilchen, sondern ein Organismus ernster Bedeutungen. Die Beziehung dieser Bedeutungen zur Einheit des Organismus bildet das höchste Problem der Psychologie, obzwar sie keine einzige Richtung der Psychologie zum Nachdenken der Mühe wert findet."

S. 130: „Denn die Bilder des menschlichen Geistes sind kein zielloses Blinken, welches durch unsere Willkür hervorrufbar, ohne jeden Einfluß auf das Wohlsein der ‚Selbstaktion' wäre, sondern sie sind Lebensäußerungen der letzteren, auf deren Wohlsein sie ständig Einfluß nehmen ... Und deshalb

1) Böhms Selbstbewußtsein ist etwas allgemeineres, als sein Bewußtsein; er meint, daß überall, wo Bewußtsein vorhanden ist, auch Selbstbewußtsein vorhanden sein muß, nicht aber umgekehrt. (Selbstbewußtsein bedeutet, daß das Ich von sich selbst Kenntnis nimmt.)

2) Es sei nachtragend bemerkt, daß Frau Alice Bálint in der Ungarischen Psychoanalytischen Vereinigung unlängst in einer kurzen Mitteilung auf das Problem des Verstehens bei Karl Böhm hinwies (kannibalistische Auffassung des Verstehens).

muß derjenige, welcher die Verknüpfung der Bilder verstehen und erklären möchte, in diese Tiefe dringen, wo sich eben die Kämpfe abspielen, welche emporgestiegen zur glänzenden Oberfläche des Selbstbewußtseins oft in kapriziöser Weise ein verwickeltes Gewebe darstellen."

S. 78 u. 79: „Das Bild ist somit eine Teilerscheinung des Triebes . . . Wenn ein Reiz auf den Trieb wirkt, wird der Trieb durch diese Wirkung in seiner freien Entfaltung gestört . . . dieses Zentrum wirkt auf den Angriff zurück und erobert seinen ursprünglichen Platz wieder, d. h. es projiziert die Veränderung . . ."

S. 133: „. . . der vor Augen hält, daß das Bild sich als Teilerscheinung des Triebes ergibt, der sieht nun klar, daß in den Tiefen der Bilderverknüpfung sich der Lebenskampf der Triebe äußert, dessen auf die Oberfläche geratene Bläschen eben in den assoziierten Bildern wahrzunehmen sind."

S. 134: „Diese Verknüpfungen sind im Leben des erwachsenen Menschen durch Schichten von Zwischengliedern verdeckt (obzwar sie auch hier unter der Herrschaft der Gewöhnung fast versteinerte Gebilde aufweisen, z. B. die Bizarrheiten der Junggesellen)."

S. 149: „Daraus ist ersichtlich, daß in der Tiefe der Bilderverknüpfung die Dynamik *(sic!)* der Instinkte verborgen sei; diese ursprünglichen Verknüpfungen sind nicht aufhebbar und entstehen deshalb unbedingt."

S. 151 und 152: „Sobald in der Bilderverknüpfung die gründlichste Offenbarung des Trieblebens erkannt wird, können die aristotelischen Regeln nicht mehr maßgebend sein."

S. 193: „. . . was für Gleichheit wäre z. B. zwischen Hunger und Brot, Geschlechtsregung und Weib? Die primäre Art dieser Verknüpfungen ist nicht abzuleugnen!"

II. Traum, „Sinn" von scheinbar unsinnigen Handlungen

S. 139: „Endlich weist das von der Führung des Selbstbewußtseins befreite Triebleben (z. B. im Traum und in den Geisteskrankheiten) auf Schritt und Tritt auf den natürlichen Verband, welcher zwischen den Trieben besteht. Statt vielen soll nur eine Tatsache hier vorgeführt werden. Jedweder Reiz des Geschlechtstriebes stellt das ersetzende Bild in der Gestalt eines Weibes dar. So verursacht z. B. der Druck der Blase die Erektion des Penis, die Erektion das Bild des Weibes, das Bild des Weibes alle die Bewegungen, welche das Besitzen des Weibes bezwecken, und endigen gerade so wie das reale Liebesspiel."

S. 143: „. . . es scheint, daß das Ich auch im tiefen Schlaf, in den hypnotischen und somnambulen Zuständen wach ist."

S. 149: „Der erste Erfolg der durch das Selbstbewußtsein in Gang gebrachten Ersätze ist oft eine Tat, ohne Rücksicht auf den ersten Mangel; das Selbstbewußtsein befreit sich von der Vehemenz des ersten Reizes dadurch, daß es den Reiz anderswohin lenkt und seine Spannung damit abwälzt. (Hier beruft sich Böhm auf Krafft-Ebing und auf Maudsleys Pathologie de l'esprit.)

So werden die bizarren Bilderverknüpfungen der Träume verständlich . . . (Dazu die Anmerkung:) Den Ursprung der Traumbilder aus diesem Prinzipe zu erklären, ist noch kaum versucht worden, es ist aber offenbar, daß der leitende Gedanke kein anderer sein kann, als eben der hier im Falle der Bilderverknüpfung ausgelegte."

S. 201: „Die sogenannte ‚*folie sensorielle*' — Sinnesverrücktheit, — in welcher der Maniakus ‚ohne es zu wissen, was er tut', alles zertrümmert und angreift, was seine Sinne reizt, wird kaum so eine einfache Erscheinung sein, als es Maudsleys (Pathol. de l'esprit, S. 279) haben möchte. Zwar führt das sinnliche Bild zu konvulsiven Bewegungen, doch sicher nur deswegen, weil der Gefühlszustand des Selbstbewußtseins darin seine Befriedigung findet. Und somit scheint der Grund der Bewegungen in der Ahnung einer unklaren Bedeutung zu sein."

S. 202: „Im verwirrten Geiste zeigen sich diese Zustände noch entschiedener. Die Bindung des Selbstbewußtseins stammt hier aus ständiger Triebbindung, deren in einzelnen Augenblicken überflutende Wellen das Selbstbewußtsein zur reflexiven Betätigung antreiben. So bilden sich die Wahnvorstellungen (...), in welchen der Geisteskranke für seine Besorgnisse eine Erklärung, d. h. eine Erleichterung sucht, doch lenkt die herrschende Triebbindung als Zwangsvorstellung die Erklärungen des deutenden Triebes stets in die primitive Richtung." (In der Anmerkung folgt die Krafft-Ebingsche Begriffsbestimmung der Zwangsvorstellung: „mit krankhafter Intensität und Dauer im Bewußtsein fixierte Vorstellungen.")

III. Lust — Unlust, Affekte, Ambivalenz

S. 194: „In einer selbstbewußten Persönlichkeit erscheint der Mangel als Schmerz, der Ersatz als Lust. Das höchste Streben des Ichs ist deswegen, Schmerz zu vermeiden und in ungestörter Selbstsetzung die eigene Kraft zu genießen."

S. 306: „. . . der Uraffekt kann, seiner Färbung nach, nur Schmerzaffekt sein. Nehmen wir ein wenig die Phantasie in Anspruch, dann können wir leicht darauf kommen, daß schon die Befruchtung der Eizelle schmerzhaft sein muß . . . Jede weitere Reizung, welche der Entwicklung vorausgeht, ist schmerzhaft; und als der Neugeborene in die kalte Luft eintretend, sein neues Vaterland mit einem Schrei begrüßt, dann wurde dieser Schrei schon von Kant richtig, aus Indignation und Zorn erklärbar, aufgefaßt."

S. 307: „Jeder Affekt, sowie schon jedes Gefühl besitzt ein doppeltes Angesicht: mit dem einen wendet sich der Affekt gegen den Mangel und das ist die Unlust; mit dem anderen blickt er gegen den Ersatz und das ergibt den Zug der Lust. Es ist also klar, daß der Affekt stets zwei Phasen besitzt, welche einander ablösen können (wenn auch dieser Wechsel oft auf lange Zeitintervalle eingeteilt ist) und dadurch wird die bis jetzt nicht genügend gewürdigte Eigenheit der Affekte verständlich, wonach die Affekte unter gewissen Umständen sich gegenseitig ineinander umgestalten."

S. 325: Hier wird der Begriff der Zurücksetzung (Rejektion) der Affekte eingeführt: Die Affekte können in einer Hufeisenform geordnet werden (von der Demut durch die Betroffenheit bis zum Hochmut). Ein Affekt kann sich ändern, indem er auf den anderen Schenkel des Hufeisens gelangt (vollständige Rejektion), oder er bleibt auf demselben Schenkel stehen (unvollständige Rejektion). Nun heißt es weiter:

S. 326: „Aus dieser Rückversetzung sind die Transfigurationen (= ein Affekt übergeht in einen Affekt der anderen Phase) und die Kommutationen (= aus dem Affekte einer Phase tritt ein anderer Affekt derselben Phase hervor) der Uraffekte zu verstehen . . . Bei der Rejektion gilt das Gesetz, daß mit der stufenweisen Abschwächung des Affektes die Entwicklung des Gegenkeimes Hand in Hand geht, d. h. die zwei Phasen durchsetzen sich in umgekehrtem Verhältnisse.“

IV. Geschlechtstrieb

S. 9: „Das Gebiet der Begriffe des menschlichen Geistes muß weit entferntere Grenzen erhalten, als es meistens geschieht. In dieser Frage entscheidet bei vielen eine schiefe Scham, sie können es mit ihrer Würde nicht vereinen, daß auch sie essen, trinken, geschlechtlich verkehren und sogar noch tiefer stehende Dinge verrichten; Tatsache ist aber, daß wir es sind, die all das vollführen und deswegen soll nicht unser Leib, sondern unser Selbstbewußtsein zur Verantwortung gezogen werden.“

S. 146: „In der keuschen Seele gibt der Mangel in der Gestalt einer unklaren Unlust, Mattigkeit von sich Kunde und führt zu verschiedenen Affekten (besonders zu Ungeduld). Das Selbstbewußtsein wählt zwischen den bedeutungsvollen Bildern, sucht Befreiung in grund- und planlosen Bewegungen, dann in ausschweifender Lust, im (überhaupt nicht unschuldigen) Tanz und ähnlichen Dingen (bei Verrückten sind solche Symptome zu beobachten).“

S. 158: „. . . die Eigenheit, daß die Geilheit sich mit der Blutgier zu gesellen pflegt, verweist auf den Kannibalismus, wie es auch die Worte des Volkes tun: ‚ich esse deine schönen Augen‘.“ (Ungarische Redensart.)

S. 199: „Aus dem mangelhaften Ersatz des Geschlechtstriebes entspringen auch andere Surrogate; denn das Bewußtsein wird durch diesen ewigen Trieb ständig gebunden und die Wolke, welche es aus dieser Richtung belegt, möchte das Selbstbewußtsein durch jeden Windstoß vertreiben . . . daher das ständige Haschen (der unfruchtbaren Frauen) nach äußerlichen Rollen, die Jagd nach Kleinigkeiten in der Bekleidung, Wohnung und in anderen Eitelkeiten, welche bezwecken, daß diese Grundentzweiung der weiblichen Seele nicht ins klare Feld des Bewußtseins eintreten könne.“

S. 200: „Es ist wieder ein Spezifikum des Weibes, gegen die Peinigung des Geschlechtstriebes in der mythologischen und mystischen Welt der Religion Zuflucht suchen zu wollen; nicht wenige Jungfrauen gelangten unter solchen Umständen ins Kloster und die Mehrzahl der ‚Betschwestern‘ ergibt sich aus dem unbefriedigten Geschlechtstrieb oder aus der Ausschweifung im Geschlechts-

triebe.“ — „Sich von den Qualen des Geschlechtstriebes zu befreien, gibt es nur einen sicheren Weg . . . die geistige Arbeit, das Ideal. Die mit sich selbst beschäftigte Selbstaktion findet einen Ersatz dafür, was sie im Leben ohne ein Frauenherz nicht erreichen konnte.“

* * *

Die psychologischen Ansichten Karl Böhms sichtend, erkennt der Psychoanalytiker in so mancher der Andeutungen ihm wohlbekannte Gedanken. Und es ist außerordentlich bemerkenswert, daß diese Andeutungen, wenn eigentlich auch nur von der Oberfläche her, immerhin viele und weite Gebiete der Psychoanalyse streifen und mitunter geradezu treffen. Eine derartige Übereinstimmung einer ganzen Reihe von Gedanken, dünkt uns kein bloßer Zufall sein zu können, muß vielmehr auf die übereinstimmende Wahrheit der psychologischen Gesetzmäßigkeiten zurückgeführt werden.

Fortschritte der Psychoanalyse 1920—1923[1]

Normalpsychologische Grenzfragen

Von Dr. Imre Hermann (Budapest)

1) Aichhorn, Über die Erziehung in Besserungsanstalten. Imago IX. 189 [*referiert unter F*].

2) Alexander, Metapsychologische Betrachtungen. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VII. 270 [*D*].

3) Bernfeld, Über eine typische Form der männlichen Pubertät. Imago IX. 169 [*H*].

4) Berger, Zur Theorie der menschlichen Feindseligkeit. Imago IX. 344 [*E, I*].

5) Binswanger, Psychoanalyse und klinische Psychiatrie. Int. Ztschr. f. PsA VII. 137 [*B*].

6) — Bemerkungen zu Hermann Rorschachs „Psychodiagnostik". Int. Ztschr. f. PsA IX. 512 [*B*].

7) Brun, Selektionstheorie und Lustprinzip. Int. Ztschr. f. PsA IX. 183 [*A*].

8) Deutsch, Helene, Zur Psychologie des Mißtrauens. Imago VII. 71 [*F*].

9) Dukes, Psychoanalytische Gesichtspunkte in der juridischen Auffassung der „Schuld". Imago VII. 225 [*F*].

10) Eisler, Über Schlaflust und gestörte Schlaffähigkeit. Beitrag zur Kenntnis der oralen Phase der Libidoentwicklung. Int. Ztschr. f. PsA VII. 166 [*D*].

11) Feldmann, Über das Erröten. Beitrag zur Psychologie der Scham. Int. Ztschr. f. PsA VIII. 14 [*F*].

---

1) Der vorliegende Bericht war ursprünglich für das geplante Sammelwerk „Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse in den Jahren 1920—1923" (Fortsetzung des 1921 erschienenen „Bericht . . . 1914—1919") bestimmt. Deshalb fehlen in ihm wichtige Gebiete, an welchen die Normalpsychologie ebenfalls interessiert ist, so z. B. ein Kapitel über das Unbewußte, über die Triebl ehre, Gebiete, welche in einem Sammelwerke für sich, von anderen Referenten behandelt werden sollten und wohl jetzt auch als gesonderte Veröffentlichungen der „Imago", beziehungsweise der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" behandelt werden sollen.

12) Felszeghy, Panik und Pankomplex. Imago VI. 1 [*I*].
13) Fenichel, Psychoanalyse und Metaphysik. Imago IX. 518 [*A*].
14) Ferenczi, Psychoanalytische Betrachtungen über den Tic. Int. Ztschr. f. PsA VII. 33 [*B*].
15) — Die Symbolik der Brücke. Int. Ztschr. f. PsA VII. 211 [*H*].
16) — Zur Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung. (Gemeinsame Arbeit mit Hollós.) Beiheft V. der Int. Ztschr. f. PsA 1922 [*I*].
17) Freud, Jenseits des Lustprinzips. 1920 [*A, C, D, H*].
18) — Massenpsychologie und Ich-Analyse. 1921 [*B, I*].
19) — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität. Int. Ztschr. f. PsA VIII. 249 [*C, F*].
20) — Das Ich und das Es. 1923 [*B, C, D, F, G*].
21) Groddeck, Der Symbolisierungszwang. Imago VIII. 67 [*G*].
22) — Das Buch vom Es. 1923 [*B*].
23) Hattingberg, Übertragung und Objektwahl. Ihre Bedeutung für die Trieblehre. Int. Ztschr. f. PsA VII. 401 [*E*].
24) Hermann, Intelligenz und tiefer Gedanke. Int. Ztschr. f. PsA VI. 193 [*G, H*].
25) — Randbemerkungen zum Wiederholungszwang. Int. Ztschr. f. PsA VIII. 1 [*A, E, F, H*].
26) — Zur Psychologie der Schimpansen. Int. Ztschr. f. PsA IX. 80 [*H*].
27) — Die Randbevorzugung als Primärvorgang. Int. Ztschr. f. PsA IX. 137 [*H*].
28) — Organlibido und Begabung. Int. Ztschr. f. PsA IX. 297 [*G*].
29) — Wie die Evidenz wissenschaftlicher Thesen entsteht. Imago IX. 383 [*H*].
30) Hollós, Über das Zeitgefühl. Int. Ztschr. f. PsA VIII. 421 [*H*].
31) Jelgersma, Psychoanalytischer Beitrag zu einer Theorie des Gefühls. Int. Ztschr. f. PsA VII. 1 [*E*].
32) Jones, Die Theorie der Symbolik (IV. Funktionale Symbolik). Int. Ztschr. f. PsA VIII. 259 [*H*].
33) Klein, Zur Frühanalyse. Imago IX. 222 [*H*].
34) Kolnai, Über das Mystische. Imago VII. 40 [*F*].
35) Kinkel, Eine hypnopause Vorstellung. Beitrag zum Problem des Erwachens. Int. Ztschr. f. PsA. VIII. 199 [*D*].
36) Landquist, Das künstlerische Symbol. Imago VI. 297 [*G, H*].
37) Lorenz, Der Mythus der Erde. Imago VIII. 257 [*H*].
38) Müller-Braunschweig, Psychoanalytische Gesichtspunkte zur Psychogenese der Moral, insbesondere des moralischen Aktes. Imago VII. 257 [*F*].
39) Nunberg, Über den katatonischen Anfall. Int. Ztschr. f. PsA VI. 25 [*B*].
40) Ossipow, Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. Imago-Bücher II. 1923 [*B*].
41) Radó, Die Wege der Naturforschung im Lichte der Psychoanalyse. Imago VIII. 401 [*A, H*].

42) Reik, Über kollektives Vergessen. Int. Ztschr. f. PsA VI. 202 [*I*].
43) Roeder, Das Ding an sich. Analytische Versuche an Aristoteles' Analytik. Imago IX. 275 [*H*].
44) Simonson, Schleichs Psychophysik und Freuds Metapsychologie. Int. Ztschr. f. PsA IX. 57 [*C*].
45) Spielrein, Die drei Fragen. Imago IX. 260 [*G*].
46) — Die Zeit im unterschwelligen Seelenleben. Imago IX. 300 [*H*].
47) Stärcke, Der Kastrationskomplex. Int. Ztschr. f. PsA VII. 9 [*B*].
48) Schneider, Zu Freuds analytischer Untersuchungsmethode des Zahleneinfalls. Int. Ztschr. f. PsA 75 [*A*].
49) Varendonck, Über das vorbewußte phantasierende Denken. Int. PsA. Bibliothek XII. 1922 [*G*, *H*].

A) Grundprinzipien des psychischen Geschehens

(Ref. Lit. Nr. 7, 15, 17, 25, 41, 48)

Das allgemeinste Prinzip des psychischen Geschehens, das sogenannte Lustprinzip, wurde von Freud (17) einerseits in seiner Geltung schärfer umgrenzt, anderseits tiefer begründet. Daß das Lustprinzip im real angepaßten Denken nur bedingt gilt, nur insofern nämlich, als die Ich-Triebe die Lustmöglichkeit zulassen, respektive insofern, als auch die Unlust eventuell zugelassen wird, wenn das Endresultat doch lustbetont erscheint — das wurde schon früher klargestellt. Damit war der Geltung des Lustprinzips im Walten des Realitätsprinzips quasi eine obere Grenze geschaffen, und es war durch diese Grenze eine Grenze der blinden Geltung gezogen. Auch eine innere Grenze der Herrschaft des Lustprinzips ist zu erkennen, diese Grenze wird bedingt durch das Geteiltsein des psychischen Apparates in Systeme: Es gibt Geschehnisse, welche lustspendend für das eine, unlusterregend für das andere System sind. Die Mehrzahl unserer Unlusterlebnisse stammt aber aus der (äußeren) Wahrnehmung; diese Unlusterlebnisse bilden eine äußere Grenze des Lustprinzips; doch widersprechen sie dem Lustprinzip insofern nicht, als der seelische Vorgang, worauf die Geltung des Lustprinzips eigentlich zu beziehen ist, nur mit dem Einsetzen der Reaktion auf das unlustvolle Erlebnis beginnt. Auch unter Herrschaft des Lustprinzips gibt es also Möglichkeiten genug, um unlustvolle Geschehnisse nicht nur zu erleben, sondern auch in die Erinnerung zurückzurufen und seelisch zu bearbeiten. (Die in uns durch eine andere Person heraufbeschwörte Unlust wird z. B. als Racheakt quasi einer anderen Person übergeben.)

Eine Grenze der blinden Geltung fand nun Freud auch nach unten zu, in einer seelischen Schichte nämlich, wo das Lustprinzip zwar gilt, doch das blinde Walten sich nicht ihm, sondern dem sogenannten Wiederholungszwang anschließt. Sinkt der seelische Apparat auf ein Niveau, welchem noch primitivere, elementarere, ursprünglichere, triebhaftere Funktions-

weisen zukommen, als dem Niveau der bisher betrachteten Seelenvorgänge, so werden die seelischen Abläufe statt des Lustprinzips durch einen Wiederholungszwang — und zwar ohne Rücksicht auf die Lustmöglichkeit des reproduzierten Erlebnisses — regiert. Mit der Wiederholung will das Individuum die Erregung bewaltigen oder binden und diese Aufgabe führt es vor allem anderen durch, wenn auch nicht im Gegensatze zum Lustprinzip, so doch gewissermaßen unabhängig von ihm.

Der Wiederholungszwang äußert sich sehr auffallend in gewissen Eigentümlichkeiten des Kindes, z. B. indem es ein Märchen aber und abermals, und zwar in dem nämlichen Wortlaut hören will; die Erwachsenen hingegen drängen zum Neuen, sie wenden sich vom Alten ab. Mit dem Wiederholungszwang wird auch das Wesen jedes Triebes angegeben: dieses Wesen ist die Herstellung eines früheren (vorzeitlichen) Zustandes.

Tiefer begründet wird das Lustprinzip durch seine Ableitung aus der allgemeineren Tendenz zur Erreichung stabiler Zustände (Fechner). Die Herrschaft des Lustprinzips kann namlich auch mit der Annahme in Einklang gebracht werden, daß es im Seelenleben ein Bestreben gebe, die vorhandene Menge der psychischen Erregungsgröße auf einem möglichst niedrigen Wert oder wenigstens in einer konstanten Größe zu erhalten. Damit ergibt sich aber das Lustprinzip als ein besonderer Fall der Fechnerschen „Tendenz zur Stabilität". Als eine Tendenz muß das Lustprinzip mit anderen Tendenzen um die Herrschaft ringen; es kann nicht möglich sein, daß das Lustprinzip ohne Einschränkung gültig sei. Man vergesse auch nicht, daß das Lustprinzip ein Prinzip und keine Funktion ist, ein Prinzip, welches im Dienste einer sich stets durchsetzenden Funktion steht. Dieser Funktion fällt es zu, den seelischen Apparat erregungslos zu machen, oder ihn in konstanter, möglichst niedriger Erregung zu erhalten. Die Bindung jeder Erregung, wie sie durch den Wiederholungszwang in Erscheinung tritt, ist eine vorbereitende Funktion, welche jeder Lustäußerung vorangeht. So ist also am Anfang des Lebens, unter ausschließlicher Herrschaft der Primärvorgänge das Lustprinzip eine Richtung des Geschehens, welche sich zwar sehr intensiv, doch nicht uneingeschränkt äußert; später läßt die Intensität der empfundenen Lust und Unlust nach, demgegenüber gewinnt das Prinzip an Extensität.

Die Bedeutung des Lustprinzips wurde durch Brun noch über das bisher Bekannte gestellt (7); spezifische Instinkte der Ameisen zeigen nämlich, daß unter den phylogenetisch wirksamen biologisch-seelischen Faktoren das Lustprinzip tätig mitspricht, indem auch nicht artdienliche, nur lustbringende Eigenschaften angenommen werden können.

Vom Referenten wurde eine Abgrenzung des Begriffes „Wiederholungszwang" gegenüber anderen, die Tendenz zur Wiederholung betonenden Begriffen („Perseverationstendenz", „zirkuläre Reaktion", „Perioden", „ewiger Wiederkehr des Gleichen") versucht (25), indem er im Freudschen Begriff folgende Bestimmungen heraushebt, Bestimmungen, welche einzeln oder insgesamt den übrigen genannten Begriffen fehlen: 1) Der „Sinn" des Wiederholungszwanges im Gefüge des seelischen Geschehens ist angebbar, dieser Sinn liegt in der

Erhaltung der Kontinuität des psychischen Geschehens. 2) Das Verhältnis zum Lustprinzip ist angegeben. 3) Die „Art“ der Wiederholung — rhythmisch, regelrecht periodisch, aperiodisch — ist unbestimmt gelassen. Referent zeigte auch, wie auf Grund des Begriffes des Wiederholungszwanges normalpsychologische Gesetzmäßigkeiten — die Ranschburgsche Verschmelzung des Ähnlichen, die Flimmererscheinungen, das „Zusammenfassen“ der Wahrnehmungsdaten usw. in Gestalten, also gewisse Gestaltproduktionen (Rhythmus, Ähnlichkeit, Verschiedenheit) verständlich werden. — Bezüglich der Gültigkeit des biogenetischen Grundgesetzes in normalpsychologischen Abläufen siehe Abschnitt *H*, Randbevorzugung.

Lustprinzip, Wiederholungszwang, sind Prinzipien des psychischen Geschehens, zur Bestimmung seines Ablaufes; ein Prinzip des psychischen Geschehens, jedoch zur Bestimmung seiner Erkenntnis, ist das Prinzip der fortlaufenden psychischen Determiniertheit. Man wurde stutzig, als Schneider (48) seine Versuche mitteilte, nach welchen Zahlen auch dann durch die seelische Fassung des Individuums determiniert erscheinen, wenn die Zahl Einfall des Versuchsleiters und nicht der Versuchsperson war; knüpft letztere freie Assoziationen an die ihr zugerufene Zahl, so wird man den (fremden) Einfall ebenso determiniert finden, wie wenn der Einfall ursprünglich Einfall der analysierten Versuchsperson wäre. Schneider folgerte aus diesem Resultate, daß der „psychische Zusammenhang mit der Zahl . . . nicht als Beweis für eine Determination des Einfalles gelten (kann).“ Referent (25) versuchte hier die Sachlage klarzustellen, indem er kritisch nachwies, daß das Prinzip der fortlaufenden psychischen Determination nicht bewiesen werden kann, dieses Prinzip bildet viel eher eine Voraussetzung der psychoanalytischen Forschung und Methode (wie sie auch von Freud so aufgefaßt wird, was von Radó (41) hervorgehoben wurde); die psychoanalytische Forschung kann hier nicht nachweisen, sondern nur zeigen, daß keine Tatsache diesem Prinzip widerspricht. — Damit wird aber die Psychoanalyse noch zu keiner Metaphysik, ihre Kraft liegt nicht in der Intuition, sondern in der durchweg naturwissenschaftlichen Methode, welche stets mit Arbeitshypothesen arbeiten muß (Fenichel, 13).

B) Das Ich und seine Metapsychologie. Die Persönlichkeit

(Ref. Lit. Nr. 5, 6, 14, 18, 20, 22, 39, 40, 47)

Die von Tausk behandelte Frage der Ich-Grenze nimmt Stärcke (47) wieder auf. Nach ihm soll unser definitives Lust-Ich einen Rest bilden, primär soll nämlich im Ur-Ich auch die lustspendende Außenwelt (Brustwarze, Lutscher) mitenthalten sein. Außenwelt sei in diesem Stadium nur das dem Individuum Feindliche, das Unlustbietende; dieses Gebiet soll dann später sekundär mit — aus der Funktion der Fernsinnorgane (Auge, Ohr, Geruchsorgan) stammender — Lust heimlicher gemacht werden. Unser definitives Ich ist also, wie gesagt, ein Rest-Ich, dem ein Teil des früheren Lust-Ich entzogen wurde, d. h. das Ur-Ich erlebt die Urkastration.

Nunberg (39) gibt Anhaltspunkte zur Topik und Entwicklungsgeschichte der Ich-Institutionen. Die Selbstbeobachtung wird topisch auf diejenige Stelle des *Vbw* lokalisiert, an welcher die Bewußtseinszensuren walten. Die Bewußtseinszensuren selbst stehen im Abhängigkeitsverhältnis zu den übrigen Ich-Institutionen (Gewissen und Realitätsprufung). Bei gewissen Ich-Regressionen sinken nun Gewissen und Realitätsprüfung auf tiefere Entwicklungsstufen, dann muß aber auch die Zensurfähigkeit der Bewußtseinszensuren sinken und es bleibt von den Ich-Institutionen nur noch die Selbstbeobachtung übrig.

Um funktionieren zu können, bedarf das Ich-System einer Herrschaft über gewisse Erinnerungen. Nach Ferenczi (14) sind diese Erinnerungen in einem besonderen Ich-Erinnerungssystem aufbewahrt. Dieses System registriert also die eigenen körperlichen und seelischen Vorgänge und steht teilweise mit den *Ubw*, teilweise mit den *Vbw*, respektive *Bw*-Systemen in näherer Verbindung. Durch einen überstarken Narzißmus entwickelt sich dieses System in stärkerem Maße.

Über zwei spezifische Ich-Funktionen, über die Identifizierung und Idealisierung spricht Freud (18) ausführlicher.

Die Identifizierung ist Äußerung einer Gefühlsbindung, durch welche das Individuum an einer anderen Person haften bleibt; sie ist vor jeder sexuellen Objektwahl möglich, sie strebt danach, das eigene Ich dem Identifizierungsvorbilde ähnlich zu gestalten; sie muß auch jedem Mitgefühl vorangehen, sie kann bei jeder neu wahrgenommenen Gemeinsamkeit mit einer Person, die kein Sexualobjekt bedeutet, entstehen. Die Identifizierung muß nicht die ganze fremde Person, das ganze fremde Ich betreffen, sie kann auch partiell sein. Mit dem Begriff der Identifizierung sollte dasjenige Feld der Psychologie belichtet werden, welches bis jetzt unter dem Namen der „Einfühlung" bekannt war. [Zur Herstellung des Charakters tragen wesentliche Identifizierungen des Ichs bei (20)].

Die Idealisierung kulminiert in der Aufstellung eines Ich-Ideals in dem eigenen Ich. Das Ich-Ideal umfaßt alle die Einschränkungen, welche das Ich über sich ergehen lassen muß. Die Sonderung von Ich und Ich-Ideal ist in verschiedenen Individuen verschieden weit fortgeschritten, die Spannung zwischen diesen zwei Stufen des Ich-Systems hat verschiedene Werte erreicht. Gelingt bei großer Spannung die teilweise Deckung von Ich und Ich-Ideal wieder einmal, dann entsteht ein Gefühl des Triumphes. Das Schuldgefühl und das Gefühl der Minderwertigkeit können als Ausdruck gewisser Spannungen zwischen Ich und Ich-Ideal gedeutet werden.

Klar erscheinen gewisse Gesetzmäßigkeiten der Identifizierung und Idealisierung, wenn man diese Funktionsweisen mit Eigentümlichkeiten der Verliebtheit vergleicht. In der Verliebtheit wird das Sexualobjekt durch eine Idealisierung so behandelt, wie das eigene Ich. Es strömt dem Sexualobjekte ein größeres Maß narzißtischer Libido zu. Damit wird aber der kritischen Instanz des Ichs Einhalt getan, das Gewissen hört in bezug des Sexualobjektes auf, richtig zu funktionieren und so kann eine psychische Konstellation ent-

stehen, in welcher das Sexualobjekt sich an Stelle des Ich-Ideals setzt. Der Unterschied zwischen Identifizierung und Verliebtheit (in ihrer höchsten Ausprägung) liegt nun darin, daß in der Identifizierung das eigene Ich sich um fremde Eigenschaften bereichert (= Introjektion), bei der Verliebtheit verarmt hingegen das eigene Ich, es gibt Kräfte von sich aus ab. Diese Abgabe geschieht aber doch nicht in die Außenwelt hinaus (was bei psychischen Kräften unmöglich wäre), sondern es wird ein Teil des eigenen Ichs quasi abgespalten und auf seine Kosten dieser Teil innen wieder aufgestellt, im Ich-Ideal nämlich. In der Identifizierung gelangt die psychische Repräsentanz des Objektes an Stelle des Ichs, in der Verliebtheit an Stelle des Ich-Ideals.

Das Gesamt-Ich zerfällt — so sagt Ossipow (40) — in drei „Ich": 1) in das Individual-Ich, welches das Subjekt „meiner" — im Gegensatze der (vom Standpunkte dieses Ichs von außen) „mir gegebenen" — Strebungen darstellt; 2) in das Sub-Ich, d. h. die psychische Repräsentanz des Leibes mit den somatogenen, „mir gegebenen" (sexuellen) Strebungen und 3) in das Supra-Ich, mit den ethischen, „mir gegebenen" Strebungen. Jedes Ich möchte infolge seiner Selbstaktivität die Gesamtherrschaft über Leib und Seele für sich beanspruchen. Normal ist das Verhältnis der Ich-Institutionen, wenn das Individual-Ich die Antriebe, respektive Forderungen der beiden anderen oder die Reizungen von seiten anderer Individuen beherrscht. Gelingt das nicht, so entsteht ein Seelenkonflikt.

Über die psychoanalytische Auffassung der Persönlichkeit verhandelt Binswanger (5) ausführlicher. Er hebt hervor, daß durch die Psychoanalyse die Persönlichkeit nicht in Teilfähigkeiten aufgelöst, verflüchtigt, sondern die Einheit der Person, welche Einheit mehr bedeutet, als die Summe von noch so zahlreichen Funktionen, völlig bewahrt wird. Auch wird hier die Persönlichkeit nicht nur als passive, reizaufnehmende und reagierende, sondern als aktive, wertende Wesenheit dargelegt. Die Persönlichkeitslehre der Psychoanalyse ist eine biologische und keine charakterologische Lehre, da hier in den Charaktereigenschaften nicht etwas Letztes, Feststehendes gesehen wird, nicht eigene Charakterkräfte angenommen werden, sondern hinter den Charaktereigenschaften das ökonomisch bestimmbare Walten der Triebe erblickt wird.

Dann ist Binswanger eine Studie über Rorschachs die ganze Persönlichkeit umfassendes psychodiagnostisches Verfahren zu verdanken (6); Binswanger legt besonderen Wert darauf, daß es diesem Verfahren zum erstenmal gelungen ist, die durch eine ausgeführte Psychoanalyse bewirkte affektive und Charakterveränderung experimentell (sollte richtiger heißen: in einem Prüfungsverfahren) nachzuweisen.

Auch Freud spricht sich über die Bildung der Persönlichkeit aus (18), worin er eine Integration erblickt, also eine Funktion, welche die Zusammenfassung der einzelnen, bis dorthin unabhängigen Triebregungen und Zielstrebungen beabsichtigt. — —

Eine zusammenhängende und auf neue Einsichten beruhende Übersicht über das Ich gibt Freud im Buche „Das Ich und das Es" (20). Grundlegend

ist die Trennung der Begriffe „Ich“ und „Bewußt“. Das Ich entspricht der Vorstellung von einer zusammenhängenden Organisation der seelischen Vorgänge in einer Person, welches aber nichts Isoliertes ist, sondern mit einer anderen stets unbewußt wirkenden Organisation, mit dem das psychische Triebdepot und die phylogenetischen Seelenreste beherbergenden „Es“ innig verbunden dasteht. Vom Es hier nur so viel, daß es eine von Groddeck (22) entlehnte Bezeichnung von etwas anderem ist: die Bezeichnung war bei Groddeck vitalistisch gemeint, als ein dem Lebensprinzip der Alten analoges, durch diese Lichtenbergsche Redewendung gekennzeichnetes Etwas; bei Freud ist das Es ein metapsychologischer Begriff, d. h. ein Begriff, welcher in das Inventar der dynamischen, ökonomischen und topischen Bestimmungen gehört. Das Es ist nicht vitalistisch bei Freud, es ist die seelische Repräsentanz von unbewußten Besetzungen, aber eine irgendwie dem Ich analog organisierte Repräsentanz.

Das Ich ist also nicht unbedingt bewußt, an ihm „hängt“ nur das Bewußtsein und „Kern“ des Ichs ist das *W*-System (die Wahrnehmungen), welches System sich in das *Vbw*, mit seinen Wahrnehmungserinnerungsresten fortsetzt. Die persönliche seelische Organisation setzt sich aber auch noch von hier aus (also in der Richtung vom Bewußtsein zum Unbewußtsein) fort und bildet nunmehr das vom Bewußtsein immer gänzlicher abgeschlossene, vom Ich aus gesehen mit eigener Aktivität versehene Es, dessen einer Teil durch „das Verdrängte“ — also von seiten des Ichs am Bewußtwerden gänzlich verhindertes Seelisches — gebildet ist. Das Ich stellt nach dieser Darstellung die Oberflächenausgestaltung an einem gewissen Teile des unbewußten Es dar; dieser Teil trägt dann an seiner äußersten Peripherie das System *W-Bw*.

Das Ich wirkt somit als Vermittler zwischen Außenwelt und Innenwelt, das Ich ist bestrebt, das Realitätsprinzip zur Geltung zu bringen und läßt sich dabei durch die Wahrnehmungen (wie das Es durch die Triebe) leiten; es beherrscht die Zugänge der Motilität, d. h. es läßt nicht unzeitgemäße motorische Handlungen oder Entladungen zustande kommen, übt Kontrolle (Kritik) über gewisse, dem wachen Seelenleben eigene Partialvorgänge und kann auch als verdrängende Macht wirken, stets aber als Anwalt des Realitätsprinzips.

Primär ist das Ich ein körperliches Ich (seelische Repräsentanz des Körpers), und zwar die psychische Projektion der Körperoberfläche, es bleibt auch stets ein Repräsentant des Körpers und der realen Wahrnehmungswelt. Die Differenzierung der seelischen Organisation in Ich und Es muß in noch viel einfacheren Wesen als es der primitivste Mensch ist, vorhanden sein.

Im individuellen Entwicklungsgang ist das Ich anfangs schwächlich, es läßt sich die Objektbesetzungen des Es gefallen, oder, etwas verstärkt, erwehrt es sich dagegen durch Verdrängung oder durch eine innerstrukturelle Veränderung, durch das Aufrichten des Objektes im eigenen Selbst. Unabhängig von diesen Prozessen geht eine Identifizierung im Ich vor sich, in der frühkindlichen Zeit eine Identifizierung mit dem Vater (und eine mit der Mutter). Das wäre

die erste, primäre Identifizierung des Ichs. Die Identifizierung, welche infolge des zuvor beschriebenen Introjektionsmechanismus entsteht, und ebenfalls Vater und Mutter betrifft, verstärkt sodann die primär entstandene, noch schwache Identifizierung. Die so entstandene, auch als Reaktionsbildung gegenüber den Es-Anforderungen auffaßbare, am Untergange des Ödipus-Komplexes ausgebildete Ich-Strukturveränderung erhält eine Sonderstellung in der Organisation des Gesamt-Ich-Gebildes, indem sie den übrigen Ich-Strukturen als etwas Isoliertes entgegentritt. Diese, durch Vater-Mutter-Identifizierung entstandene, gesonderte Ich-Teilstruktur heißt Über-Ich oder Ich-Ideal. Dieses Über-Ich macht das Ich stärker, kräftiger, dem Es gegenüber widerstandsfähiger. Während das Ich Repräsentant der Außenwelt bleibt, bildet sich im Über-Ich ein Anwalt der Innenwelt aus, indem das Über-Ich seine Entstehung den mächtigsten Regungen, Wünschen, Forderungen des Es verdankt. So gelangen in die Ich-Sphäre die moralischen Gebote und Verbote als Inhalte des Sollens und Verbietens, die seitens des Über-Ichs dem Ich gegenübergestellt werden und so üben sie als Gewissen die moralische Zensur aus. Das Über-Ich ist vielleicht, teilweise, nur ein Niederschlag phylogenetisch alter Ich-Gestaltungen, die im Es schlummerten.

Das Über-Ich ist zum großen Teil unbewußt. Auch das Über-Ich hat, wie das Ich, nahe Beziehungen zu den Hörwahrnehmungen (Wortvorstellungen, Begriffen, Abstraktionen), doch erhalten diese Inhalte ihre Besetzungsenergie aus dem Es, also nicht direkt vom *W-Bw*-System.

Bezeichnend für das Über-Ich ist eine gewisse Härte, Strenge; diesen Charakterzug erhält das Über-Ich aus den bei der Bildung der sekundären Identifizierung durch Triebentmischung freigewordenen Todestrieben.

C) Metapsychologie allgemeiner psychischer Vorgänge

(Ref. Lit. Nr. 17, 19, 20, 44)

Über die Natur des Erregungsvorganges, welcher die psychischen Vorgänge trägt, läßt sich, nach Freud (17) zwar metapsychologisch nichts Bestimmtes aussagen, doch hat die Annahme für sich eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß die Erregungsvorgänge nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Unterschiede (etwa per Analogie einer Amplitude in der Erregungswelle) zeigen. Die Bindung der in den seelischen Apparat einströmenden Energie besteht vielleicht — wieder nach Freud (17) — aus der Überführung des frei strömenden Zustandes in den ruhenden Zustand.

Im Gefüge des individuellen Seelenlebens muß eine verschiebbare, an sich qualitätslose Energie angenommen werden (Freud, 20), welche sich zu den qualitativ ausgezeichneten, aus den beiden Triebarten stammenden Energiebindungen gesellen und somit die Gesamtbesetzung erhöhen kann. Diese Energie entstammt wahrscheinlich dem narzißtischen (desexualisierten) Libidovorrat. Auch die Denkarbeit wird durch Verschiebung dieser Energie bestritten.

Um funktionieren und von gewaltsamen Eingriffen verschont bleiben zu können, muß der seelische Apparat mit Reizschutzvorrichtungen versehen werden. Freud führt diesbezüglich aus (17): Äußerlich besitzt das System *Bw-W* einen Reizschutz, um vor allzu starken Einwirkungen gedeckt zu sein; nach innen ist aber ein Reizschutz des Systems *Bw* — wenigstens in der Art des äußeren Reizschutzes (siehe später unter Zeitvorstellung, *H*) — unmöglich. Dadurch ergibt sich eine Neigung, von innen kommende, übermächtige Unlustmengen nach außen zu projizieren, um so die zur Verfügung stehenden Abwehrmechanismen anwenden zu können. Wird der Reizschutz durchbrochen, z. B. im Falle vom körperlich verursachten Schmerz, so muß ein Wall aus verfügbaren psychischen Besetzungen den einbrechenden Kräften entgegengeschleudert werden, es muß eine Gegenbesetzung stattfinden, was aber mit einer hochgradigen Herabsetzung der Leistungsfähigkeit des psychischen Apparates einhergeht.

Der Begriff der Schaltung wäre nach den Bemerkungen Freuds (19) mit Einführung des ökonomischen Gesichtspunktes überflüssig; die Widerstandssteigerung in einer Richtung des psychischen Ablaufes muß möglicherweise eine Überbesetzung eines anderen Weges nach sich ziehen, womit dann die Einschaltung dieses letzteren in den psychischen Ablauf erklärt wäre.

In einer vergleichenden Studie von Simonson (44) finden wir Ähnlichkeiten zwischen Schleichs Psychophysik und Freuds Metapsychologie zusammengestellt, so z. B. in der Auffassung des Schlafes, in der Ausarbeitung von „Hemmungs- und Isolationsmechanismen". Für Schleich bedeutet die oberste Gehirnrindenschicht das Ich, der Sympathikus die Seele.

D) Das Bewußtsein und seine Metapsychologie

(Ref. Lit. Nr. 2, 10, 17, 20, 35)

Das Bewußtsein betreffend wurden einerseits neue biologische Zusammenhänge aufgestellt, anderseits lag ein Bestreben vor, die bekannten Eigenschaften des Systems *Bw* metapsychologisch zu beschreiben.

In betreff des ersteren veranschaulichte Eisler (10) die enge Verknüpfung von Bewußtsein und Atmungstätigkeit. Bewußtsein fängt sozusagen mit der Atmungstätigkeit an. Alexander (2) stellt das Bewußtsein als ein Hemmungsorgan dar, dessen Obliegenheit es ist, die dem Ich unangenehmen Triebbefriedigungen zu hemmen, respektive zu verdrängen. Darin soll die dynamische Leistung des Bewußtseins liegen. Die höhere Bewußtseinstätigkeit entfalte sich im Angesicht des sozialen Milieus, höhere Bewußtseinstätigkeit sei mit „sozial" gleichbedeutend; Kern jedes Bewußtseinsaktes bleibt aber stets die Erinnerung an die Schmerzempfindung. — Durch die Analyse einer hypnopausen Vorstellung, d. h. eines Bewußtseinsinhaltes, welcher im Augenblicke des Erwachens auftritt, bot sich die Gelegenheit (Künkel, 35), das

Verhältnis von Bewußtsein, Erwachen und motorischer Abfuhr näher zu bestimmen. Die Tendenzen des Wachlebens sollen alle in die Progression, d. h. nach motorischer Abfuhr streben, während im Schlafe der motorischen Abfuhr eine Schleuse in den Weg gestellt ist. Ist nun im Momente des Erwachens in hervorragender Weise nur eine Tendenz bewußtseinsfähig, so erreicht auch sie das klare Bewußtsein und die Motilität, schwankt jedoch die Entscheidung des *Vbw* zwischen mehreren Tendenzen, so wollen alle in der Bildung des ersten Bewußtseinsaktes zur Geltung kommen, was aber wegen der Bewußtseinsenge das Eingreifen der vom Studium der Träume aus bekannten Mechanismen nach sich zieht.

Freud führt aus (17), daß das System *Bw-W* dadurch gekennzeichnet wird, daß erstens seine Funktionen vom Phänomen des Bewußtseins begleitet werden, zweitens, daß diese Funktionen — im System selbst! — keine Gedächtnisspur hinterlassen. Dieses Zusammentreffen beider Merkmale läßt den Gedanken emporsteigen, daß das Bewußtsein gerade an Stelle der Erinnerungsspur entsteht. Metapsychologisch soll — wie schon früher bereits angenommen — zwischen einer gebundenen und einer freien abfuhrfähigen Energie unterschieden werden; die Elemente des Systems *Bw* sollen aber vielleicht nur frei abfuhrfähige Energie führen können, womit die Gedächtnislosigkeit des Systems *Bw* erklärt wäre. Das System *Bw* selbst muß topisch etwa so vorgestellt werden, daß es einerseits der Außenwelt zugekehrt ist, anderseits wieder die übrigen Systeme umhüllt, d. h. im psychischen Apparat einen analogen Sitz hat, wie im Verhältnis zum Gesamtnervensystem die Hirnrinde und deren Ausläufer, die Sinnesorgane.

Auf Grund dieser Vorstellungen kann sodann auf die Frage geantwortet werden: Was ist: etwas bewußt machen? (20) Bewußtsein ist ja die Oberflächenfunktion des seelischen Apparates, es ist die Funktion desjenigen Teilsystems des Gesamtapparates, welches „räumlich" das erste von der Außenwelt her ist. („Räumlich" soll tatsächlich im Sinne einer anatomischen Zergliederung gemeint sein.) Leicht zu verstehen ist das Bewußtwerden in betreff der Sinneswahrnehmungen und Körpergefühle, bei den Denkprozessen wird das Bewußtwerden erst verständlich, wenn man die durch andere gute Gründe behauptete Charakteristik des *Vbw*-Systems heranzieht, die Bestimmung nämlich, daß *vbw* Vorstellungen an Wortvorstellungen hängen. Vorbewußt wird also der Gedanke durch Anknüpfung an Wortvorstellungen und dann bewußt durch Ertönenlassen der Wahrnehmungserinnerungsreste dieser akustischen Wortvorstellungen. Bewußt werden kann von innen her nur das Gefühl, oder die Erinnerungsspur einer früher bewußt gewesenen Wahrnehmung. Dem System *Vbw* wird somit ein besonderer (akustischer) Sinnesursprung zuerkannt. Innere Gefühle und Empfindungen von Lust-Unlust werden durch Anlangen an das System *W* bewußt, sie können dann aber nur „direkt" bewußt werden, das heißt, diese inneren Gefühle und Empfindungen sind entweder bewußt oder unbewußt, ein dem *vbw* Zustand der Vorstellungen entsprechender Charakter ist für sie unmöglich, nichts Indirektes kann an ihre Stelle treten.

E) Allgemeine Erscheinungen des Gefühlslebens

(Ref. Lit. Nr. 4, 23, 25, 31)

Von Jelgersma (31) liegt ein Versuch vor, eine kausale Erklärung der Lust-Unlustgefühle zu geben, indem er einen Zusammenhang zwischen dem Steigerungsgrad der materiell-nervösen Prozesse und dem Emporsteigen der Lust respektive Unlust zu finden glaubt: mäßige Steigerung dieser materiellen Prozesse ergäbe eine stets wachsende Lust, übermäßige Steigerung eine stets sinkende Lust, respektive eine Indifferenzzone, respektive Unlust. (Die Theorie ist also der Lehmannschen ähnlich aufgebaut.) Die Ambivalenz der Gefühle soll damit zu erklären sein, daß die Geistesdisposition sich ändern kann, also das früher als „mäßig" anerkannte, später als „übermäßig" (oder umgekehrt) bewertet wird. Die Summation der Reize — und unter diesem Begriff fällt auch die Libidostauung — muß von Unlust begleitet werden, da die Summation durch überstarke materielle Prozesse bedingt ist.

Nach den Ausführungen von Berger (4) kann sich eine Anlage nur auf Kosten aller anderen entfalten, ebenso wie eine Tendenz nur auf Kosten aller anderen Tendenzen realisiert werden kann. Das besagt aber soviel, daß ein Vorgang, wenn er einerseits lustvoll ist, anderseits unlustbestimmend sein muß. Diese Unlust kommt natürlich selten zum Bewußtsein, sie bleibt latent, unbewußt. Damit soll die theoretische Forderung einer allgemeinen Polarität unserer primären Gefühlsregungen begründet werden.

Daß die metapsychologische, also auch die topische Betrachtungsweise zur Begründung einfacher Gefühlsprozesse herangezogen werden muß, hat Referent (25) hervorgehoben. Er zeigte, daß die normalpsychologisch unterschiedenen Einzel- und Gemeingefühle ihre Verschiedenheit topischen Unterschieden verdanken: Einzelgefühle spielen sich in den *W*- und Objekt-*Er*-Systemen ab, Gemeingefühle verdanken ihr Entstehen dem Ich-System.

Mit den Analogien des Trieb- und Gefühlslebens beschäftigt sich Hattingberg (23) eingehender. Begrifflich wird durch ihn festgestellt, daß unter Affekt eine typische Verhaltungsweise zu verstehen ist, die ein einheitliches Ganzes bildet und nur theoretisch in motorische Vorgänge und Bewußtseinserscheinungen auflösbar ist. Triebhandlungen sind hinwieder „Zusammenhänge von Funktionen und Funktionsveränderungen, die von einem typischen Anfangszustand, dem Bedürfnis, ausgehen und zu einem typischen Endzustand, der Befriedigung, hinführen". Triebe sind somit Richtungsbestimmungen von Abläufen. Die dynamische Auffassung der Triebe kann immer nur ein — wenn auch nützliches — Bild bleiben. Zurückgewiesen werden diejenigen Auffassungen des Triebes, welche zum Ausgangspunkte ihres Triebbegriffes den Reiz, oder den Reizgegenstand, oder die Äußerungsformen der Triebe wählen. Diesen Auffassungen gegenüber betont Hattingberg, daß die Unabhängigkeit von Gefühlen und Affekten einerseits, von intendierten Gegenständen anderseits verallgemeinert werden muß. Die Lehre von der Übertragung — also von der Objektunabhängigkeit der Gefühle — ursprünglich auf affektive Situationen und Äußerungen des

Sexuallebens bezogen, soll ebensogut für die Triebe im allgemeinen gelten. Es werden Beispiele aus der Tierpsychologie gewählt, um diese allgemeine Eigenschaft aller Triebe zu veranschaulichen. Wesentlich sei bei der triebhaften Reaktion die affektive Situation: derselbe Eindruckskomplex kann je nach der affektiven Situation (z. B. Jagd- oder Brutpflege) eventuell entgegengesetzte Verhaltungsweisen auslösen.

F) Einzelne Gebilde und Funktionen des Gefühlslebens

(Ref. Lit. Nr. 1, 8, 9, 11, 19, 20, 25, 34, 38)

Wie Freud die Symptome der Verliebtheit deutet, sahen wir schon. (*B.* Das Ich usw.) Auch über die im Liebesleben so häufige Eifersucht entwickelt Freud (19) einige Ideen: Die normale Eifersucht ist zusammengesetzt aus der Trauer um das verloren geglaubte Liebesobjekt, der narzißtischen Kränkung, der gegen den bevorzugt gedachten Rivalen gerichteten feindseligen Neigung und einer Selbstkritik, welche die eigene Verantwortung für den schmerzhaften Verlust sucht. Auch die normale Eifersucht ist keineswegs durchweg rationell, denn sie wird aus tiefsten Schichten des Unbewußten (aus dem Odipus- und Geschwister-Komplex der ersten Sexualperiode, eventuell aus der Homosexualität) gespeist.

Die Angstarten betreffend unterscheidet Freud (20): 1) Objekt- oder Realangst, 2) neurotische Angst, 3) Todesangst. Dieser dritten Art werden Kastrationsangst und Gewissensangst zugerechnet, und zwar so, daß der Sinn dieser Gruppe in der Kastrationsangst am ausgeprägtesten erscheint. Todesangst und Gewissensangst sind Bearbeitungen der Kastrationsangst und spielen sich zwischen Ich und Über-Ich ab. Die mit Todesangst einhergehende übergroße reale Angst bedeutet für das Ich, daß es von allen ihn liebenden und schützenden Mächten verlassen ist und es verläßt deshalb seine eigenen Besetzungen.

Feldmann (11) analysiert im Anschluß an Darwin, Stanley Hall und Havelock Ellis das Schamgefühl und das damit zusammenhängende Erröten. Die gemeinsame Wurzel aller Art von Scham und Erröten liegt nach Feldmann in der Herabsetzung oder im Herabsinken des Selbstgefühls. Als mächtigste Triebfeder solcher Herabsetzungen gilt der Kastrationskomplex. Das Erröten soll einerseits, seinem Mechanismus nach, der Konversionshysterie, anderseits, der Erscheinungsform nach, der Zwangsneurose entsprechen und bilde eine libidinöse Funktion der (Gesichts-) Haut.

Das Mißtrauen, als Charaktereigenschaft, entsteht, so belehrt uns H. Deutsch (8), infolge eines andauernden unerledigten inneren Konfliktes, welcher verursacht, daß das Individuum unsicher wird, eine innere Gefahr vermutet, diese Gefahr aber von innen nach außen projiziert, d. h. den Angriff von außen erwartet. Der Sadismus, sich der Gefühlsambivalenz aufbietend, soll besonders geeignet sein, das Mißtrauen hervorzulocken, dann liefern auch die infantilen Liebesenttäuschungen starke Triebfedern zur Entwicklung des (dis-

positionell erscheinenden) Mißtrauens. In der Libidoentwicklung selbst hat das Mißtrauen keine bevorzugte Fixierungsstelle zur Voraussetzung.

Haß bedeute (Aichhorn, 1) stets die Reaktion auf ein nicht befriedigtes Liebesbedürfnis. Es soll zwei unterscheidbare Haßtypen geben: 1) Menschen, die eine kontinuierliche Reihe von der Ablehnung bis zum tödlichen Hassen darstellen, 2) scheinbar liebenswürdige, freundliche, bis zur Arroganz selbstbewußte, verlogene, hinterlistige Tyrannen.

Kolnai entwickelt eine beschreibende Bearbeitung und Typisierung der mystischen Gefühle (34), verarbeitet besonders die Analogie mit dem Komischen (beide seien formelle Widerstandstypen, beide sollen eine größere, verborgene Macht als ihren Kern fühlen lassen, beide seien Mittel zur Erweckung des Interesses), sowie die Beziehungen zum Heimlichen Unheimlichen. Analytisch wird das ursprüngliche Schema der mystischen Gefühle in der Szene der Geburt gefunden; das Mystische, mit seinem Gruseln, sei ein feiner, quasi formeller Hauch, ein intellektueller Niederschlag der Angst (Geburtsangst).

Eng verknüpft mit dem Gefühlsleben entwickelt sich die Moralität des Individuums. Deswegen soll hier anknüpfend einiges über die neuen psychoanalytischen Anschauungen über die Entwicklung der moralischen Akte gesagt werden. Müller-Braunschweig (38) würdigt besonders die Rolle der analsadistischen Organisation, des Narzißmus, der Idealbildung. Es wurde in der genannten Studie der Unterschied gemacht, daß die Moral als habitueller Charakterzug der Umsetzung von Triebenergien ihr Dasein verdankt, der moralische Akt selber jedoch stammt eher aus Energien abgeleiteter Tendenzen, aus Energien von Wünschen. Die vorbildliche Situation jeder moralischen Forderung soll die Reinlichkeitsangewöhnung sein, ein Moment, welcher sich auch zum Kern der Selbstbestimmung aufschwingt.

Referent vermutet (25), daß der Hang zur sittlichen Fehlerhaftigkeit durch pathologische Erscheinungen des primitiven Wiederholungszwanges (mangelhafte Überwindung, fehlerhafte Entwicklung, Regression, krankhafte Anziehung der Anal- und Urethralerotik) erklärt werden könnte.

[Anhangsweise sei hier eine Abhandlung von Dukes (9) erwähnt, worin die psychoanalytische Auffassung der unbewußten Führerschaft in der Seele in betreff ihrer Bedeutung für die Kriminologie besprochen wird.]

G) Allgemeine Erscheinungen des Denkens

(Ref. Lit. Nr. 20, 21, 24, 28, 36, 45, 49)

Es war eine offene Frage der Psychoanalyse, wie die logischen Denkgesetze sich zu den verschiedenen psychischen Systemen verhalten. Ein glattes Abweisen der logischen Denkgesetze, als allgemein gültige Gesetze des richtigen Denkens, wäre gerade für die Psychoanalyse, die in jedem Gebilde des Unbewußten einen „Sinn“ findet, unmöglich. Landquist (36) versuchte hier Klarheit zu schaffen; er führt aus, daß in den Definitionen der logischen Denkgesetze lange Zeit eine Doppeldeutigkeit herrschte, nämlich die Vermengung des

logischen Identitätsgesetzes mit dem ontologischen. Vom Standpunkte des logischen Identitätsgesetzes ist auch der Traum nicht absurd, wenn auch einzelne Traumgebilde Inhalte vereinen, deren entsprechende Gegenstände nach aller Erfahrung in der realen Welt unvereinbar wären. Das Denken, in welchem nur das logische Identitätsgesetz gilt, ist breiter, als das realangepaßte Denken; ein solches Denken soll gegenüber dem realangepaßten Symboldenken genannt werden.

Einen im Resultate ähnlichen Gedanken entwickelt Groddeck (21), indem er feststellen will, daß das Bewußtsein vom Unbewußten durch Symbole gelenkt wird. Taucht ein Symbol vom Unbewußten ins Bewußtsein auf, dann reihen sich — infolge des Assoziationszwanges, welcher auch zur Wesensart der Funktionsweise des Unbewußten gehört — immer wieder neue Symbole zum früheren. Das wäre der Symbolisierungszwang als wesentliche Denkfunktion des Unbewußten.

Zu allgemeinen Folgerungen gelangt auch Varendonck (49), der die Tagträume, besonders diejenigen, welche vor dem Einschlafen oder während einer Lektüre einsetzen, einer systematischen Selbstbeobachtung (keiner regelrechten Psychoanalyse) unterwarf und das Material in einer in der Denkpsychologie üblichen Weise verarbeitete. Er deckt besonders die Rolle der Erinnerungen auf, indem, nach seinen Erfahrungen, der aktuelle äußere Reiz, falls er zum autistischen (von Varendonck vorbewußt genannten) Denken führt, eine affektiv betonte Erinnerung erweckt. Das autistische (nach Varendonck vorbewußte) Denken arbeitet gerne mit Bildern, u. zw. desto lieber, je näher es zum Unbewußten gelangt ist; die visuellen Elemente bilden aber keine selbständigen Bestandteile des Denkens, denn sie sind stets nur zusammen mit dem gesamten Denkprozeß verständlich. Eine wesentliche und besonders hervorzuhebende Eigenschaft vorbewußter (richtiger autistischer) Gedankenketten ist das ständige Spiel von Frage und Antwort, d. h. die dramatische Darstellungsart (wozu auch als Belege Bruchstücke aus Literaturprodukten der primitiven Kulturstufe beigegeben werden); hieher gehört die wechselnde Rolle des Ichs als Mitwirkender und als Zuschauer in den Tagesphantasien. Die Richtungsänderung in den Gedankenketten ist durch auftauchende Erinnerungen bedingt, welche die Führerschaft auf eine Weile an sich reißen und automatisch abrollen, was mit dem Zustande eines Halluzinierenden zu vergleichen wäre. Der auffälligste Zug des „vorbewußten" Denkens ist seine Sprunghaftigkeit, welche eben infolge solcher der inneren Wahrnehmung sich aufdrängender Erinnerungs-Automatismen in Erscheinung tritt. Bemerkenswert ist, daß in diesem Denken die Konjunktion „und" voranschreitet.

Spielrein (45) wies experimentell nach, daß nach Augenschluß der Gedankengang die unmittelbare persönliche Zukunft aufsucht, gegenüber dem bewußt gerichteten Denken bei offenen Augen, welches unpersönlichere, allgemeinere, auch in die weite Zukunft oder Vergangenheit leitende Gedanken ans Tageslicht fördert. — Das onto- und phylogenetisch ältere Denken in Bildern ist nach Freud (20) ein sehr unvollkommenes Denken, denn die

Denkrelationen können niemals visuellen Ausdruck erlangen. Die Rolle der Wortvorstellungen ist bezüglich des Denkens, die inneren Denkvorgänge in akustische Wahrnehmungen umzuschalten. (Darüber Naheres siehe unter „Bewußtsein", *D*).

Mit Hinweis auf Freuds Gedanken werden durch Referenten (24) zwei Arten von Gedanken unterschieden, und zwar Gedanken des Alltagslebens und „tiefe" Gedanken. Letztere weisen den ersteren gegenüber einen Qualitätsunterschied und keinen logischen oder Bewertungsunterschied auf. Es wird zwischen den zwei Arten des Denkens ein analoges Verhältnis vorgefunden, wie zwischen Einzel- und Gemeingefühl [s. o. *E)* Allgemeine Erscheinungen des Gefühlslebens] und zur metapsychologischen Begründung dieser zwei Denkarten wird auch auf denselben Unterschied wie bei den Gefühlen hingewiesen: die „tiefen" Gedanken weisen stets eine stärkere Inanspruchnahme des Ich-Systems auf. Es wird auch der regressive Charakter gewisser wissenschaftlich-tiefer Gedanken zu zeigen versucht. — Dann wird mit Heranziehung der Tatsache, daß viele höhere seelische Gegenstände (z. B. Rhythmus-Erlebnis, Symmetrie-Wahrnehmung) aus einer zurückgedrängten Unlustentwicklung ihren Ursprung nehmen, eine Theorie der gedanklichen Vertiefung entwickelt, nach welcher eine „übergangs-masochistische" Anlage der Denker und Forscher, die dadurch hervorgelockte Schmerzentwicklung, der so entstehende erhöhte Gehirnlibidotonus und die Produktion von „tiefen" Gedanken genetisch zusammenhängen (28).

Über die Rolle des Schmerzes in unserem Denken äußert sich auch Freud (20). Der Schmerz soll eine hohe Rolle bei der Herausdifferenzierung des eigenen Körpers aus der Wahrnehmungswelt spielen. Der Schmerz muß übrigens als Mittelding zwischen äußerer und innerer Wahrnehmung betrachtet werden, das sich stets wie eine innere Wahrnehmung verhält, soll diese von innen oder von außen stammen.

H) Einzelne Gebilde und Funktionen des Denkens

(Ref. Lit. Nr. 3, 15, 17, 24, 25, 26, 27, 29, 30, 32, 35, 36, 37, 41, 43, 46, 49)

Landquist geht in seiner früher erwähnten Arbeit (36) auch ins Spezielle und bestimmt die Elemente des Symboldenkens, das sind Symbole, Metapher und das Gleichnis. Ein Unterschied dieser drei Gebilde liegt im verschiedenen Grad der Verdichtung von Bild und Bedeutung. Am intensivsten soll die Verdichtung im Symbol vorgefunden werden, am wenigsten durchgreifend im Gleichnis.

Jones setzte seine monographische Studie über das Symbol fort (32) und bespricht jetzt ausführlich den Silbererschen Begriff der funktionalen Symbolik. Diese soll der Anerkennung und Würdigung des Unbewußten ausweichen, indem der Silberersche Begriff hauptsächlich die sekundären, reaktiven und hemmenden Affekte in Betracht zieht, nicht aber die aktiven, positiven Kräfte, welche vom Unbewußten aus zur anschaulichen Darstellung

drängen. Der von Silberer inaugurierte Begriff soll also als ein Symptom des Widerstandes gegen die Anerkennung der tieferen Bedeutung der Symbolik aufgefaßt werden können. — Jones wirft sodann auch die Frage auf, in welcher Beziehung das Symbol zu derjenigen Vorstellung stehe, welche später die realangepaßte Erkenntnis des Symbolgegenstandes enthält. Die Antwort auf diese Frage lautet, daß ein Teil des geistigen Materials, welches später in die realangepaßtere Erkenntnis einfließt, schon im Stadium der Symboldarstellung (der mythologischen Stufe der Erkenntnis) vorhanden ist; die Vorstellung selbst bestand damals jedoch weder bewußt, noch unbewußt. Die Symbolik selbst bedeutet für den Werdegang der wissenschaftlichen Erkenntnis eher ein Hindernis.

Auch Ferenczi (15) rüttelt an dem Glauben, das funktionale, d. h. autosymbolische Phanomen Silberers — also die Darstellung einer psychischen oder logischen Relation — bilde eine besondere Denkkategorie: jedes funktionale Phänomen hat nämlich eine materiale, d. h. aus der Objektvorstellung ableitbare Parallele; es wird auch behauptet, es sei möglich, daß dieser Satz umkehrbar sei, und dann könne kein materiales, seelisches Phänomen (Symbol) existieren, ohne eine Parallele aus dem Ich-*Er*-System — aus der Selbstwahrnehmung — zur Seite zu haben.

Einen neuen Begriff in der Denkpsychologie bildet der von Lorenz geschaffene Begriff des psychischen Integrals (37). Entsprechend der neuen Bestrebung in der Normalpsychologie verlangt Lorenz ein Denkmittel, welches der Tatsache gerecht wird, daß am Anfange jeder geistigen Entwicklung kein isoliertes Ich dem isolierten Außending entgegensteht, sondern diese Einzeldinge sich erst später aus der Gesamtsituation herausdifferenzieren. In dem Mit- und Füreinandersein von Mutter und Kind ergibt sich dieses psychische Integral am ursprünglichsten und klarsten; in diesem Integral ist ein Totalerleben und kein isoliertes Denken, Fühlen oder Wollen ausgedrückt.

Referent hat den gegenwärtig in der Denkpsychologie rege besprochenen Begriff der Intelligenz einer psychoanalytisch orientierten Kritik unterworfen (24). Ausgehend von der Sternschen Definition wird festgestellt, daß Intelligenz nur als Idealfähigkeit, als Ergänzungsfunktion (neben anderen dispositionellen und libidinösen Funktionsweisen) und als Teilfunktion der allgemeinen geistigen Anpassungsfähigkeit aufzufassen sei. Diese Teilfunktion selbst zeigt noch vier Unterabteilungen (*sc.* die vorhandene Intelligenzbreite und die Anpassung in, respektive zu diesem Bereich, dann die vorhandene durchschnittliche Gedankentiefe und die neue Vertiefungsfähigkeit). Jede Intelligenzprüfung setzt die Bestimmung der Übertragungsfähigkeit voraus, zu deren Prüfung man eine intelligenz-diagnostische Psychoanalyse versuchen sollte. Als Motoren der intellektuellen Neuleistungen sind stets affektive Kräfte wirksam, unter denen die Rolle von Verboten nicht zu vernachlässigen ist. Jede intellektuelle Gestaltung soll sich auf einer Hemmung (Verdrängung, Überwindung) und auf einer narzißtischen, zusammenhaltenden Kraft aufbauen (26). Daß die intellektuelle Leistung nicht nur aus der Intelligenz besteht, sondern außer ihr andere Fähigkeiten

herangezogen werden müssen, wurde ebenfalls vom Referenten (25) betont, auch gab er mit dem Begriff der Ordinanz ein Beispiel nicht zur Intelligenz gehöriger, intellektueller Leistungen. Die Ordinanz ist vermutlich ein Abkömmling des Wiederholungszwanges, geradeso wie die Intelligenz der biologischen Anpassungsfähigkeit.

„Grundlage des Orientierungssinnes" soll — nach Klein (33) — beim Kinde die Erforschung der Wege und Straßen sein.

Beiträge zur Entwicklung der speziellen Denkfunktionen liegen bezüglich des „Zeitgefühls", des Kausalitätsglaubens und des Abstraktionsprozesses vor. Hollós (30) unterscheidet die Grundlagen unserer Zeitauffassung betreffend einen Zeitsinn, welcher die Zeitabstände vom Standpunkte des Bewußtseins aus abschätzt, ein Zeitbewußtsein, welches zur bewußten zeitlichen Orientierung dient, und eine nichtbewußte Instanz, das Zeitgefühl. Auf Stärckes Gedanken fußend, nach welchem die Entwicklungsrichtung der Motilität vom frequenteren zum weniger frequenten Rhythmus führt, sieht Hollós in der im Unbewußten sich stets wiederholenden solaren Rhythmizität die eigentliche Grundlage jeder Zeitauffassung, zu welcher sich die aktuelle, solare Periodizität (des Schlafes und Wachseins) vom Bewußtsein aus gesellt. Das Zeitgefühl beruht somit auf einem unbewußten Akt des Wiedererkennens. Dynamisch soll dem Zeitgefühl eine Spannung zugrundeliegen, welche von der im Unbewußten wirkenden, unveränderlichen, frequenteren Rhythmizität zu derjenigen aktuellen, veränderlichen, langsameren des *Bw*-Systems ausgespannt ist.

Freud selbst spricht sich ganz kurz über unsere abstrakte Zeitvorstellung aus (17), welche aus der Selbstwahrnehmung des Systems *WBw* stammt und durch die Arbeit dieses Systems bedingt sein soll. Möglicherweise ist das Arbeiten im Nacheinander der Zeit ein Weg zum inneren Reizschutz, welcher dem System *WBw* sonst ermangelt (die übrigen Systeme arbeiten mit Reizschutz, aber zeitlos).

Spielrein (46) gibt eine entwicklungspsychologische Aufklärung der — von ihr Denkkategorien genannten — Denkfunktionen: Im kindlichen Geiste ist eine Entwicklungsrichtung von der räumlichen Orientierung über die Orientierung nach der Kausalität zur zeitlichen Orientierung aufzufinden. Die letztere zeigt sodann folgende Seiten: Gegenwart und unmittelbare Zukunft, dann die Vorstellung des Nichtdaseins, was den Keim für den späteren Vergangenheitsbegriff enthält. Die Idee der Dauer ist schon anwesend, als die Idee der Zeitrichtung noch unausgebildet ist. Zu jeder Richtungsidee gehört nämlich das Erfassen von Gegensätzen und die Auseinanderhaltung dieser Gegensätze; der primitive Geist braucht sich aber nur mit der Zukunftsrichtung, noch nicht mit der Vergangenheit abzugeben.

Der Kausalitätsglaube, die Kausalitätsidee stammen nach den Ausführungen von Radó (41) aus der Projektion innerer Wahrnehmungen nach außen, und zwar individualpsychologisch aus der Wahrnehmung der Gedankenallmacht, massenpsychologisch aus der Beobachtung des übermächtigen Willens seitens des Vaters.

Was die Abstraktionsprozesse betrifft, wurde eine primitive Art der Abstraktion — diesen Begriff in möglichst weitem Sinne gemeint — in der Randbevorzugung, also in der bevorzugten Rolle der Ränder, Grenzen, des ersten und letzten Gliedes aufgefunden (Referent, 27) und in experimentellen Reaktionen der Kinder, in Kinderzeichnungen, in Tatsachen der gedanklichen Entwicklung der Wissenschaft, in der Psychologie der Affekte und Ausdrucksbewegungen, in den geometrisch-optischen Täuschungen, in neurotischen Symptomen nachgewiesen. Im primitiven Denken gibt sich die Randbevorzugung auch durch Bevorzugung der Randstellen des Denkablaufes (Reizaufnahme und Abfuhr) kund und bedeutet für das primitive Denken das Überwuchern von „Peripherprozessen", welche im entwickelteren Denken entweder versiegen oder sich automatisieren. Manche Berührungspunkte ergeben sich mit dem Lustprinzip. Die Randbevorzugung wird von einer entwicklungsgeschichtlich späteren, noch immer primitiven Mittebevorzugung abgelöst. Beide Bevorzugungstendenzen sind ins Biologische verfolgbar. Zur Erklärung der geometrisch-optischen Täuschungen sind im Anschlusse an die Randbevorzugung folgende Gesichtspunkte herangezogen: Diese Täuschungen sind Symptome der überwundenen narzißtischen Phase und zeigen Verschiebungen der Empfindungsdaten in der Richtung von primitiver zur entwickelteren Anschauungsart, somit oft auch Verschiebungen vom Rande zur Mitte. Die Erklärung setzt *1)* die Gültigkeit des biogenetischen Grundgesetzes auch bezüglich normalpsychologischer Abläufe (Schilder), *2)* die Tatsache von primitiverer und entwickelterer Raumerkenntnis, *3)* die Verschiebbarkeit einer Raumbestimmtheit auf eine andere, *4)* die Annahme von treibenden „Kräften" in der primitiven Raumerkenntnis (animistische Auffassungsart) voraus. Das stroboskopische Sehen von Bewegungen wird auf Grund derselben Prinzipien erklärbar; die Rand-, respektive Mittebevorzugung gelangt auch hier zur Rolle.

Einen kleinen Beitrag zur Psychologie der Erfindung und Inspiration gibt Varendonck (49). Er hält diese Denkmechanismen für Denkweisen, bei denen der halluzinatorische Erinnerungsablauf unterdruckt wird und der Wunsch, das ersehnte Endziel zu erreichen, zur großen Macht emporsteigt. In der Entstehung der Evidenz von Wahrheiten wird vom Referenten (29) eine große Rolle dem Liebesideal, respektive Ich-Ideal, zuerkannt. Das Beweismaterial stützt sich auf Humes Anschauung über die Ähnlichkeit und auf den analytischen Entwicklungsgang J. St. Mills logischer Grundauffassung. Dem anschließend sollen die ins Philosophische übergreifenden Ausführungen Roeders zur Deutung der Gedanken, welche in der Analytik von Aristoteles dem Problem des „Ding-an-sich" zugrunde lagen (43), erwähnt werden.

Idealbildung soll jenes Schicksal des Ich-Libido genannt werden, welches unter dem Druck des Ideal-Ichs als eine der Sublimierung analoge Zielablenkung ich-libidinöser Strebungen entsteht. Eine Voraussetzung von reichlichen Idealbildungen ist ein streng forderndes und verurteilendes Ideal-Ich (Bernfeld, 3).

I) Grenzfragen der Individualpsychologie gegenüber der Massenpsychologie

(Ref. Lit. Nr. 4, 12, 16, 18, 42)

Es sollen uns hier nicht die für die Massenpsychologie grundlegenden Gedanken Freuds beschäftigen. Nur insofern soll das Gebiet der Massenseele herangezogen werden, als es die individual-psychologisch orientierte Normalpsychologie streift.

Wie Freud ausführt (18), ist die Individualpsychologie in ihren Wurzeln ebenso alt wie die Massenpsychologie, keine bildet eine Grundwissenschaft für die andere, denn die Massenindividuen lebten zwar kein echtes Individualleben und ihre Psychologie kann nur unter Vernachlässigung der Massenreste herausgearbeitet werden, aber der Vater der Urhorde war doch frei, seine geistigen Akte stammten nur aus seiner Seele, er liebte niemanden außer sich und kümmerte sich um die übrigen nur insoweit, als er Interesse daran hatte. Auch der einzelne der Masse nahm in den Erzählungen von Märchen, Sagen usw. die Rolle des Heros an, der als Einzelindividuum sich gegen den Vater auflehnte (zuallererst der epische Dichter), und so macht jeder in der Phantasie den Sprung von der Massenseele in die Individualseele mit (Rank).

Von einer anderen Seite her belichtet Ferenczi das hier besprochene Grenzgebiet (16). Die Unifizierungstendenz im Seelischen soll nach Ferenczi durch einen Organisationsplan der Einzelseele erklärt werden können, welcher Plan der Organisation der Masse ähnlich gestaltet ist, d. h. in der Einzelseele soll an Stelle des herrschenden Führers (der Masse) der Ich-Kern gelangen. Aus libidinöser Rücksicht auf diesen „dritten" soll die Vereinheitlichung zweier psychischer Inhalte, also die Gedankenassoziation überhaupt, entstehen.

Die Panik, diese unzweckmäßige und unproportionelle seelische Reaktion der Massen soll, wie man von Felszeghy unterrichtet wird (12), als Vorbild die Geburt des Einzelnen vor sich haben und soll in Erscheinung treten, wenn die, durch das Eingeklemmtsein in der Masse hervorgerufene Panikbereitschaft (das „Nur-hinaus") durch ein plötzliches narzißtisches Zurückfluten der projizierten Libidomenge aktiviert wird. Freud setzt den Gedankengang fort (18): Die Entwicklung der panischen Angst der Masse setzt die Lockerung der libidinösen Struktur der Masse voraus, sie zeigt eine weitgehende Analogie mit der (individualpsychologischen) Angst des Einzelindividuums. Sie entsteht nämlich durch die Steigerung der alle betreffenden Gefahr (beim Individuum: Größe der Gefahr = Realangst), oder durch das Aufhören der Gefühlsbindung, welche die Massenindividuen beisammenhält (beim Individuum: Auflassen der Libidobesetzung = neurotische Angst).

Auch das individualpsychologische Schamgefühl hat seine massenpsychologische Wurzel: Lehnt das einsame Individuum den Einfluß der Masse auf seine Sexualstrebungen ab, so entsteht das Schamgefühl (Freud, 18).

Durch die Analyse der einen Beteiligten einer kleinen Gesellschaft, in welcher keinem Anwesenden der Titel eines Romanes („Ben Hur") einfallen wollte, wurde Reik (42) zur Einsicht geführt, daß das Vergessen bei der analysierten Dame — sie legte das kollektive Vergessen als erste zu Tage — ähnlich determiniert war, wie jedes andere scheinbar unmotivierte Vergessen. Es läßt sich auch vermuten, daß der verborgene, damals unbewußt gebliebene Inhalt von den übrigen Beteiligten mit ihrem Unbewußten erraten und darauf ebenfalls mit Vergessen reagiert wurde.

Auf Grund seiner bereits erwähnten Auffassung des Gefühlslebens gelangt Berger (4) zu folgenden Feststellungen: In der Entwicklung der Menschheit kommt es zu Differenzierungen, d. h. zu neuen Energiebesetzungen, da aber ursprünglich jede Kulturgemeinschaft aus Individuen von gleicher Seelenart und gleicher Energieverteilung besteht, so bedeutet diese Differenzierung die Verstärkung gewisser Tendenzen auf Kosten anderer, welche in anderen Individuen noch stark wirken. Die Folge davon ist, daß jede Differenzierung eine Minderwertigkeit mit sich führt, die als eigene Schwäche, unter gewissen Umständen als Unlust fühlbar wird. Diese Schwäche bildet sich wie in einem Spiegel in einem anders differenzierten Mitmenschen als Mehrwertigkeit ab und führt so zu Neid oder durch Umwandlung des objektiven Minus in ein subjektives, scheinbares Plus zu Haß.

ANHANG

Fortschritte der Normalpsychologie

Nicht Bücher wollen wir hier dem Leser vorstellen; es soll über einige Richtungen referiert werden, welche in der Zeitspanne des Berichtes größere Wirkungen ausübten, rege besprochen wurden, auch in Grenzgebiete (Biologie, Ästhetik) eindrangen und außerdem mit der Psychoanalyse Berührungspunkte aufweisen.

I

Unter Führung von W. Köhler, M. Wertheimer entstand die neue Richtung der „Gestaltpsychologie". Sie bildet eigentlich eine Fortsetzung gewisser Ideen von Fechner, Ehrenfels, Mach, von den Vitalisten, gibt aber durch gewisse Eigentümlichkeiten ein anderes Gepräge ihrer Thesen. Nach diesen „Gestaltpsychologen" wären am Grunde jeder bisherigen Psychologie zwei Fehler, zwei irrige Grundanschauungen zu finden; diese alten, fehlerhaften Thesen seien die folgenden:

1) „Allem ‚Komplexen' liegt zunächst als Grundlage, die Summe nebeneinander gegebener elementarer Inhalte, Bestandstücke (Empfindungen usw.) zugrunde. Man hat es im Grunde mit einer summativen Mannigfaltigkeit von verschiedenartigen Bestandstücken (einem ‚Bündel') zu tun; alles weitere baut sich auf der Und-Summe der Elemente irgend weiter auf . . ." (Wertheimer, Psychologische Forschung, I. Bd. 1921.)

2) „Ist ein Inhalt *a* mit einem anderen *b* öfter zusammen dagewesen (‚in raumzeitlicher Kontiguität'), so besteht die Tendenz, daß das Auftreten von *a* das Erscheinen von *b* nach sich ziehe" (dortselbst).

Statt der ersten falschen „Mosaik- und Bündelthese" soll diejenige neue Erkenntnis gestellt werden, daß die realen psychischen Gegebenheiten stets „gestaltet", „strukturiert" sind, d. h. sie bilden keine einfachen, isolierten, abgekapselten Aggregate: „Und-Summen" von „Elementen", wo jedes Element unabhängig vom andern existiert, sondern die Sachlage ist die, daß die realen psychischen Gegebenheiten stets ein solches Zusammensein von Phänomenen bilden, in dem jedes Glied das andere trägt, in dem jedes Glied seine Eigenart durch und mit dem anderen besitzt, d. h. eben gestaltet, strukturiert ist.

Die zweite falsche These, die „Assoziationsthese" soll dann durch diejenige neue Erkenntnis ersetzt werden, nach welcher kein beliebiges Zusammentreten von Inhalten, sondern nur Zusammensein aus innerer Notwendigkeit vorkommen kann.

Es ist nun klar, daß auch die Psychoanalyse ausgesprochen gegen diese beiden falschen Thesen den Kampf aufgenommen hat. Sie wurde zum Gegner der „Mosaikthese", denn sie lehrt: Unser Seelenleben gründet sich auf Triebe und deren Verwandlungen; die Psychoanalyse sieht sogar beim Säugling das Walten sexueller Triebe in solchen Erscheinungen, welche früher nur als einfache Reaktionen auf äußere Reize aufgefaßt wurden. Triebe sind aber keine Elemente im Sinne der alten, sondern eher Strukturen im Sinne der neuen Lehre. Ein Kriterium der Struktur ist ja doch die sogenannte Transponierbarkeit. (Transponierbar ist z. B. die Gestalt des Quadrates, da sie unabhängig ist von der Linienfarbe, Linienlänge, ja sogar davon, ob die Linien ausgezogen, oder nur durch Punkte, oder nur durch die Eckpunkte angedeutet werden. Transponierbar ist z. B. die Gestalt einer gewissen rhythmischen Folge, da es nichts ausmacht, ob man sie mit Klaviertönen, Flötentönen, in welcher Oktave, ja sogar mit Lichtsignalen angibt.) Nun ist die Freudsche Sexualtheorie ein großartiger Beweis gerade der Transponierbarkeit der libidinösen Triebe. Auch gibt es im Gebiete der Sexualität, bereits von Freud hervorgehoben, „Zentrierungen", Organisationen, um welche sich also andere Triebe strukturieren. Strukturiert ist im Sinne der Psychoanalyse das Seelenleben auch dadurch, daß es unter Wirkung gewisser „Komplexe" gelangt, die aber keine sinnlosen Silben, sondern hochkomplizierte Gebilde (Ödipus-, Kastrations-Komplex) sind. Diese Komplexe stammen nicht von Empfindungselementen her, sondern sie bilden sich auf Grund von aktuellen Szenen, ferner von Urbildern, Urszenen, Urkomplexen phylogenetischen Ursprunges aus. —

Die Freudsche Mahnung, man habe während der analytischen Arbeit das Augenmerk nicht auf Einzelheiten zu richten, sondern auf den Gesamtfluß der Darstellung, besagt ja auch, daß man das Ganze, welches durch die Teile nicht vollwertig rückgegeben werden kann, zu erschließen hat.

Die Assoziationsthese der alten Lehre wurde sodann gerade durch die Methode der freien Einfälle umgestoßen. Diese Methode deckte doch den verborgenen Sinn auf, dort, wo sich manifest kein innerer Sinn äußerte. Deshalb ist es etwas auffällig, wenn Wertheimer es als eine neue weittragende wissenschaftliche Möglichkeit hinstellt, daß „an Stelle von prägnant sinnlosen oder recht eigentlich nur zufällig sinnhaften Vorgängen . . . echt sinnvolle" zu setzen sind.

Auch zur Metapsychologie führen gewisse Gedankengänge der Gestaltpsychologie. W. Köhler trachtete den Nachweis zu erbringen, daß jeder „psychischen Gestalt" eine durch die physiologischen Gegebenheiten bestimmte „physische Gestalt" entspräche. Bei dieser Beweisführung zog er die Begriffe „ein System", „Topographie" des Systems heran. Da die bisherigen Ausführungen sich nur auf Ruhe, auf „stationäre Zustände" bezogen, finden wir kein striktes Analogon der dynamischen Bestimmung; die Systeme bestimmen aber stationär im „geschlossenen System" dasjenige, was im dynamischen Gesamtgeschehen der Metapsychologie durch die Partialtriebe und Partialkräfte bestimmt wird; „Topographie" entspricht vollständig dem seelisch-topischen Gedanken. Als eine allgemeinste Gesetzmäßigkeit des Geschehens innerhalb eines „geschlossenen Systems" wird ein ökonomisches Minimumgesetz erkannt: „Die Ausbreitungsart verschiebt sich in Richtung auf ein Minimum der Strukturenergie." (W. Köhler: Die physischen Gestalten in Ruhe und im stationären Zustand, 1920.)[1]

II

Ziemliches Aufsehen erregten die Untersuchungen von E. R. Jaensch und seiner Mitarbeiter am psychologischen Institut der Universität Marburg. Nach diesen Untersuchungen gibt es einen Menschentypus — von den Erwachsenen gehören z. B. viele Dichter hieher, bis zu einem gewissen Lebensalter aber alle Kinder (im neunten bis fünfzehnten Lebensjahre noch fast die Hälfte der Schüler), — der eine besondere Eigentümlichkeit seines Gedächtnisses aufweist, und zwar daß er Anschauungsbilder[2] in sich erweckt, wo der andere Typus gewohnt ist, sich Vorstellungsbilder zu bilden. Diese Anschauungsbilder sind voll lebendig, erfüllen den „Eigenraum", ziehen den Beobachter quasi in sich hinein, so daß er sich zum Bild gehörig findet, geben den Eindruck einer gewissen Aktivität und des Beteiligtseins, erzeugen das Gefühl

1) Vgl. damit den Kongreßvortrag 1922 „Die neue Berliner psychologische Schule und die Psychoanalyse" und einige seither erschienene Aufsätze des Referenten.

2) Schilder beschäftigte sich bereits in „Wahn und Erkenntnis" auf Grund der Untersuchungen von Urbantschitsch mit den „subjektiven optischen Anschauungsbildern".

starker Anteilnahme. Dieser Typus heißt der „eidetische“ Menschentypus. Alle Kinder bis zu einer gewissen Altersstufe seien „Eidetiker“. Die spätere Vorstellungs- und Wahrnehmungswelt soll sich erst aus dieser urprünglichen, eidetischen Einheit (vom Vorstellungs- und Anschauungsbild) herausdifferenzieren. Diese originäre eidetische Einheit steht der sogenannten Wahrnehmung sehr nahe und kann mit ihr verwechselt werden. Kalkzufuhr beeinflußt den Gedächtnistypus, der anders bei tetanoider und anders bei basedowoider Konstitution vorzufinden ist. Das eidetische Bild hat seine Wichtigkeit für die Psychologie darin, daß es nicht nur vom augenblicklichen äußeren Reiz abhängt, sondern ebenso von vergangenen Erlebnissen und von der gesamten Bewußtseinskonstellation. — Daß das eidetische Bild in der Beschreibung der Struktur des Traumbildes und der Tagesphantasie behilflich sein kann, gebe ich gerne zu (obzwar ich darüber sehr wenig in der Literatur gefunden habe, wie wenn die Traumforschung von diesen Marburger Psychologen gemieden wäre!), aber nur soweit, als es den regressiven Charakter dieser Struktur näher zu bestimmen befähigt ist. Doch über den Sinn des Traumes (oder, wenn man will, über seine Sinnlosigkeit) erfährt man durch diese Forschung nicht um ein Jota mehr. Wenn z. B. die eine Versuchsperson sich zu einem Illustrations-Anschauungsbild äußert: „Es ist mir, als wenn ich mit den Reitern bekannt wäre, und wenn ich selbst ein Reiter jener Schar wäre . . . es kommt mir vor, als ob der eine Reiter mein Vater wäre und die übrigen meine Verwandten“ — so ist der Sinn dessen zu fragen, warum der Vater hier einbezogen wird.

Über den Eidetismus hinaus geht die Lehre von Jaentsch dadurch ins Allgemeine, daß sie eine geschichtete Struktur des Bewußtseins verkündet — merkwürdigerweise ganz ohne Hinweis auf die Psychoanalyse. Hier hätten die Marburger z. B. finden können, daß das Unbewußte (das Kindliche) mit Dingvorstellungen arbeitet, das Vorbewußte aber mit Wortvorstellungen.

Bemerkenswert ist ein experimentelles Resultat, wonach bei Eidetikern das zielgerechte Handeln durch dynamische Prozesse im Anschauungsbilde selbst beeinflußt, bestimmt wird. (Peripherprozesse des Referenten.)

III

Ein drittes Gebiet, das in seiner Entwicklung während der genannten Jahre Erfolge aufzeigen kann, ist die Erforschung der Individualität. Zwei Richtungen sind hier zu erwähnen, die eine knüpft sich dem Namen Kretschmers an; sein „Körperbau und Charakter“, 1921, zieht von der Psychopathologie aus Parallelen zwischen körperlicher und seelischer Konstitution. (Siehe Referat und Kritik von P. Schilder, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, 1922, S. 79.) Die andere Richtung ist psychologisch orientiert und liebäugelt mit der Psychoanalyse: sie ist im Buche Jungs niedergelegt, Psychologische Typen (1921). (Siehe Referat und Kritik vom Referenten, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse IX, 1923, S. 529.)

IV

Endlich ist noch eine psychologische Richtung erwähnenswert, eine Richtung, deren Verfolgung wir gerade bei den Gestaltpsychologen vermißt haben, das ist die dynamische Sehweise in der Psychologie. Zwei Bücher von W. Haas kämpfen für die Durchführung dieses Gedankens („Die psychische Dingwelt 1921, Referat: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, S. 229; „Kraft und Erscheinung", 1922), und G. Heymans führt die beiden Grundprinzipien der Energielehre auf psychologischem Gebiete durch. (Über die Anwendbarkeit des Energiebegriffes in der Psychologie, 1921, Referat: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse VIII, S. 98.) Beide Autoren berufen sich auch auf von der Psychoanalyse erschlossene Tatsachen.

KRITIKEN UND REFERATE

Dr. IMRE HERMANN: Psychoanalyse und Logik. Imago-Bücher VII.

Der Verfasser will mit der Arbeit nicht — wie Kehrer in Nr. 35 der „Klinischen Wochenschrift" vom 26. August 1924 mit gründlichem Mißverstehen meint — eine „logische Grundlegung" der Psychoanalyse geben, sondern einmal das „logische" Denken zum psychoanalytischen Gegenstand nehmen, ein andermal die Frage beantworten, ob und wie weit man eine psychoanalytisch orientierte „Logik" aufbauen kann. Wann z. B. etwas das Merkmal der Evidenz an sich trägt, kann psychoanalytisch gefragt und beantwortet werden. Das logische Denken gehört als „normative und kritische" Tätigkeit zu den Funktionen der Zensur und des Ideal-Ichs, „deren Untersuchung ins Arbeitsfeld der Psychoanalyse fällt". „Es gibt Kranke, bei denen wir einen sie charakterisierenden Denkmechanismus gewahr werden, welcher sie zu Denkleistungen zwingt, die nur infolge dieser Mechanismen entstehen und als richtig bewertet werden." „Vom Standpunkt des Kranken haben wir ein evidentes, richtiges Denken vor uns." Man kann daher von einer „individuellen Logik" sprechen. Nicht nur das Denken des Normalen, sondern auch das Denken eines solchen Kranken ist normativ und allgemein. Es hat eine „intra-individuelle" Allgemeinheit, weil es in seinen Denkleistungen sich eine allgemeinere Verbreitung verschaffte, aber auch eine „inter-individuelle", „weil es keinen isolierten Fall darstellt". „An Stelle der bisher in der Logik üblichen ‚Allgemeinheit' ist eine ‚relative Allgemeinheit' einzuführen. Es ist nicht von der ‚Wahrheit' als Ziel der normativen Funktionen zu sprechen, sondern nur von der Denkbefriedigung gewisser Denkschritte."

Eine Reihe solcher „Denkschritte" weist nun Verfasser an Hand des Einfallsmaterials analytisch behandelter Patienten auf.

So sieht er z. B. das Denken der Pat. Dl. vom „Dualschritt" beherrscht. Sie muß sich in der Liebe immer das Vorhandensein einer Konkurrentin vorstellen. Als Termine setzt sie sich zwei Tage, zwei Wochen, die Träume sind voll von je zwei Personen oder Gegenständen, zwei Arten von Männern gefallen ihr, sie denkt, der Analytiker habe zwei Frauen usw.

Das entwicklungsgeschichtliche Auftreten des Dualschrittes belegt Verfasser mit Beispielen aus der Kinder- und Primitivenpsychologie, der Kulturgeschichte (z. B. mit der Bedeutung der Eins — des Ungeraden, Männlichen — und der Zwei — des Geraden, Weiblichen — bei den Pythagoräern) und der Biologie (Geschlechtsdimorphismus).

Zur Erforschung der allgemeinen Genese des Schrittes benutzt Verfasser die Arbeits-Hypothese, daß ein solcher Schritt (der als primitiv und damit als Regressionserscheinung angesehen werden muß) im Leben und Denken des Individuums

durch die gleichen Momente ausgelöst und aufrecht erhalten worden ist, die ihn auch zu allererst im primitiven Geiste erstehen ließen und aufrecht erhielten.

Aus der Analyse Dl. ergibt sich, daß unter anderem der Dualschritt aus einer Überkompensierung des Kastrationsgedankens entsprungen war: die Patientin tröstete sich über den Nichtbesitz des einen Penis durch die Vorstellung des Besitzes der zwei Brüste und durch Wunschvorstellungen vom Zweierverhältnis von Mutter und Kind.

Die gleichen Motive müssen den Dualschritt im primitiven Geiste ausgelöst haben. „Das originelle Erscheinen des Dualschrittes im primitiven Geiste entsprang aus der Quelle des allgemeinmenschlichen Kastrationskomplexes und war ein Befriedigungsschritt gegenüber den allgemein-menschlichen Kastrationsgedanken." Auch das nicht als eigentliche Kastration, aber wohl als „Kastrationsmodell" aufzufassende allgemein-menschliche Erlebnis der gewaltsamen Trennung des Säuglings von der Mutter, die nicht nur im Akte der Geburt vor sich geht, sondern sich ständig, nur durch das zeitweilige Säugen unterbrochen, wiederholt, wird den Dualschritt, der die verlorene Zweiheit wiederherstellt, ausgelöst haben. Aus dieser Herkunft des Dualschrittes erklärt sich seine „Befriedigungswirkung". Daß er aber auch zugleich das Gefühl der „Evidenz" entstehen läßt, „eine Überzeugung, daß er für das nach richtigem Verhalten und Denken trachtende Ich richtig zu verwenden ist", folgt daraus, daß „Kind haben wollen" und „zwei gut entwickelte Brüste" Idealen entsprechen.

Im Verhältnis zum Ödipuskomplex bedeutet der Dualschritt die Überwindung seiner extremen Phase des „Nur-Ich" und den Fortschritt zum „Ich-Auch". Die Pat. Dl. „sucht in ihren Phantasien die Mutter nicht mehr zu beseitigen, sie will sich einen Platz neben ihr sichern".

Der Umkehrschritt ist dem Analytiker in den Erscheinungen der Darstellung durch das Gegenteil, der Projektion und Introjektion, der Ambivalenz bekannt. „Überall, wo zwei psychische Gegenstände (worunter auch das Ich als Gegenstand vorkommen kann) durch eine gewisse Relation miteinander verknüpft sind, kann eine Umkehrung stattfinden, wenn die zwei Gegenstände ihren Platz tauschen oder die verbundene Relation sich in eine rückläufige Relation verwandelt." Auch der Umkehrschritt gehört besonders dem primitiven Geiste an.

Der Pat. Uk. (beginnende Schizophrenie) haßt seinen Vater und glaubt vom Vater gehaßt zu sein. Er hält sich für etwas Höheres, die Leute aber halten ihn für dümmer als er ist. Er glaubt, durch seine Gedanken bewirken zu können, daß sich die Leute auf der Gasse umwenden. Verspricht sich oft, indem er etwa statt Vagina Penis sagt oder sich verschreibt, 321 statt 123.

Als biologische und entwicklungspsychologische Parallelen des Umkehrschrittes bezeichnet Verfasser die Heringsche Assimilation und Dissimilation, das Altern, Stimmungsänderungen in der Reaktionsweise von Pflanzen auf Reize, die Erscheinung, daß es Kindern gleich ist, ob sie Bilder richtig oder auf dem Kopf stehend betrachten oder zeichnen, die Raumumkehrung bei der Tiefenwahrnehmung der geometrischen Scheinkörper, Umkehrschritte im philosophischen Denken Demokrits und Heraklits.

Die Analyse Uk. führt den Schritt zurück auf den doppelten Ödipus, die stärkere bisexuelle Anlage, den Kampf zwischen analer und genitaler Zone und den Wunsch, sein ganzes Leben rückgängig machen zu können, um bei anderen

Eltern als tadelloses reinrassiges Kind nochmals auf die Welt zu kommen. Die Befriedigungswirkung des Umkehrschrittes liegt im Narzißmus. „Das eigene Selbst regiert, wenn auf Befehl des Ichs statt der ihm aufgezwungenen Wahrheiten auch ihr größter Feind, auch ihr Gegenteil richtig ist." Die Evidenz des Schrittes stammt aus einer Form der Überwindung des Ödipus, die in der Phantasie lautet: der Sohn tritt an die Stelle des Vaters, ohne ihn aber aus der Familie auszustoßen, er tauscht nur mit ihm. („Real in dieser Wendung . . . ist, daß der Sohn tatsächlich das Mannesalter, der Vater aber das Greisenalter, das zweite Säuglingsalter, vor sich hat.")

Eine enge Verknüpfung von Dual- und Umkehrschritten zeigt der Fall Duk. „Das Zweifeln ist eigentlich das Festhalten an beiden Inhalten der Endpunkte eines Umkehrschrittes, somit ein dem Umkehrschritt angehängter Dualschritt." Das Zusammengehen der beiden Schritte bei Heraklit, Protagoras und Empedokles.

In ähnlicher Weise wie die bisherigen Schritte untersucht Verfasser den „Abwendungsschritt", der unter anderem in der Abwendung vom Konkreten zum Abstrakten zum Ausdruck kommt, und den „Schritt des Sinkens", der sich bei der Pat. Si. unter anderem in dem für sie evidenten Satze kundgibt: „Auf alles Gute folgt etwas Schlechtes, alles wird ein schlimmes Ende nehmen."

In dem Abschnitt „Skizze einer Denkschrittspsychologie" setzt Verfasser zunächst die untersuchten und einige weitere Denkschritte in Beziehung zu den in allen Logiken und Wissenschaftslehren behandelten logischen Relationen und Operationen. Der Dualschritt ist in dem zwei Elemente miteinander verknüpfenden „Urteil" wiederzufinden, der Umkehrschritt in den logischen Umkehrungen, der Abwendungsschritt in der Abstraktion, die Schritte des Sinkens und der Erhebung in Deduktion und Induktion, die „Gestaltungstendenz" in der Einordnung von Gegenständen in eine Klasse. Der Schritt der Negation geht (als *privatio*) auf die Kastrationstendenz, (als *oppositio*) auf das Vater-Sohn-Verhältnis und den analen Trotz zurück. Der Verdinglichungsschritt, „der bewirkt, daß das Denken Dinge vor sich hat und keine losen Vorgänge oder Anschauungen", ist sowohl analen Ursprungs als auch bedingt durch den Zwang der Libido, sich ein Objekt zu suchen. Der „Festhaltungszug", der das Denken nötigt, „an einer gegebenen, angenommenen Bedeutung eines Begriffes, eines Satzes festzuhalten", ist außer auf das Anale auf das Festhaltenwollen des mütterlichen Körpers zurückzuführen.

In weiterer Zurückführung der Denkschritte ins Biologische verfolgt Verfasser deren Verhältnis zur Trieblehre: Die psychischen „Gestalten" entstehen auf Grund libidinöser narzißtischer Kräfte, der Schritt der Verneinung, der des Sinkens und der Vergleichung sind Schritte des Todestriebes, die Schritte der Bejahung und des Erhebens solche des Lebenstriebes.

In den zwei letzten Abschnitten ergänzt Verfasser seine Untersuchungen über die „Evidenz" der Denkschritte. Die Evidenz der logischen Axiome (des Satzes der Identität, des Widerspruches und des ausgeschlossenen Dritten) wird auf eine Phase der Überwindung des Ödipus-Konflikts zurückgeführt, wo dieser bereits verdrängt und wo die Identifizierung mit dem Vater verboten ist. „Der Vater bleibe der Vater, der Sohn bleibe der Sohn." Von zwei sich widersprechenden Meinungen ist die eine im Sinne des Vaters, die andere aber nicht; die eine muß verworfen, die

andere angenommen werden. Diese Zurückführung belegt Verfasser auch durch den Inhalt sophistischer Fangschlüsse.

Die Erscheinung der Evidenz hängt — wie ausgeführt — mit Idealbildungen und dem Ödipus-Konflikt zusammen. Eine Reihe von Denkschritten (die Verdinglichung, die Randbevorzugung, die Gesetze der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit, der Schritt der Vergleichung) ermangeln der Evidenz, und zwar deswegen, weil sie die Idealbildungen und den Ödipus-Konflikt erst ermöglichen, also „prälogisch in dem Sinne sind, als sie vor jeder noch so primitiven Logik bereits walten müssen".

Die Arbeit stellt einen der originellen und verdienstvollen Versuche des Verfassers dar, die Brücke von der Psychoanalyse zur Schulpsychologie und Philosophie zu zimmern.

Dr. C. Müller-Braunschweig (Berlin).

JULIUS SCHULTZ: Fiktionen der Psychologie und Mythologeme der Psychanalytik. Annalen der Philosophie. Herausgegeben von Hans Vaihinger und Raymund Schmidt. IV. Bd. Heft 6. Leipzig 1924.

Als „Mythologeme" bezeichnet der Verfasser fiktive Hilfsannahmen, die Unpersönliches, um es begreifbar zu machen, personifizieren. (Der Verfasser betont, daß er in diese Bezeichnung keinen tadelnden Nebensinn legt; ein Mythologem, dem es gelingt, Dunkelheiten zu durchlichten, Verworrenes zu ordnen, könne äußerst wertvoll werden.) Der Psychologie — führt Schultz aus — ist vielleicht noch niemals eine interessantere Entdeckung gelungen, als die, welche die Namen Breuers und Freuds mit solchem Recht berühmt gemacht hat. Es sei jedoch bereits zeitgemäß zu prüfen, welche von den im allgemeinen so nutzbringenden fiktiven Begriffsgrundlagen der „Psychanalysten" entbehrlich sind. Die erste psychoanalytische Entdeckung, die der Verfasser einer Kritik unterzieht, ist das Trauma, bzw. die Tendenz Traumata, bzw. „Freuden, die das Gewissen ächtet, ferner beschämende Wünsche ..." usw. zu verdrängen. Diese psychoanalytische Fiktion künde sich zunächst nur leise als Mythologem an: indem die verdrängende Instanz nur andeutungsweise mit Eigenschaften ausgestattet wird, wie sie uns bloß an abgeschlossenen menschlichen Personen bekannt sind. Und die Rücksicht auf die weiteren psychoanalytischen Entdeckungen legt es dem Verfasser nahe, die Personifizierung der verdrängenden Gewalt nicht zu übersehen. („Ich werde also von jetzt an das Unterbewußte *[sic!]* Freuds als ‚Dämonium' bezeichnen — abermals ein Ausdruck, in dem keinerlei polemische Absicht sich versteckt.") Gegenüber der Entdeckung der Konversion glaubt der Verfasser einen Vorbehalt machen zu müssen. „Ängste und Zwangshandlungen dürfen wir als eigentliche Umsetzungen, als Konversionen der verdrängten Komplexe nicht gelten lassen; uns sind sie vielmehr Begleitumstände und wunderliche Formen der Abwehr gegen das Heranschweben dieser Komplexe." Das Mythologem des „eingeklemmten Affektes" lehnt der Verfasser ab. Affekte kann er sich nämlich nur als Erlebnisse einer Gesamtpersönlichkeit vorstellen; es genügt ihm, was jeder Psychologe ohnehin wissen kann: daß Vorstellungen sich notwendig motorisch ergänzen müssen, in Innervationen, Bereitschaften, Bewegungen. Einen verführerischen Schimmer habe der Begriff der Konversion dadurch gewonnen, daß die vergessenen Traumata in der psychoanalytischen Literatur zu-

gunsten der verdrängten Wünsche in den Hintergrund getreten sind; man habe sich versucht gefühlt, was da umgesetzt wird, als eine Art von seelischem Energiequantum aufzufassen und so entstand die halb energetische Fiktion von der Libido. Dieser energetischen Wendung vermag der Verfasser keinen besonderen Wert beizumessen. Sie sei sogar nicht unschädlich, „sie verwischt und betrügt, indem sie dem Unkundigen oder Unvorsichtigen leicht vorspiegelt, es könnte im Psychischen ‚Energie' physikalischen Wortsinns, also energetische Mengen, Äquivalente, Umwandlungen geben". Die Gefahr, die Grenze zwischen dem Seelenreich und seinen unmeßbaren Intensitäten und der körperlichen Welt mit ihren Akzenten zu verwischen, sei nahe.

Eine weitere Entdeckung der Psychoanalyse, jene, daß die Symptome, in die die Komplexe sich umsetzen, nicht — wie vor Freud jeder Psycholog vermutet hätte — stets sinnlose Reaktionen auf ungeordnete Reize sind, sondern daß sie (zum mindesten oft) gleichsam arrangiert werden, als ob eine zielstrebige Macht mit ihnen Absichten erreichen wollte, Absichten, von denen die bewußte Persönlichkeit nichts ahnt oder doch nichts ahnen will, diese Entdeckung, die sich am überzeugendsten an den Erscheinungen der „Psychopathologie des Alltagslebens" demonstrieren läßt, rechtfertigt nach dem Verfasser vollkommen die Einführung der entsprechenden psychoanalytischen „Mythologeme". „Die sonderbare Absichtlichkeit, mit der ... ein unterbewußtes Wollen seine Krankheit sich selber zu wählen, zu erschaffen, zu erdichten scheint, liefert natürlich Anlaß genug, das Mythologem vom Dämonium weiter auszubauen. Ja, fast ist's, als wüchse es sich hier zum vollberechtigten wissenschaftlichen Begriffe aus." Kritische Bemerkungen werden der Symbolik gewidmet. Die Sexualsymbolik sei übertrieben. („Tausend Symbole für einen und denselben Gegenstand schrumpfen zum Nullwert an Symbolisierung zusammen; man kann nichts mehr mit ihnen anfangen, nichts mehr mit ihnen beweisen.") Sodann fänden sich unter den angeblichen Absichten gemeinschaftlicher Symbolik (Völkerpsychologie, Kunst usw.) zu viele von so abstraktem Charakter, daß niemand dabei an eine allgemein menschliche Uranlage zu gleichnishafter Erwiderung mehr glauben könnte.

Die populärste von allen Entdeckungen Freuds sei die, daß im Traume die niedergepreßten Komplexe gleichsam Luft bekommen, daß sie sich dort, wiewohl vermummt, vor das Auge des Ichs wagen und ihre Heimlichkeiten durch kunstvolle Anspielungen kundgeben, wobei vielfach Reminiszenzen früher Kindheit, die wir längst vergessen wähnten, aus ihren Grüften steigen. Soweit geht der Verfasser ohne Zaudern mit Freud: das müsse man einfach schon als Tatsache hinnehmen. Bezweifelt wird jedoch, daß jeder Traum eine larvierte Wunscherfüllung sei, und zwar eine, auf die eine zwecksinnige Traumarbeit lossteure. Nach Freud sehe es aus, als triebe eine Traumregie absichtlichen Mummenschanz, listiges Intrigenspiel. Die Prozesse der Traumarbeit (Verdichtung, Verschiebung usw.) ließen sich aber auch mit den Mitteln der gewöhnlichen Assoziationspsychologie erklären. Wenn Freud und seine Schüler in zahlreichen Selbstanalysen die Hypothesen der psychoanalytischen Traumlehre geprüft und richtig befunden haben wollen, „sollte da nicht in die analytische Tätigkeit selber der Wunsch leise hineinspielen, sich zu bestätigen, was so geistreich ersonnen war?" („Sonderbar bliebe es, wenn hinter jedem unserer

Träume ohne Ausnahme solch ein verhohlenes Drängen steckte und unsereinem nun dennoch nie, aber wirklich fast niemals irgendein dürftiger Ansatz zu einer Deutung im Freudschen Stile gelänge. Und wie oft habe ich's gemeinsam mit meiner Frau vergebens versucht! Dabei sind wir beide sehr lebhafte Träumer.")

Die praktisch bedeutendste psychoanalytische Entdeckung ist nach dem Verfasser jene, die besagt, daß durch Bewußtmachen des Verdrängten die krankhaften Folgen der Verdrängung beseitigt werden. („Die fatalen Erlebnisse und Wünsche geben sich zwar nach wie vor motorisch aus — in der Sprache Breuers und Freuds: ‚sie werden abreagiert'; aber es stellt sich, indem jetzt der Gesamtorganismus an der Tätigkeit teilnimmt, ein gemeinsamer Rhythmus der Bewegungen wieder her: der fremde Nebenmotor ist aus der Maschine entfernt.") Der Verfasser schließt: „Die Tatsache, daß Nerven- und Seelenleiden durch Psychokatharsis geheilt werden, wird vielfach noch bestritten; ich sehe nicht ein, wie solche Skepsis möglich ist, angesichts des gewaltigen Materials, das Breuer, Freud und ihre Helfer uns vorlegen. Auch fühle ich keine besondere Versuchung zum Zweifel; denn eine Erklärung der wundersamen Fakten mittels der Denkformen der rationalen Psychologie ist ja nicht schwer: das eben wünschte ich zu zeigen. Die Mythologeme der Schule schrecken viele weg. Aber warum? Sie lassen sich ja abstoßen, ohne daß auch nur die winzigste unter den vielen mitgeteilten Beobachtungen bemängelt zu werden braucht. Davon den willigen Leser zu überzeugen", sei des Verfassers Absicht. Damit wäre zweierlei gewonnen: „viele Vorurteile gegen die interessanteste Entdeckung der neuesten Seelenlehre wären weggeräumt — und jenen Liebhabern magischer Dünste, denen nicht an Tatsachen, sondern gerade an den verkleidenden Mythologemen liegt, wäre ihr mystagogisches Spiel verdorben."

Wir beschränken uns auf diese Inhaltswiedergabe der Schultzschen Abhandlung. All dem, was vom psychoanalytischen Standpunkt aus kritisch seinen Ausführungen entgegengehalten werden könnte, müßte auch eine Bemerkung des Bedauerns hinzugefügt werden, daß dieser zweifellos so ernst interessierte, nach Objektivität strebende, voraussetzungslose und gewissenhafte Kritiker so wichtige Gebiete der psychoanalytischen Lehre (z. B. die der infantilen Sexualität und der Libidoentwicklung) ganz ignoriert und in der Kenntnis der psychoanalytischen Forschung bei einem bestimmten Zeitpunkt stehen geblieben ist (in bezug auf die Therapie sogar bei dem Zeitpunkt vor dem Aufgeben der psychokathartischen Lehre zugunsten der eigentlichen psychoanalytischen, also vor etwa einem Vierteljahrhundert).

Schließlich sei hier noch festgestellt, daß der Verfasser der referierten Abhandlung (Dr. phil., Verfasser mehrerer erkenntnistheoretischer Werke, zuletzt „Die Grundfiktionen der Biologie" 1920, die „Philosophie am Scheidewege" 1922, „Leib und Seele" 1923) nicht identisch ist mit Prof. Dr. med. J. H. Schultz (Chefarzt am „Weißen Hirsch", Verfasser von „Die seelische Krankenbehandlung", referiert in „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", VI, S. 175, und der vor kurzem erschienenen Schriften „Hypnose und Suggestion", „Nervosität und erbliche Belastung", „Taschenbuch der psychotherapeutischen Technik", „Die Schicksalsstunde der Psychotherapie", die ebenfalls in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", besprochen werden).

A. J. Storfer.

OSWALD SCHWARZ: Die Sinnfindung als Kategorie des ärztlichen Denkens. Klinische Wochenschrift, II. Jahrg., Heft 24.

Ein fesselnd geschriebenes und mutiges Bekenntnis zum Vitalismus, das auf philosophisch hohem Niveau steht und wegen der in ihm enthaltenen prinzipiellen Einreihung der Psychoanalyse in eine allgemeine vitalistisch-biologische Betrachtungsweise den Psychoanalytiker auch dann interessieren muß, wenn er über die Beziehung des kausalen zum sinnvollen Zusammenhang grundsätzlich anders denkt.

Die Kategorie des „Sinnes" ist für Schwarz eine von der Kausalität durchaus verschiedene, die nur bei Betrachtung von Geformtem (Organischem) in Betracht kommt. „Sinn" ist dann das, was die Beziehungen des Ganzen zu seinen Teilen regelt, Sinn ist „die Spiegelung der Struktur (des Geformten) im Bewußtsein des Beschauers". Die Sinnhaftigkeit eines Organismus ist immanent, „autolog", das heißt, der Organismus ist fähig, durch Aktionen seine Sinnhaftigkeit zu bewahren und auszudrücken. „Irrationalität", „nicht kausal geregelt" ist also nicht gleichbedeutend mit regellos, es gibt noch andere regelmäßige, durch Wissenschaft erforschbare Zusammenhänge als kausale, nämlich sinnvolle. Es ist also ein Irrtum, wenn man mit der Erkenntnis der Differenz von Kausalität und Sinnhaftigkeit auch schon erkannt zu haben vermeint, daß man sich letzterer nur mit Intuition, mit Liebe nähern könne (Allers und andere). Zu suchen sind vielmehr das Irrationale rationalisierende Methoden. Eine solche gegeben zu haben, ist das große Verdienst der Psychoanalyse, die in verschiedensten psychischen Gebilden einen Sinn aufdeckt und systematisch erforscht. Es ist klar, daß solchem Standpunkt die energetische (dynamische, also kausale) Auffassung des Seelenlebens eine „konstruktive Schwäche" der Psychoanalyse erscheint und Adler, der weit mehr die Finalität als die Kausalität in die Betrachtung zieht, als „Weiterentwicklung" derselben; bei solcher rein philosophischen bzw. methodologischen Beurteilung soll aber — wie Schwarz ausdrücklich feststellt — über Zweckmäßigkeit und Richtigkeit der Systeme nichts ausgesagt werden. Jedenfalls besteht auch nach Schwarz kein prinzipieller Unterschied zwischen somatischer und psychischer Medizin: „Nicht auf die Feststellung einer Herzneurose kommt es an, sondern, wer sie hat."

Trotz mancher erkenntniskritischer Einwände, die sich bei der Lektüre einstellen, verdienen die präzisen Gedankengänge und Formulierungen Schwarz' durchaus Anerkennung.

Dr. O. Fenichel (Berlin).

RÜLF: Das Problem des Unbewußten. Arch. f. Psychiatr. 68, 3/5.

Nach einer weitausgreifenden Einleitung, die erst die prinzipielle Berechtigung der Annahme eines psychischen Unbewußten nachweist, sodann ausführlich im einzelnen die Wirksamkeit eines solchen Unbewußten in normalen und pathologischen psychischen Phänomenen zu zeigen versucht, wobei die Ergebnisse der Psychoanalyse unberücksichtigt bleiben, trägt Autor eine phantastisch anmutende Theorie des Unbewußten vor.

Als Beweis der Beteiligung des Unbewußten am Zustandekommen einer Wahrnehmung etwa gelten die Tatsachen, daß nicht bewußt aufgenommene Wahrnehmungsbestandteile nachträglich be-

wußt werden können, und daß in jeder Wahrnehmung — unbewußt — Residuen früherer Wahrnehmungen vorausgesetzt werden müssen. Als pathologische Phänomene mit Beteiligung des Unbewußten werden der posthypnotische Auftrag und vor allem die Hysterie besprochen. Bezüglich dieser steht Autor auf einem ähnlichen Standpunkt wie Breuer und Freud in den „Studien über Hysterie"; ihm ist die egozentrische Einstellung der Neurotiker die „gegebene Grundlage für die Abspaltung stark affekterregender Ereignisse"; demgemäß ist die indizierte Therapie die Bewußtmachung des „Eingeklemmten", die angeblich auch ohne Hypnose und ohne Psychoanalyse durch „körperliche und seelische Beruhigung" möglich ist. Bezüglich motorischer Symptome, wie Tic, Tremor, glaubt aber Autor, obwohl er sie für psychogen hält, es „nicht nötig zu haben, zur Erklärung jedesmal einen komplizierten seelischen Mechanismus mit Verdrängungen, Komplexwirkungen u. dgl. in Bewegung zu setzen." Man sieht, daß Rülf, obwohl er den Hauptteil seiner Arbeit auf Polemiken gegen Kretschmer, Forster und andere Autoren verwendet, die in der Erklärung der Hysterie ohne Unbewußtes auskommen zu können glauben, dennoch für die Dynamik im Seelenleben und damit für Charakter und Gewalt des Verdrängten kein Verständnis hat.

Demgemäß ist auch seine zum Schluß gebotene, früher als „phantastisch" bezeichnete Theorie rein spekulativ. Sie besagt ungefähr folgendes: Das Gefühl ist der Mittler zwischen Bewußtsein und Unbewußtem. Jedem Gefühl ist im Keim ein Vorstellungsinhalt immanent. Häufig treten nun Gefühle im Bewußtsein auf, ohne daß gleichzeitig die zugehörige Vorstellung ins Bewußtsein käme. Diese den Gefühlen zugehörigen, selbst nicht bewußten Vorstellungen sollen nun das Unbewußte ausmachen. Da diese unbewußten Vorstellungen im Grunde aber in den bewußten Gefühlen implizite enthalten sind, gibt es doch eigentlich nichts Unbewußtes. „Im Gefühl ruhen uns unbewußt unsere Vorstellungen und Wollungen in der oben dargestellten Form. Erst wenn diese sich aus jenen hervorgearbeitet haben, erkennen wir klar Ziel und Inhalt unseres Strebens." Rülf hält die Vorstellungen und Wollungen phylo- wie ontogenetisch für Abkömmlinge der Gefühle.

So kommt Rülf, nachdem er so viel Mühe auf den Beweis des Unbewußten verwendet hat, zum Schluß doch wieder zur Leugnung dieser folgenschweren Annahme. Es ist dies derselbe Widerspruch, der sich bei Rülf schon bei Besprechung des Tic gezeigt hat.

So erfreulich es ist, daß in letzter Zeit in psychiatrischen Kreisen die Diskussion über das Unbewußte so lebhaft geworden ist, so meinen wir doch, daß diese Diskussion für Psychiatrie und Psychologie so lange nichts Ersprießliches ergeben wird, so lange sie sich in der spekulativen Art der Arbeit Rülfs abspielt.

Dr. O. Fenichel (Berlin).

Professor HANS DRIESCH: Bewußtsein und Unterbewußtsein. Deutsche medizinische Wochenschrift Jahrg. 48, Heft 37, 1922.

Die Annahme des unbewußten Seelischen ist für Driesch nicht mehr Gegenstand der Diskussion; von dem hervorragenden Autor ausgesprochen, ist das eine gewichtige Zustimmung zur Lehre vom Unbewußten. „Psychologie treiben heißt geradezu, das bewußt Erlebte durch Unbewußtes vervollständigen." Mit der

von Descartes stammenden Bewußtseinspsychologie ist endgültig gebrochen. „Durch nichts kann die Lehre vom Seelischen so bereichert werden, als durch genaue Beobachtung gerade solcher Fälle, welche es zwar selten gibt, aber doch geben kann." Der Autor begründet die Notwendigkeit, außer dem Begriffe des Unbewußten auch die des „Unter- und Nebenbewußten" anzunehmen. Das sind aber nur Bezeichnungen, die nichts erklären und keinen Fortschritt gegenüber der von Driesch kaum erwähnten psychoanalytischen Nomenklatur und Problemstellung bedeuten.

Dr. P. Federn (Wien).

Dr. ROBERT BÜCHI: Zur Psychologie der Triebe. Natur und Mensch. Heft 8-11. Verlag Bircher. Bern 1922.

In dieser Abhandlung werden die Lehren Freuds zusammen mit den Auffassungen von Adler, Jung, Ribot, Iwan Bloch, Moll, H. Ellis, Bain zusammengeworfen. Ohne eine kritische Stellung gegen die verschiedenen Autoren einzunehmen, akzeptiert Verfasser eigentlich — alle. Daß aus solchen „Kompromissen" keine klare und einheitliche Triebpsychologie aufgebaut werden kann beweist diese Arbeit. Dazu kommt, daß Verfasser von der Trieblehre Freuds nur die „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" zu kennen scheint, was die Mangelhaftigkeit der Ausführungen ganz bedeutend vergrößert.

Verfasser will hauptsächlich das gegenseitige Auswirken von Sexual- und Selbsterhaltungstrieb darstellen, das vernachlässigt zu haben er den Freudschen Lehren zu Unrecht vorwirft. Dann beginnt er mit seinen Anleihen bei den schon genannten Autoren, kommt dabei in Details, die den Zusammenhang oft vermissen lassen, geht aber nirgends so tief, daß er dabei auf Widersprüche stoßen könnte. So werden die zwei Triebkategorien der Selbsterhaltung und der Arterhaltung (nach Ribot) behandelt. Der „Hordentrieb" wird als Phänomen der gegenseitigen und allgemeinen Anziehung („Sympathie" nach Ribot) und als Synthese der beiden Urtriebe dargestellt. Bei der Behandlung des Geschlechtstriebes folgt Verfasser zunächst Iwan Bloch, um ihn dann mit Ribot als angeborene motorische Reaktion auf einen äußeren oder inneren Reiz zu definieren. Mit Moll wird er dann in Tumeszenz- und Kontrektationstrieb, oder nach H. Ellis in Tumeszenz- und Detumeszenztrieb zerlegt. Schließlich wird auf die Bedeutung der erogenen Zonen (nach Freuds „Abhandlungen") hingewiesen. Es folgt eine Besprechung der Bisexualität (im Sinne I. Blochs). Daraus wird eine sexuellneutrale (!) Anziehung abgeleitet, der die sozialen Institutionen ihre Entstehung verdanken sollen. Anderseits spricht Verfasser auch wieder von Sublimierung.

Wir wollen es an diesen Beispielen genügen lassen, um die Art und Weise zu zeigen, mit der Verfasser den Stoff abhandelt. Alles und nichts zugleich neben unhaltbaren Behauptungen. Dies wird noch krasser in den Abschnitten, wo die eigentliche „Trieblehre" abgehandelt wird.

Der Autor sieht im Organismus ein Kräftereservoir, in dem die beiden Grundtriebe die Kräfte den verschiedenen Organen zuleiten. Die beiden Grundtriebe stehen nach seiner Auffassung in stetem Gegensatz zueinander. Obwohl ein Ausgleich möglich sei, so sei ein Mißlingen doch häufiger und die Folge davon sei „dauernde soziale Unzulänglichkeit". Glücklicherweise ist die Welt nicht so,

wie Herr Büchi sie uns schildert. Auch mit der Organminderwertigkeitstheorie Adlers, die der Autor nun anführt, kann er uns seine unglaublichen Behauptungen nicht plausibler machen. Schließlich rettet sich Verfasser noch zu Jung, erklärt Neurose und Psychose als Entzweiung mit sich selbst, als mißlungenen Ausgleich im Kampfe der Urtriebe, in dem der sublimierte Sexualtrieb den Selbsterhaltungstrieb an einer einseitigen Auswirkung zu hindern sucht.

Verfasser verspricht uns, „in einer besonderen Studie" diese mehr vorläufigen Mitteilungen noch näher auszuführen und zu begründen. Dazu müßte der Autor sein, wie es uns dünkt, etwas oberflächliches Schein- und Vielwissen durch gründlichere Studien ersetzen, nicht aus allen Richtungen widerspruchsvolles Stückwerk zusammentragen, wie in vorliegender Arbeit, die namentlich an diesem Umstand gescheitert ist.

Dr. E. Blum (Bern).

W. JACOBI (Jena): Über die Bedeutung extrem eingestellter psychologischer Forschungsrichtung in der Psychiatrie. Medizinische Klinik, Jahrgang 18, Heft 42.

Allgemeine und philosophische Ausführungen über die Berechtigung der Psychoanalyse, die er eine Methode der Einfühlung und künstlerischen Erfassung des individuellen Menschen nennt und als der Metaphysik nahestehend bezeichnet. Die Arbeit verrät wenig Kenntnis der Werke Freuds und vertritt keine eigene Ansicht, die Zustimmung oder Widerlegung verdienen würde. Zwischen vagen theoretischen Ausführungen findet sich eine dezidierte Verwerfung der psychoanalytischen Ambulatorien und der Laienanalyse. Obgleich er als Schüler Windelbands die Einteilung in Geistes- und Naturwissenschaften ablehnt, nimmt er später zur Lehre vom Unbewußten folgende Stellung ein: diese Art der Psychologie (d. h. die der Dichter, Seelsorger, Künstler und Psychoanalytiker) bedarf dieser besonderen Methodik, „die mit dem rational nicht faßbaren Begriff des Unbewußten arbeitet, und meines Erachtens auch arbeiten darf, der für die naturwissenschaftliche Psychologie stets unannehmbar sein muß".

Dr. P. Federn (Wien).

OSWALD BUMKE: Psychologische Vorlesungen. Bergmann, München 1923.

Das Buch bietet an Kritik der Psychoanalyse in inhaltlicher und formaler Hinsicht nichts Neues. Es gibt kein Unbewußtes, die „Logik" der Psychoanalytiker stehe der der Anthroposophen und Yogis nahe, man müsse sich „scheuen, die höchsten Kunstwerke sowohl wie die zartesten menschlichen Verhältnisse mit der groben Vereinigung der Geschlechter so in einem Atemzuge zu nennen, wie es Freud und seine Anhänger bis heute immer noch tun". Der Autor läßt nur die Psychologie des Alltagslebens, die Lehre vom Versprechen und „bis zu einem gewissen Grade" auch die von der Verdrängung gelten und gibt, da „die Ehrlichkeit es erfordert", zu, daß seine eigenen Anschauungen vom Dualismus der Seele (dieses Wort übrigens völlig mißverständlich gebraucht) „erst durch Freuds Ansturm gegen frühere, allzu primitive psychologische Anschauungen vorbereitet worden sind".

Dr. W. Reich (Wien).

Dr. JOSEF GEYSER: Abriß der allgemeinen Psychologie. Münster in Westfalen, H. Schöningh, 1922.

Geyser — bekannt durch seine Arbeiten über die Denkpsychologie und durch sein größer angelegtes Lehrbuch der allgemeinen Psychologie — huldigt ganz ausgesprochen der alten scholastischen Richtung: Aristoteles, Augustinus, Thomas v. Aquin gelten ihm als Wegweiser. Dabei bieten seine Auffassungen eine Fundgrube von primitiven Randbevorzugungen, wie Referent das Stehenbleiben bei Extremen und das Suchen nach den Rändern genannt hat: der Mensch ist natürlich das vollständigste Geschöpf auf Erden, er besitzt — nicht aber das Tier — einen Geist. Natürlich muß Geyser sich viel mit Gott, mit dem höchsten Gute, mit Ursprung und Endschicksal der Seele (selbstverständlich ist nur die menschliche Seele unsterblich) beschäftigen. Er kennt nur rationale und moralische Gründe, aber keine anthropologisch-entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge im Inhalte dieser Ideen, obzwar Geyser sonst mit dem Entwicklungsgedanken in gutem Einvernehmen zu sein scheint („die seelischen Vorgänge unserer Affekte, Willens- und Denkakte usw.... sind etwas, das sich in einer gewissen Zeitspanne in uns entwickelt ..." — S. 13).

Geyser ist der Assoziationspsychologie feindlich gesinnt. Die Hauptgedanken, welche seine ganze Psychologie durchweben, sind die „Einheit unseres Ichs" und die „Intentionalität" (d. h. inneres Gerichtetsein auf ein Objekt) als allgemeinste Natur des Bewußtseins. Einzelne Kapitel sind lehrreich, besonders dasjenige, welches über die Begriffe handelt; meistens findet man aber nichts anderes als Klassifikationen und Definitionen. Auch trifft man viele Unklarheiten an, so wird vom „unbewußten" Seelenleben öfters gesprochen, ohne unzweideutig auszusagen, was darunter zu verstehen sei. Von psa. Erkenntnissen nirgends eine Spur.

Dr. I. Hermann (Budapest).

Dr. KWANYONG LEE (Korea): Das Wollen als Grundtatsache des Bewußtseins. Manns Pädagog. Magazin, Heft 869. Langensalza, Beyer & Söhne, 1922.

Verfasser wird einerseits durch die Auslegung von experimentellen Aussagen (richtiger systematischer Selbstbeobachtungen), anderseits durch die Th. Lippssche Auffassung des Strebens als Grundtatsache des Ichs und die G. F. Lippssche Definition des Wollens zur Ansicht geführt, „das Wollen" sei „nichts anderes als das Bewußtwerden des eigenen Wirkens, das in dem Hervorgehen eines Lebenszustandes aus dem ihn begründenden Lebenszustande besteht". Jedes Wirken sei letzten Endes von Instinkten und Gewöhnungen ableitbar, „so daß der letzte Grund alles Wollens und Handelns in diesen entfernten Wirkungsweisen zu suchen" sei; als äußerst wichtig sollen auch die ersten Erlebnisse gelten.

Wir hätten gegen diese klar und fesselnd geschriebenen Ausführungen folgende Haupteinwände: 1) Achs — der psychoanalytischen Auffassung über die Leitung der Assoziationen so nahe stehende „determinierende Tendenzen" — sind nicht genügend gewürdigt. 2) Zwischen Lust- und Realitätsprinzip

wird nicht unterschieden, was aber in einer Psychologie des Wollens unumgänglich notwendig wäre. 3) Die verschiedenen psychischen Systeme (*Ubw*, *Vbw*, *Bw*, Ich-System) werden nicht genannt und nicht auseinandergehalten, obzwar nur der topische Gesichtspunkt die wahre Natur des — in fremde Systeme eingreifenden — Wollens (und der ihm in den unbewußten Systemen ablaufenden verwandten Erscheinungen) aufdecken könnte.

Dr. I. Hermann.

Dr. MARIE BEYME: Die stroboskopischen Erscheinungen. Eine experimentell-psychologische Untersuchung. Manns Pädagog. Magazin, Heft 855. Langensalza, Beyer & Söhne, 1922.

Die Einleitung gibt eine kurze, gute Übersicht über die neueren Theorien der stroboskopischen Erscheinungen; Piklers Theorie bleibt unerwähnt. Dann folgen eigene Versuche, in deren Bearbeitung als Leitmotiv der Gedanke dient, daß wir eine psychologisch fundierte Theorie benötigen und uns mit physiologischen Erklärungen (Marbe, Dürr, Wertheimer, Koffka) nicht geholfen sei. Die Verfasserin sieht das Wesen des Bewußtseins in „Beziehungsetzungen" (z. B. Verschiedenheit, Gleichheit des genseitigen Abstandes); so findet sie auch folgerichtig die Ursache der stroboskopischen Erscheinungen und die Grundlage des Bewegungsehens selbst in Beziehungsetzungen. Verfasserin beruft sich auch auf Menschen der Stufe der Mythenbildung, auf welcher Stufe „ein Gegenstand, der sich bewegt, ein mit Leben begabter" sei; auf diejenige Stufe, wo alles belebt und deswegen den Gegenständen die Möglichkeit der Bewegung zuerkannt wird, verweist sie aber nicht (animistische Phase des Wirklichkeitssinnes — Ferenczi) — mit Heranziehung welcher aber Referent die stroboskopischen Erscheinungen psychologisch-analytisch zu erklären glaubt.

Dr. I. Hermann.

Dr. KARL ASMUS: Ein Beitrag zur Lehre von der Entwicklung der optischen Raumauffassung und des optischen Raumgedächtnisses bei Schulkindern. Manns Pädagog. Magazin, Heft 881. Langensalza, Beyer & Söhne, 1922.

Von Interesse sind die verschiedenen zur Entfaltung gelangenden Tendenzen, wie „Tendenz zur Regularisierung", zur „Nivellierung", zur Verkleinerung von Linien, zur Auffassung unsymmetrischer Figuren als symmetrischer.

Dr. I. Hermann.

ISAAK SPIELREIN: Über schwer zu merkende Zahlen und Rechenaufgaben. Zeitschr. f. angew. Psychol., Bd. 14, Heft 3 u. 4, 1919.

In den experimentellen Arbeiten der letzten zwei Dezennien wird von mehreren Seiten darauf hingewiesen, daß bestimmte, sonst ganz ähnliche Rechenaufgaben — und zwar die einfachsten Rechenformeln — typischer Weise verschieden große Schwierigkeit bereiten, sowie daß die einzelnen Zahlen verschieden schwer zu

memorieren sind. Nach Spielrein sind diejenigen Rechenaufgaben die schwierigeren, bei welchen eine der „großen Zahlen“ (6—9) oder die Zahl „3“ oder „7“ vorkommt; dieselben Zahlen lassen sich aber auch schwerer merken. Spielrein will nun diese zwei Tatsachen durch die Annahme der Unlustbetontheit der schwierigeren Zahlen zusammenfassend erklären. Die Unlustbetontheit selbst stamme aus Gründen, die im Rechnen liegen; die schwierigeren Zahlen seien nämlich diejenigen, welche beim Erlernen der Rechenformeln die größten Schwierigkeiten zu überwinden haben.

Das Vorhandensein der Unlustbetontheit der schwierigeren Zahlen will Spielrein durch die Reaktionsmethode und durch fortlaufendes Niederschreiben einstelliger Zahlen nachweisen (bei der letzteren Methode wird auf Freud hingewiesen, bei der früheren auf Jung). Die Experimente beweisen aber nur die Gefühlsbetontheit der Zahlen „3“ und „7“; Spielrein zieht hier bezüglich der „großen Zahlen“ Hilfshypothesen heran, anstatt anzunehmen, daß bereits das vorschulpflichtige, des Rechnens unkundige Kind gefühlsbetonte Zahlen besitzt. Die Gefühlsbetontheit der Zahlen hat eben mehrere Quellen. Dr. I. Hermann.

WILH. HEINITZ: Untersuchungen über die Fehlleistungen beim Maschinenschreiben. Heft 16 der Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens. J. Ambr. Barth. Leipzig 1921.

Die narzißtische Einstellung der Gelehrten, die zur Folge hatte, daß nur das Objekt der psychologischen Untersuchung sein könnte, was sich dem Gelehrten während seiner Betätigung als „Denker“ aufdrängt, ist infolge des zur Realität zwingenden wirtschaftlichen Druckes zu Ende. Jeder Beruf birgt in sich zahlreiche psychologische Probleme, nicht nur der Beruf des „Denkers“. Die vorliegende Arbeit bildet eine Voruntersuchung teilweise zur Berufseignungsprüfung von Maschinenschreibern, teilweise zur eventuellen Reform der Tastatur der Schreibmaschinen. Es werden die Fehlleistungen von Anfängern untersucht, die Fehler statistisch ausgewertet, sowie bei einzelnen charakteristischen Fehlern nach ihren Ursachen geforscht. Fingersatz und Tastordnung, so erfahren wir, spielen bei den Fehlleistungen eine starke Rolle. Die ganze Arbeit wäre viel klarer, wenn die einzelnen Fingersätze ihrer möglichen Unlustwirkung nach — es ist von Anfängern die Rede — in eine Reihe gestellt und die Fehler dieser Reihe gegenübergestellt worden wären. Daß Spreizung des Zeigefingers fehlerbegünstigend wirkt, ist ein Resultat der vorliegenden Untersuchung. Ist aber, so fragen wir, diese Spreizung nicht unlustvoll? Wären diese Fehlleistungen auf das Unlustmotiv, wie vermutlich, zurückführbar, dann wären sie in die einheitliche Auffassung der Psychopathologie des Alltagslebens eingereiht. Dr. I. Hermann.

Dr. CH. de MONTET: Die Grundprobleme der medizinischen Psychologie. Ernst Bircher. Bern 1922.

Es war ein glücklicher Gedanke, ein einführendes Buch über die medizinische Psychologie zu schreiben, das eine richtige Grundauffassung des Seelenlebens geben will. Diese Grundauffassung wird hier darin zusammengefaßt, daß das Be-

wußtsein in durchgreifendem Lebenszusammenhang steht; jedes Denken und Handeln gehe aus dem ganzen Menschen hervor, was in einer Wahrnehmung auflebt, sei stets die gesamte Vergangenheit, Verstand und Gefühl seien wesensgleich. (Nebenbei soll bemerkt werden: dieses Suchen der Ganzzusammenhänge und Vernachlässigung der Teile ist eine Zeitströmung, die in den Geisteswissenschaften sowie in den Naturwissenschaften verfolgt wird.) Die üblichen Kategorien der Psychologie, der Charakterologie und Neurosenlehre seien nur künstliche Verselbständigungen, wie auch Traum, Lüge, Zwangsgedanke, pathologisches Angstgefühl Verselbständigungen seien. Die Therapie müsse diese Verselbständigungen mit Hilfe der Grundfunktionen des Bewußtseins — Verknüpfung und Unterscheidung — wieder in die Ganzheit einzuschmelzen suchen.

Weniger glücklich ist die Art, wie vom Verfasser die Psychoanalyse einmal zur Unterstützung eigener Ansichten, ein andermal mit Vorwürfen beladen herangezogen wird. Verfasser scheint die Psychoanalyse nur als eine Methode zu kennen, welche hinter den manifesten die latenten Inhalte aufsucht (welcher Tendenz Verfasser zustimmt); von Übertragung, vom Unbewußten als psychischem System, von einer aktiven Therapie nimmt er keine Kenntnis. Die Behauptung, daß nicht jeder Fall zur psychoanalytischen Therapie geeignet sei, sondern die Gesamtlebensumstände und Zusammenhänge bei der Indikationsstellung in Erwägung zu bringen sind, entspricht seit jeher den Ansichten Freuds.

Verfasser will eine neue Methode des Beobachtens in die Neurosenlehre einführen, worin der Gesamtzusammenhang als Forschungsprinzip gelten und gegenüber der Einzelbeobachtung die Wahrscheinlichkeitsbestimmung (hier Berufung auf Bleuler) mehr zu Worte kommen soll. Er verspricht die Anwendung dieser Methode in einer folgenden Arbeit darzustellen. Dr. I. Hermann.

HANS HENNING: Der Geruch. Ein Handbuch für die Gebiete der Psychologie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Neurologie, Ethnologie, Sprachwissenschaft, Literatur, Ästhetik und Kulturgeschichte. J. Ambr. Barth. Leipzig 1924. 2. Aufl.

Auf die besondere Wichtigkeit des Geruchsorgans bei Neurotikern hat vor vielen Jahren Freud (Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose, 1909) aufmerksam gemacht, er hat gleichzeitig einen Vorschlag zum Verständnis der Rolle dieses beim Menschen verkümmerten Organs, dessen Funktionslust der Verdrängung anheimgefallen ist, seinen Ausführungen hinzugefügt. Im vorliegenden Handbuch findet man viele Daten, eigene Untersuchungen des Autors und fremde Angaben zusammengewürfelt, es wird sogar, an Preyer anschließend, erwähnt, daß das Kind bis etwa zum dritten Jahre vor Kot, Urin keinen Ekel fühlt. Die einschlägigen Forschungen Freuds und seiner Schüler werden unerwähnt gelassen. Dessen ungeachtet wird vom Autor der Zusammenhang von Geruch und Sexualität offen anerkannt und es wird noch überdies die Sachlage so dargestellt, als ob der Verfasser ein gründlicher Kenner der Psychoanalyse wäre. Es heißt an einer Stelle: „An zahlreichen Beispielen sieht man leicht, daß Freud, Adler und Jung häufig nicht etwa infantile und andere Komplexe mit psychoanalytischen und

suggestiven Mitteln aus dem tiefsten Seelenkeller des Unterbewußten ans Tageslicht fördern, sondern daß einfach das alte Erlebnis eidetisch wiederkehrt ... Das gilt auch für den Traum." (S. 297 und Ähnliches auf S. 421.) Die letzterwähnte Seite verkündet auch folgendes: „Über die mathematischen Fehler der sexuellen Zahlensymbolik von Fließ, Weininger und Svoboda, aus welcher die Psychoanalyse erwuchs, vgl. H. Henning: Annalen der Naturphilosophie usw." Ich will aus diesen Stellen noch nicht auf eine durchgehende Unzuverlässigkeit des ganzen Handbuches schließen lassen. Dr. I. Hermann.

OTTO LIPMANN und HELMUT BOGEN: Naive Physik. Arbeiten aus dem Institut für Angewandte Psychologie in Berlin. Joh. Ambr. Barth. 1923.

Ein Dokument der Wendung in der Geschichte der Psychologie! Es werden Vorträge gehalten über Lebenswissenschaft (Klages), Bücher geschrieben über die Beziehungen der Psychologie zum Leben (Tansley) oder über Lebenspsychologie (Müller-Freienfels) und in dem vorliegenden Buche wird der Öffentlichkeit vorgehalten, daß sogar die experimentelle Psychologie die Verbindungsbrücken zu Lebensproblemen sucht. Es wurde zwar auch bisher von der experimentellen Psychologie angestrebt, Anwendungsmöglichkeiten auf Fragen aus dem Leben zu finden (Testprüfungen), doch waren die Begriffe dieser angewandten Wissenschaft viel zu theoretisch gehalten (z. B. Intelligenzbegriff von W. Stern). Hier geben die Verfasser Untersuchungen, welche die praktische, auf das Handeln gerichtete Intelligenz entwicklungspsychologisch erforschen wollen. In den praktischen Aufgaben wird sich die experimentelle Psychologie, so meinen wir, mit der Psychoanalyse sicher früher verständigen können, als in theoretischen Auseinandersetzungen. Vorarbeiten von Rorschach, Giese sind ja zu dieser Verständigung bereits vorhanden.

Dr. I. Hermann.

Dr. phil. DIETRICH HEINRICH KERLER: Der Denker. Eine Herausforderung. H. Kerler. Ulm 1920.

Der „Denker", der wahre Denker sei ein „Erlebnistypus", der in seiner reinsten Ausprägung noch niemals in Erscheinung getreten sei. Es soll sich beim Denker nicht um die Beweise und um die realen Gegenstände der Wahrheit, sondern nur um den Augenblick der Erkenntnis einer vom „Eros" ergriffenen Wahrheit, um die erosentsprungene Erkenntnis handeln, wobei „Eros" Ergriffensein, Glut bedeutet. Interessant sind die Beispiele zum Beweise der Behauptung, daß die bisherigen großen Denker intellektuell — unbewußt — unredlich, „im entscheidenden Moment von jeglichem Scharfsinn total verlassen" seien, daß sie nur beweisen wollen, um recht zu behalten, und dem unphilosophischen Menschen ähneln, der „nach Freud für wahr hält, was er wünscht, dem wahr ist, was gefällt". Auch eine kurze Auseinandersetzung mit H. Blühers „Rolle der Erotik" ist vorzufinden. Die Behauptungen des Autors, daß „dem Denker die Umsetzung der Erkenntnis in Tat gänzlich äußerlich und wesenslos", daß „einmal erschaut ... ihm die Wahrheit entwertet" sei, sind nicht zu kritisieren, sondern zu analysieren.

Dr. I. Hermann.

Dr. RUDOLF EISLER: Psychologie im Umriß. Vierte, verbesserte Auflage. Verlag von Oskar Ziegler, Marktredwitz.

Ein leichtverständlich gehaltener kurzer Umriß, hauptsächlich den Wundtschen Gedanken huldigend. Die Psychoanalyse findet mehrfach Erwähnung, meistens mit Anerkennung (Determiniertheit „freisteigender“ Vorstellungen im Unterbewußten; Sublimierung; Katharsis; erotische Faktoren im individuellen, sozialen, kulturellen Verhalten, in der Charakterbildung; symbolische Ersatzreaktionen; Verdrängung; die Rolle der aus der Kindheit stammenden Komplexe — „Vaterkomplex“; Bewußtmachung als Therapie; Wunscherfüllung im Traume — wenn auch nicht durchwegs). Der Umstand, daß die Psychoanalyse sich hier gerade im Rahmen der Wundtschen Psychologie einer breiteren Verarbeitung erfreut, muß meiner Meinung nach zwei Lehren Wundts zugeschrieben werden, das ist erstens die durchgehends voluntaristische Auffassung und zweitens die Apperzeptionslehre. Die erste Auffassung kann als eine sublimierte Triebiehre, die zweite als ein nicht klar ausgearbeitetes Durcheinander vom „Ich-System“ mit Zensur und von Systemen *Bw—Vbw* betrachtet werden. Einige anatomisch-physiologische Angaben müßten verbessert werden (z. B. Purkinjesches Phänomen).

Dr. I. Hermann.

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS: Philosophie der Individualität. Verlag F. Meiner. Leipzig 1921.

Unter den Methoden der Psychologie und der Psychotherapie hat zu allererst die Psychoanalyse die gründlichste Erkenntnis der persönlichen Erlebnisse als Ziel hingestellt. Die Psychoanalyse war nicht durch Aufdeckung von Krankheitssymptomen und psychischen Normal- oder pathologischen Typen befriedigt, sondern sie versuchte die Gesamtindividualität zu erforschen. Jeder aber, der sich während der Krankenbehandlung diesem Ziele irgendwie näherte, konnte bemerken, daß er mit der größten Anstrengung nach Begriffen und Worten ringen mußte, durch die die mehr weniger vollständig erfaßte Individualität zu beschreiben wäre.

Der Psychoanalytiker wird es also als natürlich empfinden, daß die „Individualität“ für das Denken ganz besondere Probleme aufwirft. Müller-Freienfels ist im vorliegenden Werke dem Problem der Individualität von philosophischer Seite näher getreten. Er sieht in der Individualität (neben Substanz, Kraft und Form) eine Denkkategorie, hinter welcher als reale Grundlage — als „Drittes“ neben Materie und Seelischem — das Leben waltet. Wie das Leben, so sei auch die Individualität irrational, d. h. sie kenne die Sätze der rationalen Logik nicht: die Sätze der Identität (A = A), des Widerspruchs (A kann nicht gleichzeitig B und Nicht-B sein), des zureichenden Grundes (Kausalität) verlieren hier ihre Gültigkeit. Die irrationale Individualität soll sieben verschiedene Erscheinungsweisen zeigen können, und zwar 1. das unmittelbar erlebte Individualitätsbewußtsein, 2. die physische Erscheinungsweise, d. h. der Leib, 3. das psychische Substrat, d. h. die Seele, 4. der geistige Besitzstand, 5. das Innenbild als zusammenfassenden Begriff der eigenen Individualität, 6. das Außenbild als Vorstellung anderer von unserer Individualität, endlich 7. die Objektivationen, d. h. objektive Leistungen.

Die Irrationalität besage, daß Leben und Individualität sowie auch die auf-

gezählten Erscheinungsweisen nur als Werden erfaßt werden können. Allein die Kontinuität dieses Werdens soll den Glauben an die angebliche Identität — die „Einheit der Seele" der älteren Psychologen — aufrechterhalten. Die „Einheit" stelle sich dem seelischen Geschehen nur als Ziel hin, wie das auch durch einen Hinweis auf das Verdrängungsphänomen der Psychoanalyse bewiesen wird. Das irrationale Werden soll durch den Prozeß der Rationalisierung mechanisiert, erstarrt werden, durch einen Prozeß, welcher relativ abgrenzbare, einheitliche, feste, zweckdienliche Gebilde emporsteigen läßt (etwa die sekundäre Bearbeitung der Psychoanalyse). Die Rationalisierung habe eine Tendenz aller Lebensvorgänge zur Grundlage, „sich zu wiederholen, soweit es sich für das Subjekt des Lebens als nützlich erweist".

Irrational soll auch das Werterlebnis sein, welches letzten Endes auf Bedürfnisse — doch keinesfalls auf absolute Normen — zurückführbar sei.

Müller-Freienfels' Geistesrichtung ist — indem er die Welt als Geschehen betrachtet, wo eine außer-mechanistische Kausalität waltet — vitalistisch und mit seinem Prinzip „Anfangs war die Individualität" individualistisch gerichtet. Viele Gedanken knüpfen an W. Stern und L. Klages an; erwähnt sei auch, daß die „Entwicklung" bereits von H. Höffding zu den Denkkategorien gezählt wurde. Auch zur psychoanalytischen Auffassung führen Stellen, wie z. B. „Das Verfahren, das das Einheits-Ich anwendet, um die unmittelbaren Regungen zu unterdrücken, ist das einer Zensur, indem es den aufsteigenden, widerstrebenden Trieb durch entgegenstrebende zu verdrängen sucht." Der Auffassung Freuds von Lebens- und Todestrieben tritt der Standpunkt von Müller-Freienfels nahe, nach dem wir sterben, indem wir leben, und leben, indem wir sterben.

Wenn auch das ganze Buch etwas zu allgemein gehalten ist, wird seine Lektüre auch den der Philosophie Fernerstehenden Freude bereiten. Dr. I. Hermann.

HANS APFELBACH: Das Denkgefühl. Eine Untersuchung über den emotionalen Charakter der Denkprozesse. Wilhelm Braumüller. Wien und Leipzig 1922.

Verfassers Absicht ist es, eine einheitliche Theorie der psychischen Prozesse herauszuarbeiten; dabei findet er als Kernbegriff den des Gefühls. Selbst das Denken ohne Worte — die Worte seien nur Symbole des Gemeinten — soll nichts anderes als ein Gefühl (sc. ein Denkgefühl) sein. Verfasser scheint dabei selbst die schrankenlose Verallgemeinerung zu spüren, da er im Vorworte nur davon spricht, „das rein emotionale Element der Denkprozesse" (sc. das Denkgefühl) beleuchtet zu haben. Die etwas mangelhafte Sachkenntnis wird dadurch, daß die Psychoanalyse öfters erwähnt ist (Verdrängung, Katharsis, Gefühlsübertragung, „Unter"-Bewußtsein) nicht verdeckt.

Dr. I. Hermann.

Dr. LUDWIG KLAGES: Vom Wesen des Bewußtseins. Aus einer lebenswissenschaftlichen Vorlesung. J. Ambr. Barth. Leipzig 1921.

Die entschieden geistreich, mit einem ganz besonderen Schwunge geschriebenen Ausführungen wollen uns keine Kenntnisse, das soll heißen ursächliche Zusammenhänge nach Forderung der Wissenschaft, sondern Erkenntnisse übermitteln,

d. h. den Sinn, das Wesen, den Wahrheitsgehalt einiger Symbole wie Geist, Seele, Erleben, Ding erleben lassen. In dieser Weise soll eine Theorie des Bewußtseins, d. h. eine Erkenntniswissenschaft aufgebaut werden.

Das Ding besitzt also keine bewußtseinsunabhängige Wirklichkeit, es ist nichts anderes, als die Projektion des Ichs in der Wirklichkeit (K. beruft sich hier auf Nietzsche). Der Auffassungsakt des Dinges ist art-, zeit- und raumlos, er ist die bloß zählbare Tat. Die Einheit, die Zahl, das Zählen ist ein rein geistiges Erzeugnis, nicht so die Arteigenschaften, die Stetigkeit, die Raumzeitlichkeit sinnlicher Erlebnisse: diese sind außergeistig, unbegreiflich. Der Geist ist gezwungen, alles zu verdinglichen und so muß auch das Ich handeln, welches die Manifestation des Geistes im Leben darstellt; dabei ist das Ich auch ein Ding und doch wirklich. Das Ich wird gedacht und erlebt. In der Wirklichkeit des Geschehens muß sich das Ich gegen jede Gefahr behaupten; die in die Dinge projizierte Selbstbehauptung des Ichs wird „Ursache" genannt.

Die Seele ist dasjenige, was Erleben ermöglicht; sie hängt mit dem Körper im Verhältnisse von Sinn und Erscheinung, Zeichen und Bezeichnetem zusammen. Jede Erscheinung muß demnach Sinn haben, d. h. beseelt sein, also dem früher Gesagten entsprechend, muß behauptet werden, daß nicht die Dinge, sondern die Bilder beseelt sind. Der Auffassungsakt, welcher zu Dingen führt, ist wesentlich verschieden von demjenigen, welcher Bilder als Wesen, als Seelen emporsteigen läßt; der erstere Akt ist das Empfinden, der letztere das Schauen. Im Traume wird geschaut. Der Raum wird geschaut, die Stärkegrade der Sinnesdaten empfunden; jede Empfindung ist nichts anderes als Tasten; Tasten aber setzt Selbstbeweglichkeit voraus, weshalb nur triebhafte Wesen, nicht aber Pflanzen empfinden.

Der Geist, als Anlage zur Besinnung, verdrängt die Seele, das schaffende Wirken und ersetzt sie mit dem Dinge und mit der Tat. Im Schicksale greifen jedoch noch immer die dämonischen Seelen ins Reich der Dinge, des mechanischen Ablaufens, ein. — Erlebtes und Erlebnis stehen in polarem Gegenseitigkeitsverhältnis, sie müssen ursprünglich verschmolzen und danach erst entfremdet worden sein. In diesen polaren Gegensatz greift nun das Bewußtsein ein, erst als Sach-, dann als Selbst-, endlich als Beziehungsbewußtsein. Ich meine, es wird zu wenig auf Bergson verwiesen; einmal wo es doch geschieht (Auffassung der Intensität der Sinne als Raumdaten), sollte eher Brentanos Name erwähnt werden.

Dr. I. Hermann.

JOSÉ INGENIEROS: Prinzipien der biologischen Psychologie. Autorisierte Übersetzung aus dem Spanischen von J. Reinking. Mit einer Einführung von W. Ostwald. Verlag Felix Meiner. Leipzig 1922.

Ein klar geschriebenes, lesenswertes Buch! Leider ist dem Verfasser entgangen, daß es eine neue naturwissenschaftliche Seelenforschung, die Psychoanalyse, gibt, deren Grundrichtung eine genetische ist, welche das Psychische mit Bewußtem nicht gleichsetzt, eine Richtung, die von jeher die Parallelität der psychischen Entwicklung mit der organischen behauptet hat und es mit der energetischen Auffassung der Lebensprozesse ernst nimmt. Was also Verfasser oft theoretisch ableitet, hätte er am Beispiele der Psychoanalyse demonstrieren können. —

Das Buch läuft in ein monistisches Glaubensbekenntnis aus. Die kurze Formel der methodischen Anforderung gegenüber der biologischen Psychologie soll nach Ingenieros lauten: „Weder Wundt noch Bergson", d. h. weder Experimentalismus und Parallelismus, noch Intuitionismus und Pragmatismus. Dr. I. Hermann.

Dr. JOH. WITTMANN: Über das Sehen von Scheinbewegungen und Scheinkörpern. Beiträge zur Grundlegung einer analytischen Psychologie. Joh. Ambr. Barth. Leipzig 1921.

Interessiert denn auch diese, in einer weltfremden Werkstätte der experimentellen Psychologie entstandene Arbeit den Psychoanalytiker? Was geht es die Psychoanalyse an, daß es viele Arten von Scheinbewegungen gibt, daß auch ein wirklicher Gegenstand „invers", also in einer Scheinlage gesehen werden kann? Nun, man bedenke, was es bedeutet, daß man die wirklichen Gegenstände auch anders sehen kann, als sie gewöhnlich gesehen werden, daß einfache Figuren in über sechzig phänomenal verschiedenen Raumformen erscheinen können. Dabei lehrt die Erfahrung, daß die Invertierungen wirklicher Gegenstände, das Heraussehen der verschiedensten Formen bei Figuren nur nach einer gewissen Anstrengung, nach Niederkämpfen der Angewöhnung, der Voreingenommenheit gelingen wollen. Ist das Ich noch frei von dieser Angewöhnung, dann können eben die verschiedensten (auch symbolischen) Formen in das Gegebene ganz leicht hineingesehen werden. Auch soll darauf aufmerksam gemacht werden, daß hier nicht einmal von angewöhnten Gedankenrichtungen, sondern einfach von angewöhntem Sehen die Rede ist, trotzdem wirken schon hier Voreingenommenheiten und versperren viele gangbare Wege.

Dr. I. Hermann.

Dr. FRITZ GIESE: Psychoanalytische Psychotechnik. Sonderabdruck aus „Imago", Bd. X, 1924. Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1924.

Dieses neue vor Giese noch kaum betretene Grenzgebiet der Psychoanalyse wird hier nicht systematisch bearbeitet, dazu wäre auch unser bisheriges Wissen zu mangelhaft; was uns Giese vorlegt, ist aber doch am Wege einer weitblickenden, nichts vernachlässigenden, mit klaren Gesichtspunkten operierenden Darstellung. Giese sieht mit Recht in der Psychoanalyse eine Hilfswissenschaft der mit Wertbegriffen getränkten Psychotechnik, meint aber, daß außer der Psychoanalyse in der Psychotechnik auch andere Wissenschaften zu Worte gelangen sollen. Die Psychotechnik soll nicht nur eine beschreibende, sondern auch eine im Wirtschaftsleben in gewissen Beziehungen richtunggebende Lehre werden und dadurch könnte nach dem Verfasser auch das psychoanalytische Wissen einen Einfluß auf die Gestaltung gewisser wirtschaftlicher Neuwerte ausüben. Wie das psychoanalytische Wissen im Wirtschaftsleben verwertet werden kann, wird am Beispiele des Reklamewesens ausgearbeitet: erotisierte Reklame, auf Vorlustmechanismen appellierende, das archaische Denken bewegende, durch das Prinzip der Reihung oder Häufung belebte Reklame werden vorgestellt. Das Aufstöbern der Sadismusfreude der Leute, die Benützung gewisser Symbole (das Kind in der Getränkebranche) geben auch der Psychoanalyse Material zur Beweis-

führung ihrer Behauptungen, wie denn auch die Reklampsychologie direkte Fragen an Psychoanalytiker stellt, so z. B. das Prozentverhältnis der im Publikum verbreiteten fußfetischistischen Vorstellungen.— Ein besonders reges Zusammenarbeiten von Psychotechniker und Psychoanalytiker soll bei der psychologischen Eignungsprüfung verlangt werden. Hier wären ebenfalls die Erfahrungen der Analytiker bei ihren Kranken bezüglich der Ursachen der Berufswahl, Berufsabneigung, des Scheiterns im Berufe, bezüglich der charakterologischen Typologie und der Korrelationen gewisser Eigenschaften zu sammeln und zu verwerten, dann umgekehrt wären durch den Psychotechniker der seelischen Tiefendiagnose dienende Schnellverfahren auszuarbeiten. Giese selbst beschreibt einige selbstausgedachte Verfahren (leider wird von einer objektiven Kontrolle dieser Methoden nicht berichtet), gibt auch eine Kritik des Rorschachschen Verfahrens, das er das ungebildete Publikum betreffend für nicht zweckmäßig findet. Die „Berufskunde" soll Aufklärung bei der Psychoanalyse über emotionelle und erotische Komponenten der Berufe, über das „Materialgefühl" (das Verhältnis des Arbeiters zum bearbeiteten Stoff), über die Berufsneigung und über die „Menschenkunde" überhaupt suchen. Wir sehen nach Gieses Beschreibung das mächtige Arbeitsgebiet dieser Grenzwissenschaft, sehen auch die Schwierigkeiten, welche einerseits durch das ökonomische Prinzip, anderseits durch das Einhalten methodologischer Erfordernisse den richtigen Weg versperren wollen. Es wird keine leichte Aufgabe sein, diese Schwierigkeiten zu lösen!

Dr. I. Hermann.

OTTO LIPMANN: Über Begriff und Formen der Intelligenz. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für angewandte Psychologie. Bd. 24. J. A. Barth. Leipzig 1924.

Gute, systematische Zusammenfassung des Intelligenzproblems auf Grund der Theorie der „psychischen Gestaltung". Die Realitätsanforderung soll durch die Begriffe „zielgerecht", und „sachgerecht" ausgedrückt werden; die Gestalten selbst lassen eine Gegebenheit als ein sinnvolles Ganzes erleben. Dr. I. Hermann.

FELIX KRUEGER: Der Strukturbegriff in der Psychologie. Sonderabdruck aus dem Bericht über den VIII. Kongreß für experimentelle Psychologie in Leipzig (1923). S. Fischer. Jena 1924.

Der durch seine entwicklungspsychologische Richtung bekannte Autor will in diesem Vortrage Klarheit in der Benützung und Bedeutung des Begriffes: psychische „Struktur" schaffen, gibt dabei aber mehr, gibt ein Programm der psychologischen Forschung. Krueger stützt sich auf ältere Gedankengänge von Dilthey, der den Ganzheitsstandpunkt als einer der ersten in der Psychologie vertritt. So werden unter den unmittelbaren Gegebenheiten im Bewußtsein Gefühle und nicht Wahrnehmungen oder Gedanken in den Vordergrund gerückt; neben den Gefühlen kommen dann Gestalten, also besondere Teile von psychisch erlebten Ganzheiten, mit besonderen Wechselbeziehungen zwischen dem Erlebnisganzen und seinen Gliedern oder Teilen, zu Worte. Gefühle und Gestalten sind aber noch Erlebnis-Ganzheiten, keine Strukturen, d. h. keine Bedingungen der

Erlebnisse. Besondere Strukturiertheiten finden sich nicht im Bewußtsein, sondern kommen (z. B. als Erlebnistiefe) ins Bewußtsein. Es gibt also einheitliche Inhalte im Seelischen, und deren ebenfalls einheitliche Bedingungen, das sind eben Strukturen. Strukturen begründen mittelbare, gedachte Zusammenhänge. Die Gesamtstruktur des Seelenwesens soll als relativ beharrend, als dispositioneller Seinsgrund der Erlebnisse, und besonders des Ganzheitscharakters der Erlebnisse gedacht werden. „Struktur bedeutet gegliederte und in sich geschlossene Ganzheit von Seiendem." Aufgabe der Psychologie ist durch fortschreitende Erkenntnis der gegebenen Erlebnisse die Strukturiertheit in ihrer Entwicklung zu bestimmen. Wie nahe diese Auffassung an die Metapsychologie Freuds herankommt („System", „Ich"), wird nirgends erwähnt.

Dr. I. Hermann.

Dr. WILHELM HAAS: Kraft und Erscheinung. Grundriß einer Dynamik des Psychischen. Fr. Cohen, Bonn 1922.

Wie die bereits besprochene Arbeit desselben Autors (Die psychische Dingwelt) als ein erkenntnistheoretischer Begründungsversuch der Psychoanalyse betrachtet werden kann, indem sie die Berechtigung einer bewußtseins-transzendenten psychischen Dingwelt klarlegt, so will das vorliegende Buch eine in die Metaphysik reichende metapsychologische Ergründung der Funktionsweisen dieser psychischen Dingwelt, also auch der psychoanalytischen Begriffe Verdrängung, Abreagieren, Wiederholungszwang bieten: Da durch jede Veränderung eine verändernde Kraft postuliert wird, sollte auch hinter den Veränderungen in der psychischen Dingwelt eine bewegende, belebende, bewußtseins-transzendente Kraft angenommen werden. Die psychische Dingwelt könnte somit von zwei Standpunkten aus betrachtet werden: sie sei einerseits eine wirkliche (nicht nur eine im Bewußtsein sich abspielende) Erscheinungswelt, anderseits eine von wirklichen Kräften getragene Welt. Beobachtet man das Verhältnis von Kraft und Erscheinung, so gelange man zu einer sehr allgemeinen Gesetzmäßigkeit, zum Antagonismus von Kraft und Erscheinung: Gleichen Kräften entsprechen ungleiche Erscheinungen und nur ungleichen Kräften gleiche Erscheinungen. Bei der Reproduktion soll z. B. stets dieselbe Kraft angewendet werden, aber, da die Erscheinung desto weniger Kraft zur Wiederbelebung benötigen würde, je öfter sie bereits belebt wurde, müsse der Kraftüberschuß zur sekundären Veränderung, zur Umgestaltung, respektive Verunstaltung der ursprünglichen Erscheinung verwendet werden. Im allgemeinen soll die psychische Dingwelt durch eine Entwicklungslinie gekennzeichnet werden, und zwar durch die Entwicklung vom Gesetz des Dynamischen (Tendenz zur Wiederholung der gleichen Kräfte) zur Vorherrschaft der Erscheinung (gleiche Erscheinungen), welch letzteres Gesetz nur nach Verdrängung des ersteren hervortreten könne. Die Entwicklungslinie soll aber auch schon eine dritte Stufe erkennen lassen, in gewissen religiösen Erlebnissen soll nämlich der genannte Antagonismus durchbrochen und durch gleiche Kraft die gleiche Erscheinung heraufbeschworen werden (Versenkung in monotone Erlebnisse).

Haas will auf dieser Grundlage die Psychologie des Unbewußten geben, welches (wie z. B. an den Träumen, im Magischen ersichtlich) überhaupt auf der Stufe der dynamischen Wahrheit stehen soll. Die Verdrängung soll die Selbstauflösung der

Kräfte verhindern, das Abreagieren diesen Zustand wieder herstellen. — Psychoanalytisch kann trotz Konzessionen von seiten des Autors gegenüber psychoanalytischen Begriffen die Richtung des Buches nicht genannt werden: die Kräfte, mit welchen Haas arbeitet, schweben irgendwo in der Luft und die wahre metapsychologische Dynamik (die sich auf die Triebiehre stützt) wird nicht einmal berührt. Weshalb der Wiederholungszwang mit der Einführung des Gesetzes des Dynamischen aufhören soll, eine Grundfunktion zu sein, kann ich nicht einsehen. — Zu begrüßen ist die Tendenz des Buches erstens, weil es sich wagt, psychologische Konstruktionen (Metapsychologie) zu erarbeiten, zweitens, weil es — gegenüber vielen verbreiteten Ansichten — in der Arbeitsweise der psychischen Kräfte keine unbedingten Analogien mit derjenigen der physischen Kräfte sucht.

Dr. I. Hermann.

WILHELM BURKAMP: Die Kausalität des psychischen Prozesses und der unbewußten Aktionsregulationen. J. Springer, Berlin 1922.

Die vorliegende Arbeit fußt auf der Idee, daß der im mathematischen Sinne gemeinte Funktionsbegriff auch in die Biologie einzuführen sei. Durch diesen Begriff soll ein System der biologischen Psychologie, möglichst fern von allem Phänomenal-Introspektiven ermöglicht werden. Berücksichtigt werden hier von Burkamp nur die Funktionen des Faktors t (Zeit), also vorzüglich die Kausalfunktion. Beginnend bei den Reaktionen der primitivsten Lebewesen führt uns der Autor zu den entwickeltesten psychischen Akten des Menschen, zu den Wertungen, zur Bildung der Persönlichkeit, der Ideale des Ichs aus der Urpersönlichkeit und Umgebung, lenkt unsere Aufmerksamkeit von den Urmotiven der Handlung — Lust und Unlust — zu den „axiologischen“ Wertungsmotiven: nirgends wird die Kette der Kausalfunktionen durchbrochen gefunden. Doch nicht nur innerhalb des Bewußten, sondern auch unbewußte Prozesse einschließend kann diese restlose kausale Beziehung festgestellt werden. — Die Erwähnung der Psychoanalyse bleibt aus. Das hindert uns nicht zu bemerken, die funktionale Auffassung des Autors verdiene bei einer systematischen Durcharbeitung der Metapsychologie Beachtung.

Dr. I. Hermann.

AUGUST VETTER: Kritik des Gefühls. Kampmann und Schnabel. Prien 1923.

Verfasser unternimmt nichts Geringeres, als eine Gefühlskritik im Sinne Kants zu entwickeln, d. h. die Gefühlsverfehlungen, die durch das Gewissen entdeckt und verbessert werden, ebenso ausfindig zu machen, wie Kant diejenigen Täuschungen eruierte, welche durch unser Wissen bemerkt und berichtigt werden. Beide Kritiken stoßen nach Vetter auf Mängel und Störungen der Sinnlichkeit, was im Gebiete des Gefühls mit Störungen und Konflikten der Erotik gleichbedeutend sei. Diese erotischen Konflikte werden nun im vorliegenden Werke in historischen Epochen, in Kunstrichtungen, in den Erscheinungen der Liebe (Ambivalenz, Homoerotik, Autoerotik, Familienleben), in politischen und religiösen Strömungen dem Leser vorgeführt, ihre Folgen, auf den Begriffen der Verdrängung und Sublimierung fußend, in der Abwendung von der Gegenwart und vom Sinnlichen über-

haupt, in Umkehr- und Rand- (Grenz-) Bevorzugungserscheinungen und in Dual-Spaltungen aufgefunden. Den logischen Grundkategorien von Sein und Nichts, Werden und Vergehen analog sollen vier erotische Grundstadien bestimmbar sein: der vaterhafte und sohnhafte Mann, das mütterliche und töchterliche Weib. — Die Kritik dieser Gefühlskritik verlangt viel mehr Sachkenntnis aus den allerverschiedensten Gebieten vom Referenten, als ihm zur Verfügung steht. In der einfachen psychologischen Behauptung, worauf Verfasser soviel Wert legt, daß nämlich die optische Tiefendimension niemals anschaulich gegeben sein kann, irrt aber Verfasser sicher. Aus der Psychoanalyse scheint der Verfasser hauptsächlich Formalistisches geschöpft zu haben, wenn er auch die kulturgeschichtliche Bedeutung Freuds auf eine viel breitere Basis stellt.

Dr. I. Hermann.

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS: Grundzüge einer Lebenspsychologie. Bd. I. Das Gefühls- und Willensleben. Joh. Ambr. Barth. Leipzig 1924.

Der Autor nimmt in dieser systematisch-psychologischen Arbeit noch entschiedener als bisher Stellung gegen den Sensualismus, gegen jede zerstückelnde Theorie des Seelischen und entscheidet sich für einen vitalistisch gefärbten Ganzheits-Standpunkt. Seine psychologische Grundkategorie ist das unteilbare, auf Lebenserhaltung und Lebensentfaltung hinwirkende, strebende, aktiv gerichtete Ich. Die Psychologie soll sich damit begnügen, die „unselbständigen Teilphänomene" dieses Ichs kennen zu lernen. Diese niemals isoliert darstellbaren Teilphänomene lassen sich nach dem Autor in die folgenden sieben Grundmodifikationen des Stellungnehmens einteilen: 1. Trieb- oder Instinktbestimmtheit. 2. Subjektcharakter. 3. Objekt- oder Gegenstandsbestimmtheit. 4. Der Angepaßtheits- (Lust- oder Unlust-) charakter. 5. Der Verlaufscharakter. 6. Der Aktivitäts- und Spontaneitätscharakter. 7. Der Wertcharakter. — Auf Grund dieser Einteilung gelingt es dem Verfasser, eine auf die Triebe basierte Psychologie auszubauen, welche in die Würdigung der Werte (wir möchten sagen Ichideale) ausläuft. Ideen und Darstellung sind, eingestandenermaßen, durch die Psychoanalyse ziemlich beeinflußt. Es wird die Rolle der unbewußten Phänomene, der Verdrängung, der Hemmungsaktionen, der Sublimierung, der Triebpolarität, ja sogar bis auf gewisse Einschränkungen, die Sexualtheorie und infantile Sexualität anerkannt. Die Trieblehre wird dynamisch fundiert („Konzertieren" — „Wettstreit" — der Triebe), viele motorische Aktionen (gewisse Ausdrucksbewegungen) werden als Reaktionsbildungen gewürdigt. Doch bleibt die Darstellung noch immer zu abstrakt, wenn auch eine Annäherung an das Leben durch Skizzierung einer auf obige Einteilung gegründeten Charakterologie angestrebt wird.

Dr. I. Hermann.

MAX WERTHEIMER: Über Schlußprozesse im produktiven Denken. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Berlin und Leipzig 1920.

Der Psychologie des Denkens soll hier näher gekommen werden, und zwar durch kritisch-psychologische Betrachtung des einfachen Schlußprozesses, des Syllogismus (*mod. barb.*). Die bisherigen Theorien des Syllogismus sollen die Sachlage vom Standpunkte eines Gelehrten beleuchten, der bereits alles weiß und

alles durchschaut hat und nur mehr ordnen will; dieses Standpunktes wegen soll die Frage der *petitio* (der Obersatz enthält bereits die Aussage des Schlußgedankens) bis heute unerledigt geblieben sein. Man soll demgegenüber logisch-genetisch betrachten, dann müsse man gewahr werden, daß hier ein wirklicher Gedankenfortschritt, eine „Umzentrierung", ein „Herausfassen" vorliegt. Der Weg des Schlußprozesses vom Obersatze zum Schlusse, sei durch sogenannte Struktureigenschaften der Begriffe, der Kenntnisse geleitet, es sei kein Zufall, wenn gerade der vorgefundene Mittelbegriff die Brücke zwischen Obersatz und Schlußsatz bildet. Die Sinnhaltigkeit des Syllogismus soll durch die innere Struktur bedingt sein (und nicht durch die rationale Überlegung): „und tatsächlich sind die schönsten Prozesse (wie rein liegt das z. B. bei den Einsteinschen Entdeckungen!) gerade dadurch ausgezeichnet, daß sie die Sachlage von falschen rationalistischen Ingredienzen reinigen, die Sachlage in Reinheit herzustellen suchen." (Vgl. mit Freuds Jenseits des Lustprinzips; „Der sogenannten Intuition traue ich bei solchen Arbeiten wenig zu; was ich von ihr gesehen habe, schien mir eher der Erfolg einer gewissen Unparteilichkeit des Intellekts.")

Daß Wertheimer gezwungen ist, von „innerer Struktur" usw. zu sprechen, folgt aus der Vernachlässigung seinerseits der unbewußten Prozesse, der psychischen Systeme, der Rolle der Verdrängung, aus dem Nichtauseinanderhalten des Vorbewußten und des Bewußten, des Gedankenfortschritts und der Gefühlsübertragung. — Bemerkt sei noch, daß über die produktive, zentrierende Natur der individuell-neuen Erkenntnisse Referent bereits anfangs 1919 einen Vortrag hielt.

Dr. I. Hermann.

KURT MARTENS: Schonungslose Lebenschronik. 1870—1900. Rikola-Verlag, Wien, Leipzig, Berlin und München 1921.

Der Autor dieser glänzend verfaßten Selbstbiographie ist ein in München lebender Schriftsteller, der sich sowohl durch literarische wie kritische Tätigkeit vorteilhaft bemerkbar gemacht hat. Die vorliegende Schrift dürfte zweifelsohne seine bedeutendste Leistung sein, und zwar nicht nur in künstlerischer Hinsicht. Es ist gebührend, ehe wir auf die uns speziell interessierenden Werte des autobiographischen Werkes hinweisen, dem Stilkünstler, der es geschrieben hat, vollste Anerkennung zu zollen. Martens zählt zu den wenigen Schreibbeflissenen in Deutschland, die stets im Konkreten verbleibend, allein schon durch das Stoffliche und Gegenständliche anziehen, sich niemals ins Uferlose verlieren und auch vor dem Schreibtisch gediegene Gesellschaftsmenschen bleiben, die keine anderen als gemeinsame Interessen kennen. Seine Mentalität ist von jener Art, die man unwillkürlich akzeptiert, auf die man eingeht und die man auch bei gegensätzlicher Anlage für vollwertig nimmt. Er ist kein Eigenbrötler, wie die meisten „deutschen" Talente und Genies, sondern durch Zucht und Eigenwille ein guter „Europäer", weniger auffällig, als einen hohen — heute gewiß noch selten erreichten — geistigen Durchschnitt kennzeichnend, also Hoffnung einer gesitteten Zukunft ohne nationale oder völkische Beengtheit.

Die autobiographischen Auslassungen eines Schriftstellers dieser Art sind von vornherein interessant, weil sie für einen kultivierten Typ einstehen, dessen Charakterologie für unsere Zeit nicht ohne Be-

deutung ist. Wahrscheinlich hat dies der Verfasser klar empfunden, denn er behandelt sein Leben bis zum dreißigsten Lebensjahr — der es schrieb, ist fünfzig Jahre alt geworden — fast mit historischer Objektivität. Diese Einstellung macht den ungeheuren Reiz seiner Schrift aus und zusammen mit der Fähigkeit, für alles das treffende Wort leicht zu finden, war es der Anlaß, daß er in ungeschminkter Weise die intimsten Begebenheiten aus dem eigenen früheren Leben preisgeben durfte. „Nicht nur an einen engen Kreis von Literaturfreunden und Memoirenlesern wendet sich dieses Buch, sondern an alle, die Anteil nehmen an den Problemen der menschlichen Persönlichkeit und ihrer Eingliederung in den sozialen Organismus: an Psychologen und Psychiater, an Lehrer und Erzieher, an Historiker und Politiker, an Richter und Kriminalisten . . .“

Indem wir uns zu den Apostrophierten rechnen, machen wir von der Aufforderung Gebrauch und nehmen die „schonungslose Lebenschronik“ des Verfassers im analytischen Sinne zum Gegenstand der Betrachtung. Zunächst interessiert uns das führende Motiv der vorliegenden Schrift, das Bekenntnis an sich. Wir haben es mit einem Analogon der Praxis zu tun: auseinanderstrebende Kräfte, innere Nöte, Mangel eines anderen Auswegs u. dgl., in letzter Hinsicht das Trachten nach Harmonie, die den psychisch Leidenden zum Arzte führen, haben auch diese Generalbeichte hervorgebracht. Durch das Verhältnis zur Öffentlichkeit, das „Künstlertum“ des Verfassers, war die literarische Form als Lösung gleichsam von selbst geboten. Eine moralische Selbstbehauptung, wie sie die gewaltigsten Selbstkenner der abendländischen Geistesgeschichte, Augustinus und Rousseau, anstrebten, war hier nicht entscheidend. Die mehr intellektuell gerichtete und mit einem zwiespältigen Ich im Kampfe stehende Persönlichkeit suchte eher eine reingeistige Ausgleichung. „Der Stachel der Erotik und ein ernüchternder Drang nach Analyse“ sind nach seinen eigenen Worten die Prinzipien seiner Lebensäußerung gewesen. Die reichlichen Materialien der „schonungslosen Lebenschronik“ zeugen für eine durchaus nicht ungehemmte Entwicklung, vielmehr war vom Anfange an jeder stärkeren Triebäußerung ein Dämpfer aufgesetzt, so daß Erlebnis und Erkenntnis sich die Wagschale hielten. Die Offenheit, womit der Verfasser die Entfaltung seines Trieblebens behandelt, darf voll anerkannt werden: der Analytiker wird sich jedoch seiner Kombinationsgaben bedienen müssen, um die fortlaufende Reihe der Erinnerungen — zunächst Deckerinnerungen! — zu ordnen, einzustellen und als Belege weiterer Folgerungen auszunützen. Das Lebensbild ist, wiewohl ein Künstlerleben, an äußeren Begebenheiten durchaus nicht reich. Die Wechselfälle überschreiten nicht den Alltag. Dem Rückblickenden erschloß es sich als ein Kampf homo- und heterosexueller Regungen, die fast bis zur Schwelle des Mannesalters unentschieden gegeneinander wirkten. Der völlig Erwachsene präsentiert sich uns als ein normal Empfindender, der aber ein sehr tief gehendes, ja lebendiges Erinnerungsvermögen für das Abgetane behalten hat. Die Neigung zu gleichgeschlechtlichen Ekstasen zeigt sich schon im Elternhause; die eigenartige Organisation des deutschen Bildungswesens hat ihr dann zu einer systematischen Entwicklung verholfen. Das Leben in den Alumnaten, Pensionaten und Kollegien wird vor uns mit reichlichem Szenenwechsel aufgerollt. Der analytischen Literatur sind diese Materialien nicht mehr unbekannt. Korpsstudentenwesen und mili-

tärische Organisation bilden das Sammelbecken, wo die mit dem Eintritt der Pubertät latent gewordene Homosexualität ihre mannigfaltigen Abfuhren erfährt. In der Schilderung dieser Durchgänge, die wohl keinem gradgewachsenen deutschen Intellektuellen erspart werden, hat den Verfasser unseres Erachtens seine klare Überlegenheit ein wenig im Stich gelassen. Die seelischen Übergänge ins Mannesalter dürften bei ihm vielstimmiger gewesen sein. Jedenfalls sprechen das lange Schwanken in der Berufswahl, die Neigung, zwischen Einsamkeit und Freundeskreis wiederholt zu wechseln, wie auch andere Motive dafür, daß der Ausgleich im Haushalte seines Trieblebens nur allmählich stattfinden konnte. Halten wir uns an das in der „Lebenschronik" gebotene Material — künstlerische Selbstbekenntnisse sind zwar niemals erschöpfend, sie geben aber die Grundelemente verhältnismäßig klar wieder, — so werden wir folgende wichtige Tatsache feststellen können. Die vorherrschende (latente) homosexuelle Strömung wird immer mehr sublimiert und zum Nährboden geistiger Interessen gewandelt. Das Ergebnis präsentiert sich uns in den zahlreichen Porträts von Zeitgenossen, die in knappstem Rahmen mit großer Lebendigkeit dargestellt sind. Schärfe der Charakteristik ist hier mit ausgesprochener Sympathie für das Persönliche gepaart. Es herrscht also gleichsam ein griechischer Zug vor, als seelische Reaktion auf eine Beeinflussung durch die „Männliche Gesellschaft". Viel weniger Einfluß konnten die verschiedenen Frauen auf den Verfasser gewinnen. Ihre „Objekt"-Bedeutung ist ohne Nachwirkung, so daß das Geschlechtliche bei freiester Betätigung doch nur als animalisch-niedrige Lebensäußerung zum Bewußtsein kommt. Es fügt sich dann im analytischen Sinne gut zusammen, daß die weiblichen Mitglieder der Familie als ideale Lebensgefährten gelten. Eine solche Naturanlage — durchaus zur Norm zählend — macht erklärlich, daß nichtsdestoweniger viele Schwankungen notwendig waren, ehe sich die einzelnen Triebäußerungen einem Lebensplane einordnen konnten.

Es steht außer Zweifel, daß eine Existenz, wie sie in der „schonungslosen Lebenschronik" dargestellt ist, als Kulturleistung angesprochen werden muß. Wem die „Eingliederung in den sozialen Organismus" mit Hilfe der erkennenden Geisteskräfte solcherart gelungen ist, der hat sicherlich ein Anrecht darauf, von allen jenen „Fach"leuten ernst genommen zu werden, denen er sein Werk empfohlen hat. Für den Analytiker bietet sich im besonderen so manche Gelegenheit, teils aus einigen Randbemerkungen, teils aus der Fülle des spontan Ausgedrückten ein weiteres Bild von dem Aufbau der dargestellten Menschlichkeit zu gewinnen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Verfasser bei Gelegenheit der Psychoanalyse vollste Anerkennung zollt; wir wollen glauben, daß er nicht nur seinem aufrichtigen Naturell, sondern auch dieser Disziplin die Förderung in der schwierigen Materie der Selbsterkenntnis verdankt. Dr. M. J. Eisler (Budapest).

ROBERT GRAVES: The Meaning of Dreams. Cecil Palmer, London 1924.

Zur Charakteristik dieses Buches genügt folgendes Zitat: „Die Freudsche Theorie lautet, — kurz zusammengefaßt, — daß jeder Traum irgendeinem Wunsche Ausdruck verschafft, den der Träumer in seinem Wachleben nicht erfüllen konnte, ja nicht einmal auszudenken wagte, sei es wegen seines irgendwie abstoßenden oder naturwidrigen Inhalts, oder weil er der schärfsten Kritik der Nebenmenschen

ausgesetzt wäre. Diese Wünsche haben ihren Ursprung im Triebleben, so daß Freud, um für das Träumen bei Kindern eine Erklärung zu finden, genötigt war, schon von sehr kleinen Kindern anzunehmen, daß sie denselben Leidenschaften und Neigungen unterlegen seien wie erwachsene Personen; es ist das jener Satz, durch den Freud so großen Anstoß erregt hat und der alle vernünftig Denkenden mehr denn je von dem Thema abgeschreckt hat, vor allem, da Freuds Theorie bald eine Anzahl Schüler nach Wien zog, die das Anstößige um seiner selbst willen suchten, so daß die Arbeiten, die sie auf Grund der vom Professor aufgestellten Richtlinien leisteten, oft die Unanständigkeit zu ihrem Hauptzweck hatten. Freuds Begriff der Sexualität, den er in erweitertem Sinn gemeint hatte, wurde so immer mehr eingeschränkt, und die Funde seiner Schüler ihm vielleicht mit Unrecht zum Vorwurf gemacht" (S. 11 und 12).

An einer andern Stelle erklärt der Autor, daß „Rivers der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen hatte, indem er . . . das ganze Thema in eine verständlichere und anziehendere Form gebracht hatte" (S. 19). Im ganzen Buch finden sich die phantastischesten Traumdeutungen des Autors. Vielleicht am belustigendsten klingt die Behauptung, daß Schlangen in Träumen gewöhnlich „ein Symbol für Freundesverrat" darstellen (S. 65).

Man kann nicht behaupten, daß diese Mischung von grober Unwissenheit, Böswilligkeit und Voreingenommenheit eine sehr würdige Basis für ein derartiges Buch bildet. Der einzig lesbare, aber auch äußerst oberflächliche Abschnitt ist das Schlußkapitel über „Träume und Dichtung". Dr. Ernest Jones (London).

OSKAR A. H. SCHMITZ: Psychoanalyse und Yoga. Otto Reichl Verlag. Darmstadt 1923.

Die Psychoanalyse soll als Mittel dienen, um die unbewußten Hemmungen zu beseitigen, die den modernen Europäer hindern, sich nach Art des Yogi zu versenken, sein „metaphysisches Selbst" zu erreichen. Es handelt sich nach Schmitz um eine Verbindung von bewußter Methode und individueller Mystik, welche die „Einseitigkeit der Analyse", sofern sie menschliche Höherentwicklung (nicht therapeutische Wirkung) bezweckt, durch eine vom schöpferischen Selbst ausgehende Synthese des Ichs überwindet. Die Kombination von Analyse mit der *contention* Baudouins, die auch nur eine Form der autohypnotischen Versenkung ist, bildet die Technik dieser „Yogamethode für Europäer", welche sich letzten Endes aus einer mangelhaften psychologischen Durchdringung der analytischen Methode und der Versenkungslehre erklärt. Auf die große Ähnlichkeit zwischen jener und der Lehre Buddhas ist schon mehrfach hingewiesen worden. Wenn wir die metaphysischen Fingerzeige von Schmitz, deren praktische Verwirklichung beim einzelnen immerhin erheblichen Schwierigkeiten begegnen dürfte, in die Sprache der Libidotheorie übersetzen, können wir sagen: Ebenso wie in der buddhistischen Versenkung geht hier durch vollkommenes Einziehen der libidinösen Besetzungen von der Außenwelt die Regression über die in der Analyse durch Introversion erreichte narzißtische Stufe hinaus bis in den psychischen Zustand des intrauterinen Lebens zurück, wo der Unterschied zwischen Subjekt und Objekt aufgehoben ist. Die dem Selbst, dem „schöpferischen Weltschoß" (!) in der

Individuation, von Schmitz zugeschriebene „göttliche Allmacht und Allwissenheit" erinnert an die Allmacht des Kindes im Uterus.

Schmitz, der manche Teile der Libidolehre wirklich gut erfaßt hat und auch für ein breiteres Publikum gut darzustellen vermag, macht sich doch immer wieder gewisser Mißverständnisse schuldig. Vor allem scheint ihn das aus der Chemie entlehnte Wort „Analyse" irrezuführen, indem er den Vorgang so schildert, als ob das Seelenleben des Patienten tatsächlich durch die psychoanalytische Behandlung atomisiert würde und noch einer psychosynthetischen Ergänzung durch eine philosophisch-seelsorgerische Erziehung bedürfe; in Wirklichkeit regt ja der analytische Prozeß die Dynamik des Unbewußten von selbst, ohne wesentliches Dazutun des Arztes, zu neuen Bindungen von Ich und Libido, zu neuen Realanpassungen der Triebe an. Die Psychoanalyse läßt das Selbst erobern, ohne die Außenwelt, das rationale Leben zu verlieren, und gerade gegen diese soziale Funktion der Analyse grenzt Schmitz in schroffer Weise seine narzißtische Methode ab, indem er Freuds angeblich bürgerlich-materialistische Weltanschauung bekämpft. Auch wirft er ihm „Verdrängung der Werte" vor: das künstlerische Talent oder das Streben, Besonderes zu leisten, sei nach Freud „nichts als Narzißmus". Solche Übertreibung lag Freud fern. Jedenfalls entscheidet über den Wert eines psychischen Phänomens niemals die Herkunft der Libido, die dabei verwendet wird. Aber was hat die Psychoanalyse, die im Sinne ihres Begründers eine Forschungs- und Heilmethode ist, mit einer bestimmten Weltanschauungslehre oder Wertung zu tun? Der Raummangel verbietet, weitere Behauptungen von Schmitz, soweit sie die Lehre Freuds betreffen, richtigzustellen; freilich ist nicht immer ersichtlich, ob Schmitz Freud selber treffen will oder nur gewisse Ärzte, die sich als Psychoanalytiker ausgeben.

Dr. A. Winterstein (Wien).

W. L. NORTHRIDGE, M. A., Ph. D.: Modern Theories of the Unconscious. Introduction by Prof. J. Laird, M. A. Kegan Paul. Trench, Trübner & Co. London 1924.

Im Gegensatz zu vielen andern Büchern, die ohne persönliche Erfahrung über die Tiefen des Seelenlebens geschrieben sind, verdient diese Arbeit die Achtung des Lesers. Sie ist ein ernsthafter Versuch, in sachlicher und vorurteilsfreier Weise die vielen bisher aufgestellten Theorien des Unbewußten zu würdigen. Der Autor besitzt an wertvollen Fähigkeiten für seine Aufgabe eine weitgehende Kenntnis der Literatur, leider nicht ohne bedenkliche Lücken, und eine Ehrlichkeit der Gesinnung bei voller Vorurteilslosigkeit, wie man es auf diesem vielumstrittenen Gebiet nicht oft findet. Man sieht, daß der Autor sich mit dem Thema eingehend beschäftigt hat und seine Folgerungen klar und unparteiisch zu äußern versteht. Auf der andern Seite aber läßt die Arbeit zwei wichtige Mängel erkennen: die Kenntnisse weisen Lücken auf und das kritische Vermögen ist meiner Ansicht nach unzulänglich. Man hat daher im ganzen von dem Buch den Eindruck der Unreife und Voreiligkeit. Es wäre sicher besser geworden, wenn der Autor in persönlichem Kontakt mit Forschern auf diesem Gebiet gestanden hätte.

Das Buch behandelt ganz dasselbe Thema wie die Arbeit Levines, die

nicht erwähnt wird. Es ist reicher als dieses, aber nicht so zuverlässig und ins Einzelne gehend. Der erste — weitaus bessere — Teil enthält die Darstellung voranalytischer Theorien, der zweite behandelt die Psychoanalyse.

Die unzureichenden kritischen Fähigkeiten des Autors verraten sich nicht nur in seinen Schlußfolgerungen, wo die Eigenart des Stoffes immerhin vieles entschuldigen würde, sondern auch in andern Hinsichten, besonders in der zu geringen Differenzierung bei der Behandlung verschiedener Autoren. So bespricht er Janets Arbeiten in angemessener Weise, die von Sidis (den er nebenbei fälschlich im Präsens zitiert) aber mit übertriebener Ausführlichkeit. Rivers erfährt eine zu eingehende Würdigung auf Kosten Jungs, von dessen Theorie der Autor wichtige Züge unbesprochen läßt: die Theorien von Maeder und Silberer hätten in einer solchen Arbeit nicht unerwähnt bleiben dürfen. Schließlich neigt der Autor dazu, alle Stellen aus der psychoanalytischen Literatur, gleichgültig von wem sie stammen, als authentisch zu behandeln, was leider durchaus nicht berechtigt ist; so kann es vorkommen, daß er eine höchst fragwürdige oder schlecht dargestellte Theorie mit den Worten „wie man in der Psychoanalyse sagt" zitiert, ohne diese von Freuds eigenen Schriften zu unterscheiden.

Wie bereits angedeutet, scheint der Autor in der Auswahl seiner Lektüre, die im wesentlichen die Quelle seines Wissens ausmacht, mehr in die Breite als in die Tiefe gegangen zu sein; er hat vieles, aber oft zu oberflächlich gelesen. Zum Beispiel hätte man, da die Freudsche Theorie offenbar die Anregung zu der Arbeit gegeben hat, übrigens auch ihr Hauptthema ist, von einem ernsthaften Forscher, wie dem Autor, eigentlich erwarten müssen, daß er zur Erfüllung seiner Aufgabe zumindest die Lektüre der diesbezüglichen Schriften Freuds für unerläßlich hielte. Wir haben aber allen Grund anzunehmen, daß er nicht einmal deutsch lesen kann. Seine Literaturangaben beschränken sich auf Freuds „Vorlesungen" und die „Traumdeutung", eine einzige Bemerkung über die Massenpsychologie ausgenommen. Er spricht zwar immer wieder von Freuds neuesten Theorien, erwähnt aber als letzte die über den Narzißmus, die vor mindestens zehn Jahren entstanden ist; alle späteren Arbeiten Freuds übergeht er eigentlich, obwohl viele, vor allem die „Massenpsychologie" und „Das Ich und das Es", für die hier aufgeworfenen Fragen von weittragendster Bedeutung sind. Auch Freuds wichtige Abhandlung über das Unbewußte wird nicht erwähnt, was bei dem Titel des Buches als eine besonders unverzeihliche Vernachlässigung erscheint.

Das Buch enthält vier Kapitel. Das erste, eine gedrängte Zusammenfassung aus Bretts meisterhaftem Werk, ist vielleicht das beste. Es gibt eine vorzüglich klare Darstellung der Hypothesen und Theorien des Unbewußten von Plato bis Ribot. Der Autor hätte hier schon, wie an späterer Stelle (S. 127) eindeutig klarlegen sollen, daß es sich in den meisten dieser Arbeiten, vor allem bei Leibnitz, in Wahrheit um das handelt, was man heute als unter- oder vorbewußt klassifizieren würde. Mit Recht heißt es, „daß vom Standpunkt der Freudschen Lehre aus keine der früheren Theorien des Unbewußten so wichtig ist wie die Lehre Schopenhauers" (S. 11). Eine Reihe von Irrtümern, die in diesem Abschnitt vorkommen, sollen später in geeigneterem Zusammenhang erwähnt werden.

Das zweite Kapitel bringt eine ausgezeichnete Darstellung der Myersschen Theorie der Unterschwelligkeit. Das aus-

führliche und interessante Referat von Dr. Mitchell über den Fall Doris Fischer (nicht Fitscher) hätte nicht nur flüchtig erwähnt werden sollen.

Das dritte Kapitel führt den Titel „Die Theorien des Unbewußten" und referiert mit großer Klarheit die Arbeiten und Ansichten von Janet (Binet wird in diesem Zusammenhang nicht erwähnt), Sidis und Morton Prince; es ist die beste uns bekannte Darstellung dieser Art und dieses Umfangs. Der Wert dieses Kapitels wird aber beeinträchtigt durch eine ganz unverhältnismäßig ausführliche Besprechung der sogenannten „Schule von Nancy", die der Autor viel zu ernst nimmt. Er versäumt es, darauf hinzuweisen, daß die Arbeiten dieser „Schule", so viel sie auch von sich hören macht, keinen einzigen neuen Gedanken enthalten, wenn auch manche alte neuerlich ausgebeutet werden. Auf S. 68 finden wir die unbewiesene Behauptung, daß sich der Einfluß Bergsons in der Psychoanalyse nachweisen läßt; vielleicht denkt der Autor dabei an Jung, aber das hätte er ausdrücklich sagen müssen.

Der Verfasser geht nun vom „Unbewußten" zur Besprechung der Psychoanalyse über und polemisiert hier gegen eine Behauptung des Referenten des Inhalts, daß diese sich völlig unabhängig von Janets Arbeiten entwickelt hat. Als einzigen Beweis führt er an, daß „Freud sich, kurz bevor er sein großes System schuf, in Paris aufhielt, wo die Arbeiten Janets sehr bekannt waren. Es ist unvorstellbar, daß diese keinen Einfluß auf ihn ausgeübt hätten" (S. 97). Und doch entsprach meine Feststellung ganz den Tatsachen. Als Freud nach Paris kam, übertraf seine Kenntnis über den Dissoziationsmechanismus bereits alles, was Janet darin selbst bis heute erreicht hat. Janets Arbeiten waren zu der Zeit in Paris nicht bekannt (aus dem einfachen Grund, weil sie noch gar nicht entstanden waren), ebensowenig wie zwanzig Jahre später, als ich selbst dort arbeitete, und ich weiß aus bester Quelle, daß Freud erst viel später von ihnen hörte. Es sei außerdem daran erinnert, daß Janets beste Arbeiten dem Gebiet der hysterischen Stigmata angehören, für das sich Freud niemals interessiert zu haben scheint. Allerdings zitiert er Janet in einer zehn Jahre später abgefaßten Schrift zur Unterstützung dieser nunmehr weitgehend ausgestalteten Theorie; aber weder sein Tatsachenmaterial noch seine Theorien leiten sich im entferntesten von Janet ab.

Dann folgt eine Darstellung der Psychoanalyse, natürlich in sehr elementarer Form. Ganz richtig betont der Autor, daß nach Freud das Unbewußte sowohl wichtige, niemals bewußt gewesene Elemente enthält, als auch solche, die früher im Bewußtsein waren. So heißt es an einer Stelle: „Er (Freud) macht es klar, daß seine Theorie nicht auf vorgefaßten Meinungen beruht, sondern sich aus der Erforschung des normalen und kranken Seelenlebens ergeben hat. Dies ist, meiner Meinung nach, das große Verdienst der Freudschen Theorie: sie ist auf Tatsachen aufgebaut und bemüht, ihnen gerecht zu werden" (S. 125, 124). Dann folgt eine Beschreibung der Theorien von Adler, Jung und Rivers, wobei er sichtlich Jung den Vorzug gibt. Er verwirft zwar dessen Aufstellung eines „kollektiven Unbewußten" als unnötig, da man den hier in Frage stehenden Tatsachen auch anders gerecht werden könne, aber er hält Jungs Traumdeutungsmethode für „praktischer" als die von Freud. Jedoch bringt jede ihre Gefahren mit sich: bei Freud kann der Patient zu sehr durch Suggestion beeinflußt werden, während Jungs Methode „der Willkür und Spe-

kulation viel zu freien Spielraum gewährt" (S. 155). Diese widersinnige Behauptung läßt einen Mangel an scharfem Denken in diesem Punkte vermuten; der Autor hat niemals den Inhalt der eigentlichen Kritiken von Psychoanalytikern über Jungs „Methode" und Theorien erfaßt (oder sie wahrscheinlich nicht einmal gelesen). Er ist ganz in dem Irrtum von Jungs, wie er meint, „unwiderlegbarem Argument" befangen, daß man jedes beliebige Traumelement als symbolisch auffassen dürfe (S. 154). Er hat entschieden keine deutliche Vorstellung von dem, was man in der Psychoanalyse unter Symbolik versteht, und kommt bei seiner verallgemeinernden Verwendung des Terminus zu der unrichtigen Behauptung, daß nach Freud „Vorstellungen mit Unlustcharakter nur in symbolischer Form ins Bewußtsein zugelassen werden" (S. 129).

Über das Thema „Vererbung" finden wir einige unbewiesene Behauptungen, z. B., daß Freud ihr für das Zustandekommen psychischer Erkrankungen gegenüber den individuellen Erlebnissen eine sehr untergeordnete Bedeutung zuweist (S. 114). Freud hat zwar darauf hingewiesen, daß die Erlebnisse der Kindheit als wichtiges Moment zu den aktuellen und zu den Vererbungsfaktoren hinzutreten, aber er hat niemals die Bedeutung der letzteren unterschätzt, obgleich er zugeben mußte, daß der heutige Stand unseres Wissens oder besser Nichtwissens über die Faktoren der Vererbung vorläufig noch keinen Vergleich ihrer relativen Bedeutung gestattet. So ist es falsch, zu behaupten, daß „Jung in viel größerem Ausmaße als Freud die Macht der Vererbung in ihrem Einfluß auf das spätere Leben anerkennt" (S. 143); Jung vernachlässigt einfach die Bedeutung infantiler Momente. Wenn wir in Betracht ziehen, welchen Nachdruck Freud immer wieder auf die vorher bestimmte Reaktionsweise des Kindes auf verschiedene Erlebnisse legt und, wie er sichtlich geneigt ist, die ontogenetischen Reaktionen als Wiederholungen der phylogenetischen aufzufassen, scheint er der Vererbung eine ungemein hohe Bedeutung beizumessen.

In der Frage des formalen Inhalts des Unbewußten gerät der Autor ernstlich in Verwirrung, wahrscheinlich aus subjektiven Gründen. Zunächst begeht er den Irrtum, zu behaupten, daß nach Freud das Unbewußte so gut wie unerkennbar ist (S. 17), eine Ansicht, zu der er selbst neigt, wie folgender (im Zusammenhang mit der Arbeit von Prince geschriebener) Satz zeigt: „Entweder sind die marginalen Elemente des Bewußtseins Vorstellungen, die nur schwach vom Bewußtsein erhellt sind, oder es sind überhaupt keine Vorstellungen; letztere Annahme erscheint mir als die wahrscheinlichere" (S. 93). Da er Freuds Arbeit über das Unbewußte nicht gelesen hat, ist er sich auch nicht klar darüber, ob man im Unbewußten Affekte annehmen kann oder nicht, und wirft die Frage auf, ob nicht Strebung ein geeigneterer Terminus wäre als Affekt (S. 134-136). Da andere Autoren mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen scheinen, möchte ich vielleicht folgendes zur Klärung der Tatsachen sagen: Freud ist der Ansicht, daß der unbewußte Primärvorgang seinem Wesen nach triebhaft ist, eine von einem Trieb herstammende Strebung, die durch irgendeinen Reiz hervorgerufen ist. Dieser Trieb ist wahrscheinlich immer durch eine Vorstellung repräsentiert (Triebrepräsentanz ist Freuds bevorzugter Ausdruck dafür), so daß die Vorstellung eigentlich den einzig wahrnehmbaren Teil des Triebes ausmacht; natürlich ist Freud der Ansicht, daß im Unbewußten eine große Anzahl Vorstellungen vorhanden ist, die sich aber von

den Vorstellungen des Bewußtseins in einem bemerkenswerten Punkt unterscheiden: sie sind Sachvorstellungen ohne irgendwelche sprachliche Beziehung, während sie in den anderen seelischen Schichten mit Wortvorstellungen verknüpft sind. Niemand glaubt, daß es unbewußte Gefühle im strengen Sinne des Wortes gibt; was aber die Affekte angeht, so kann man sagen, der unvermeidliche Terminus „unbewußter Affekt" ist die Bezeichnung für „einen Affekt, der entstünde, wenn die entsprechende Regung nicht im Unbewußten aufgehalten würde".

Am Ende des Buches, in dem kritischen Kapitel „Schlußfolgerungen", das viel schwächer ist als der referierende Teil, läßt der Autor seine bisherige Vorurteilslosigkeit und was er vorher an Verständnis bewiesen hat, vermissen, und sein Standpunkt läßt sich jetzt nur schwer von dem der Schulpsychologie unterscheiden. Er beginnt zwar mit den Worten: „Wir halten die Lehre von Freud und seinen Schülern für die wichtigste unter den Theorien des Unbewußten" (S. 173), aber „sie muß mit gewissen Einschränkungen und Modifikationen angenommen werden" (S. 174). Wir werden uns überzeugen, daß diese „Modifikationen" beinahe das ganze System der Psychoanalyse wieder aufheben.

Seine Kritik wendet sich anscheinend vor allem dagegen, daß die Psychoanalyse die Bedeutung des Bewußtseins unterschätzt und ihm nur eine rationalisierende Funktion zuerkennt. (Es ist allerdings richtig, daß die Psychoanalyse das Bewußtsein aus seiner bisher unumstrittenen Stellung entthront hat, aber der Autor hat sichtlich nicht erfaßt, was für die Psychoanalyse die eigentliche Bewußtseinsfunktion ausmacht.) „Es denkt, fühlt und will, und zwar unabhängig von Einflüssen und Motiven des Unbewußten, denn was müßte man sonst von dem System der Psychoanalyse selbst halten?" (S. 179.) Im folgenden will der Autor dem Unbewußten anscheinend jeden eigentlichen psychischen Inhalt absprechen. „Die Bezeichnung ‚Unbewußt' ist durchaus verständlich; denn es sind damit jene Zustände oder Vorgänge gemeint, von denen wir tatsächlich nichts wissen. Aber die Behauptung, daß es Vorstellungen, Affekte, Wünsche und Befürchtungen geben könne, von denen wir nichts wissen, klingt widersinnig. In Worten wie ‚Vorstellung' ‚Affekt' und anderen derartigen Terminis ist der Begriff eines Bewußtseins schon enthalten und die Bezeichnung ‚unbewußte Vorstellung' bedeutet daher fast soviel wie ‚unbewußtes Bewußtsein' ... Es kann unmöglich ‚unbewußte Vorstellungen' oder ‚unbewußte Wünsche' geben, wenn nicht alles, was wir der Selbstbeobachtung unserer Bewußtseinsvorgänge verdanken, hoffnungslos irrig sein soll" (S. 180, 181). Was bleibt also noch im Unbewußten bestehen? Nach unserem Autor nichts außer verschiedenen psychischen Dispositionen, Spuren oder Strebungen. Diese setzen sich zusammen: *1)* aus Eindrücken, die frühere Affekte hinterlassen haben, *2)* aus dem Bedeutungsinhalt gewisser Strebungen, aber „... es ist sicherlich falsch, den verborgenen oder unbekannten Sinn einer bewußten Strebung als ‚unbewußte Vorstellung', ‚unbewußten Wunsch' oder ähnlich zu bezeichnen (S. 189) und *3)* aus verbotenen Wünschen, die durch Sublimierung vollkommen aus dem Unbewußten verschwinden (welche Erklärungsmöglichkeit gäbe es dann für die Regression?) und ähnlichen Begehrungen, die einst bewußt waren; die Triebe, die vom Bewußtsein abgehalten werden, ohne dabei einen Ausweg in sublimierte Betätigungen gefunden zu haben, sind somit die wichtigsten Faktoren des Unbewußten, aber sie

bestehen unbewußt als Tendenzen oder Dispositionen, nicht als Vorstellungen oder Wünsche" (S. 190).

Wir sehen, was der Autor auf der einen Seite wegnimmt, gibt er auf der anderen wieder hinzu, denn während es einen Augenblick so scheint, als sei alles endgültig aus dem Unbewußten eliminiert, bleibt dann wieder genug übrig, um die meisten Psychoanalytiker zufriedenzustellen. Dieser Widerspruch ließe sich schwer erklären, erblickten wir darin nicht eine uns vertraute Äußerung ambivalenter Einstellung. Der Autor gibt uns hier in der Tat ein hübsches Beispiel eines Menschen, der im gewöhnlichen Sinn des Wortes keine Vorurteile zeigt, der aber offenbar heftige Widerstände hat, von denen er selbst gar nichts ahnt. Betrachten wir weiter diese Seite der Einstellung, denn bei dieser Art, sich mit dem formalen System der Psychoanalyse auseinanderzusetzen, müssen wir von der Beurteilung ihres wirklichen Inhalts noch mehr erwarten.

Der Autor gibt zu, daß manche Träume Wunscherfüllungen enthalten, aber soviel wußte man lange vor Freud; als Beweis dafür zitiert er eine Stelle aus der Literatur, die sich auf die Erfüllung bewußter Wünsche bezieht. „Es folgt aber noch nicht, daß alle Träume als Wunscherfüllungen zu deuten sind" (S. 175) — sonst bringt er keinen Beweis. In der gleichen Weise werden auch andere Theorien Freuds behandelt. „Ähnliches gilt von den täglichen Fehlleistungen und anderen ‚Symptomhandlungen'. Weil man gewisse Fehlleistungen als ‚Kompromißbildungen' erklären konnte, hat man kein Recht zu der verallgemeinernden Behauptung, daß alle dazu gehören, und wenn eine unbewußte Bindung an einen Elternteil sich an der Wurzel mancher Fälle neurotischen Leidens findet, dürfen wir die Möglichkeit anderer, für die Ätiologie in Betracht kommender Faktoren nicht ausschließen" (loc. cit.). Über die infantile Amnesie heißt es: „Dieses Vergessen bedarf in vielen Fällen keiner eigenen Erklärung; es entspricht einfach dem allgemeinen Gesetz zu vergessen" (S. 186).

Am besten zeigt sich die Tendenz zu nivellieren und das Fehlen einer gewissen „Größenperspektive in der Psychologie" an folgendem Beispiel: Mit Anerkennung für Rivers räumt er ein, daß sexuelle Faktoren bei psychischen Erkrankungen eine Rolle spielen mögen, leugnet aber, „daß diese immer die eigentliche Ursache der Neurose sind". „Geben wir die Beschreibung eines Falles, den ich kürzlich mit sehr weitgehendem Erfolg zu analysieren versucht habe und der mich zu obiger Behauptung veranlaßt hat" (S. 165). Diese Patientin wurde alles in allem sechsmal je eine halbe bis eine ganze Stunde per Woche beobachtet. Ihre Symptome, die mit Todesgedanken in sichtlichem Zusammenhang standen, schwanden, als sie unter Affektbegleitung die bewußte Erinnerung des zwischen ihr sechstes und siebentes Lebensjahr fallenden Todes ihrer Schwester reproduzierte. (Die Besserung war vermutlich ein Resultat der Übertragung und der Bekräftigung in dem Glauben des Analytikers an die primäre Bedeutung der Beschwerden.) Ob man das Recht hat, auf Grund einer solchen „Analyse" Schlußfolgerungen zu ziehen und von ihnen zu glauben, daß sie Freuds dreißig Jahre intensiver Arbeit umstürzen könnten, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden, ebensowenig bei folgender Stelle: „Könnte die allgemeine Nervosität und Empfindlichkeit, die für später an Neurose Erkrankenden charakteristisch sind, nicht auf unvernünftige Erziehung zurückzuführen sein, vor allem auf die Erzählungen allzu

vieler unheimlicher Geistergeschichten, die man in Kinderbüchern zu häufig antrifft?" (S. 169). Auf keinem anderen Gebiet als in der Psychologie wäre diese Naivität zugleich mit dem Scharfsinn möglich, der sich sonst in demselben Buch verrät.

Für eine eventuelle spätere Auflage möchten wir dem Autor die Richtigstellung folgender Irrtümer nahelegen: Es stimmt nicht, daß Freud alle Wünsche letzten Endes für sexuell erklärt (S. 15). Freud hat über den Fall des Fräulein Anna O. weder gemeinsam mit Breuer noch sonst irgendwie gearbeitet (S. 99). Wir haben nie davon gehört, daß Patienten ersucht wurden, während der Analysenstunde die Augen zu schließen (S. 115). Es ist nicht die Meinung Freuds, daß jeder Traum im Unbewußten entsteht (S. 132); er ist im Gegenteil der Ansicht, daß kein Traum dort seinen Ursprung hat (sondern im Vorbewußten) und ferner, daß manche Träume mit dem Unbewußten gar nichts zu tun haben; auch heißt es nicht, daß jeder Traum als Grundelement sexuelles Material enthält (S. 154). Schließlich steht der Autor nicht, wie er meint, im Widerspruch zu Freuds Auffassung des Unbewußten, wenn er die Ansicht vertritt, es könne sich aus irgendwelchen der Verdrängung unterliegenden Strebungen zusammensetzen, nicht nur aus solchen, die dem Sexuellen angehören (S. 179).

Das Register des Buches ist sehr unvollständig, die bibliographischen Angaben sind nachlässig zusammengedrängt, bei manchen fehlen sogar die Namen der Autoren.

Wir waren genötigt, auf die schweren Mängel dieses ambivalenten Buches hinzuweisen, aber wir wollen zum Abschluß einige Sätze vom Ende zitieren, wo die andere Seite der Ambivalenz, wie wir hoffen, für immer, die Oberhand gewinnt. „Schließlich kann, wie immer das Schicksal der Freudschen Theorie in ihrer gegenwärtigen Fassung sein mag, kein Zweifel darüber bestehen, daß seine Psychologie eine Verständnis- und Erklärungsmöglichkeit des Lebens in einem Ausmaß gegeben hat, das bisher unerreicht war" ... „Freud hat Recht, wenn er diejenigen, die der Psychoanalyse mit Geringschätzung gegenüberstehen, dazu auffordert, sie selbst zu erproben, um ihren Wert zu erkennen. Wir haben uns überzeugt, daß das richtig ist" ... „So liegt meiner Meinung nach der größte Dienst, den uns die neuen Forschungen über das Unbewußte geliefert haben, in der Schaffung eines neuen Gesichtspunktes, von dem aus man das Leben und Verhalten des Menschen untersuchen kann" (S. 192).

Dr. Ernest Jones (London).

ANGELO CARRARO: Die wissenschaftlichen Grundlagen des Freidenkertums. Freidenker-Jahrbuch 1922. Herausgegeben vom Verlag des Freidenkerbundes in Österreich.

Der Verfasser weist in dieser Übersicht darauf hin, daß die Psychoanalyse einen außerordentlichen Einfluß auf das Verständnis der Gefühlsäußerungen im Gebiete des Religiösen gewonnen habe. Sie bringe ganz neue Aufschlüsse über viele der wichtigsten Probleme der Religionsforschung und beweise die Einheitlichkeit des Seelenlebens aller Völker- und Kulturstufen. „Trotzdem vieles noch unfertig und verbesserungsbedürftig sein mag, ist diese Methode eine durchaus ernste und wird den heute auch in Ärztekreisen noch waltenden Widerstand

gewiß überwinden, für die Erklärung des Religiösen ist sie unentbehrlich geworden." Auf Freuds „Totem und Tabu" wird nachdrücklich hingewiesen, daneben werden die Werke Ranks, Róheims, Reiks genannt. Dr. Th. Reik (Wien).

TRAITÉ DE PSYCHOLOGIE, herausgegeben von Georges Dumas, Professor für Experimentalpsychologie an der Sorbonne. 2 Bände. Felix Alcan. Paris 1923/24.

Dieses Lehrbuch, zu dessen Mitarbeitern einige bedeutende französische Psychologen zählen, stellt eine gewaltige Arbeitsleistung dar. Man kann zwar nicht sagen, daß die Probleme nach den neuesten Gesichtspunkten behandelt sind, aber das Werk gibt doch immerhin eine allgemeine Übersicht über die Forschungen in Frankreich von Ribot bis auf unsere Zeit. Es ist bedauerlich, daß von der ausländischen Literatur nur solche Werke berücksichtigt wurden, die zumeist vor fünfundzwanzig oder dreißig Jahren erschienen sind.

Obwohl die Besprechung mancher Kapitel sehr lohnend wäre, bin ich an dieser Stelle doch gezwungen, das Buch nur in bezug darauf zu besprechen, welche Stellung der Psychoanalyse darin eingeräumt wird. Vor allem muß festgestellt werden, daß sich kein einziges Kapitel mit dem Instinkt beschäftigt. Diese Lücke ist um so bedauerlicher, als gerade Freud und Mac Dougall diesem Problem besondere Wichtigkeit beigemessen haben. Ebenso ist die Psychologie der Beziehungen innerhalb der Familie gänzlich vernachlässigt worden. Man wundert sich auch, daß die Psychoanalyse in den Kapiteln Affekte, Vorstellungen, Erinnerungen, Liebe, Ästhetische Gefühle, Künstlerische Produktion, Bewußtsein und Unbewußtes überhaupt nicht erwähnt wird.

In dem Kapitel über die Träume bringt Delacroix eine kurze Darstellung der Freudschen Lehre. Seine Einschränkungen hindern ihn nicht, den Wert der psychoanalytischen Untersuchungen für die Traumpsychologie zuzugeben.

Challay macht in dem Kapitel „Genetische und ethnische Psychologie" nur sparsame Anleihen bei Freud. Hingegen gibt Dumas im Kapitel „Pathologische Psychologie" eine gedrängte, kritische Darlegung der Psychoanalyse. Er wirft Freud seine dynamische Auffassung und die daraus sich ergebende Vorstellung vom Unbewußten vor. Alle diese Termini seien nur Abstraktionen und hätten bloß praktischen Wert. Dumas findet, daß der Freudismus eine große Anzahl von interessanten Beobachtungen aufweise, aber er macht den Psychoanalytikern den Vorwurf, daß sie die Bedeutung dieser Beobachtungen übertrieben und sie zu sehr verallgemeinert und systemisiert hätten. Er ist mit Ribot der Ansicht, daß die originellste und unanfechtbarste Gesetzmäßigkeit, die Freud aufgedeckt habe, die Lehre von der Verdrängung sei. Darüber schreibt er folgendermaßen (Bd. II, S. 1032): „Es ist sehr richtig, daß eine große Menge von Wünschen an der Schwelle des Bewußtseins durch die geordneten Gewohnheiten und Empfindungen, die die Zensur bilden, aufgehalten werden, und zwar durch einen Mechanismus, den Freud das Vorbewußte nennt und den andere als Unterbewußtes bezeichnen würden. Es ist auch ebenso richtig, daß viele dieser Wünsche durch eine Art von Zurückströmen wieder im Bewußtsein auftauchen, so oft aus irgendeinem Grund der vorbewußte Mechanismus der Abwehr nicht mehr funktioniert. Mag man der

Ansicht sein, daß die Komplexe agierende psychische Kräfte seien oder nicht, mag man an ein Unbewußtes auf psychischer Grundlage glauben oder dasselbe auf das Körperliche zurückführen, die von Freud mitgeteilte Tatsache scheint wohl ein allgemeingültiges Gesetz zu sein."

Dumas stellt sich aber in schroffen Gegensatz zur psychoanalytischen Theorie der Neurosen und Psychosen. Seiner Ansicht nach können diese Erkrankungen niemals psychogenen, müssen vielmehr konstitutionellen oder toxischen Ursprung haben. Einige seiner Einwände erscheinen betreffs der Psychosen gerechtfertigt, werden aber meiner Meinung nach bei der Ätiologie der Neurosen keine Geltung haben. Man darf sich nicht wundern, daß ein Gelehrter, der über die Psychoanalyse urteilt, ohne sie je angewendet zu haben, sich weigert, alle ihre Folgerungen zu akzeptieren. Aber man muß Dumas Dank wissen, daß er Nutzen und Vorteile der Freudschen Methode anerkennt, denn die Methode ist wichtiger als die Theorie. Er äußert sich darüber wie folgt (Bd. II, S. 1062/63): „Prinzipiell bestreiten wir ja nicht, daß man mit dieser Therapie einige Formen der Zwangs- und Aktualneurosen beeinflussen kann und in jenen Fällen, in denen die psychasthenische oder hysterische Konstitution nach der Kur latent bleiben wird, die verschwundenen Symptome nicht durch neue ersetzt worden sind, wird man von passagèrer Heilung sprechen können. Freud, der von der ursprünglichen und tiefgehenden Aktivität der Komplexe überzeugt ist, glaubt, daß seine Therapie nicht viel weiter reiche ... Wir gestehen Freud zu, der ja aus langjähriger Erfahrung spricht, daß bei einigen Fällen von Hysterie oder Zwangsneurose die von ihm angewandte Art der Behandlung dauernde Heilerfolge erzielen kann; es gibt aber — wie er selbst zugibt — soviel Mißerfolge, daß man wohl annehmen könnte, es seien eben in manchen Fällen konstitutionelle Momente, die jeder Art der Beeinflussung Widerstand leisteten. ... Doch wollen wir der Freudschen Therapie nicht Schranken und Mißerfolge zum Vorwurf machen, die jede Psycho-Therapie aufzuweisen hat; hoffen wir, daß die Psychoanalyse auch weiterhin die Psychiatrie in der Pathogenese der Delirien fördern wird, wenn sie auf ihre übermäßigen Forderungen im Gebiete der Kausalität, auf ihre willkürlichen Deutungen, auf ihre Konstruktionen *a priori* und auf ihre Übertreibungen verzichtet hat ... Trotz dieses Verzichts bringt sie uns zwei Erkenntnisse, die uns sicherlich erhalten bleiben werden und die ich für sehr fruchtbar halte. Vor allem die Tatsache, daß verdrängte Tendenzen, sehr häufig sexueller Natur, in Verkleidungen oder Symbolen in vielen Delirien oder neurotischen Zuständen wieder auftauchen; weiters die Erkenntnis, daß wir viel zu vorschnell Kranke als dement bezeichnen, deren geistige Aktivität nur verringert und in ihr Inneres gelenkt würde, in dem sich ihre intellektuellen und affektiven Funktionen noch in einer herabgeminderten und realitätsfremden Form manifestieren."

Dr. R. de Saussure.

BRUNET: Le rève. (Psychologie et physiologie.) Stock. Paris 1924.

Dieses kleine Buch bringt zahlreiches Beweismaterial und gibt eine ausgezeichnete, sehr gut wiedergebende Übersicht der einschlägigen Werke. Wenn der Autor auch nicht in die Details der psychoanalytischen Untersuchungen eindringt, so gebührt ihm doch das Verdienst, die Gedankengänge Freuds und seiner Schüler unparteiisch dargelegt zu haben.

Dr. R. de Saussure.

WILHELM DOLLES: Das Jüdische und das Christliche als Geistesrichtung. Fragen und Erkenntnisse zur augenblicklichen Lage unserer geistigen Kultur und Erziehung vom Standpunkt einer biologischen Auffassung des Seelenlebens. (Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 179.) Langensalza, H. Beyer & Söhne.

Im Schlußsatz seiner Untersuchung nennt der Autor die Quelle, aus der seine Beobachtungen, Erfahrungen und Urteile fließen: Haß, „nicht des Juden, aber des Jüdischen". Unter demselben Gesichtswinkel urteilt er über die psychoanalytische Forschung, die „zunächst vornehmlich von Juden oder Ärzten und Psychologen mit jüdischem Einschlag geschaffen und gefördert wurde". Dolles sieht in der Psychoanalyse ein „Ringen nach Befreiung vom Jüdischen in uns und ein Suchen nach dem Christlichen".

Die unwissenschaftliche, rein affektive Einstellung zum Problem macht jede Auseinandersetzung mit dem Autor von vornherein unmöglich.

Dr. Hermine Hug-Hellmuth (†).

CARL CHRISTIAN BRY: Verkappte Religionen. Verlag F. A. Perthes. Gotha 1924.

Der Verfasser versucht in seinem Buche von einem Gesichtspunkte aus eine Reihe moderner Erscheinungen zu beschreiben und heißt sie „verkappte Religionen". Die Untersuchung umfaßt Esperanto, Sexualreform, rhythmische Gymnastik, Übermenschen, Faustexegese, Gesundbeten, Kommunismus usw. usw., eine bunte Gesellschaft; und darunter findet sich auch eine Kritik der Psychoanalyse, der ein ganzes Kapitel gewidmet ist.

Was verkappte Religionen bedeuten, erklärt der Verfasser folgendermaßen (S. 16): „Religion sagt: der letzte Sinn deines Daseins liegt jenseits deines Lebens, liegt über deinem Leben ... Verkappte Religion hingegen sagt: Hinter deinem gewöhnlichen Leben und hinter der gewöhnlichen Welt liegt etwas bisher Verborgenes, etwas zwar seit langem Geahntes, aber für uns nicht Verwirklichtes, eine noch nie realisierte Möglichkeit ... Der Anhänger der verkappten Religion glaubt an etwas hinter der Welt. Man kann ihn kurzweg den Hinterweltler nennen." Dieser neu entdeckte Hinterweltler besitze nun eine Menge Untugenden, die in seinen Werken und Bemühungen verräterisch zutage treten. Vor allem sei er monoman: „In tausend Formen, die immer wieder wechseln, stellen sie einen Gedanken in die Mitte usw."

Mit dieser Idee bewaffnet durcheilt der Autor die Welt und sieht eine Menge Dinge in neuer Beleuchtung. Ich übergehe diese Erörterungen und wende mich dem Kapitel „Das Unbewußte" zu. Bry beginnt folgendermaßen: „Wenn wir die Betrachtung von Freuds Psychoanalyse an die Spitze der verkappten Religionen im engeren Sinn stellen, so folgen wir damit nur dem Brauch, der sich in der Mehrzahl neuerer Bücher über den Okkultismus eingebürgert hat. Psychoanalyse ist hier das Eingangstor ... Die allgemeinste Behauptung der Psychoanalyse besagt, daß unsere Seele sich in zwei große Reiche trenne: in das bewußte und in das unbewußte." (S. 171.)

Bry gibt wohl zu, daß die Psychoanalyse im wesentlichen ein Mittel ist, um kranke Menschen zu heilen, daß es

sogar Ärzte gibt, die nichts anderes dahinter suchen. „Aber sie ist nicht nur ärztliche Wissenschaft, sie will nicht nur Krankheiten heilen, sondern das Wesen des Menschen neu erkennen. Sie ist, ob zugestanden oder nicht, eine Weltanschauung, nicht nur empirisch-wissenschaftlicher Befund und nicht nur medizinische Hypothese." (S. 172.)

Und nun folgt eine Darstellung, die am Wesentlichen vorbeigeht. Bry sucht nachzuweisen, daß der Traum keine Wunscherfüllung sei, sondern nur als solche könne gedeutet werden, was ihm aber durchaus willkürlich und unsicher erscheine und wählt gerade den typischen Prüfungstraum, um seine Ansicht zu erhärten.

Über die analytische Technik des freien Assoziierens läßt sich Bry folgendermaßen vernehmen: „Freud spricht in dieser Beziehung gern von ‚ungewollten Vorstellungen'. Aber es fragt sich, ob es sich wirklich um ungewollte Vorstellungen handelt. Auch bei einem bewegt hin und herspringenden Gespräch in größerer Gesellschaft gelangt man vom Hundertsten ins Tausendste und hier sind die Vorstellungen wirklich ‚ungewollt'. [*Sic!*] Vor dem Psychoanalyten [*sic!*] ist das kaum in derselben Weise der Fall. Gegenüber dem psychoanalytischen Interview setzt tatsächlich die Befangenheit und die Verdrängung ein." [*Sic!*] (S. 173.)

Diese Äußerungen, die von keinerlei Sachkenntnis getrübt sind, sprechen für sich. Bücherschreiber, die eine ausforschende Befragung mit der freien Assoziation in der analytischen Stunde verwechseln, haben eben die Psychoanalyse nicht begriffen.

„Aber er (Freud) vergißt, daß sie (die Fehlleistungen) nie einen Grund, nein, daß sie tausend Gründe haben." Wir wissen, daß gerade Freud gelehrt hat, in einem Krankheitssymptome die Äußerung einer langen Krankengeschichte zu sehen, worin viele Ursachen zu einer besonderen Erscheinung zusammenwirken. Oder S. 187: „Und Freud will auf der anderen Seite zu viel. Er will die Sache — wie sagt man — restlos aufklären." Das ist einfach nicht wahr. Freud äußert sich über diesen Punkt sehr klar und sagt in der „Traumdeutung" (6. Auflage) auf S. 392: „In den bestgedeuteten Träumen muß man oft eine Stelle im Dunkeln lassen, weil man bei der Deutung merkt, daß dort ein Knäuel von Traumgedanken anhebt, der sich nicht entwirren will . . . Dies ist dann der Nabel des Traumes, die Stelle, an der er dem Unerkannten aufsitzt." Wo ist da die restlose Aufklärung?

Wir lesen bei Bry auch folgendes (S. 99): „Die Neurotiker, die der psychoanalytische Arzt behandelt, kranken ja an dem, was in diesem Buche ‚Hinterwelt' genannt wird. Der Neurotiker sieht feindselige Gestalten, auch wo keine sind, ebenso wie der Antisemit oder Antifreimaurer feindselige Gestalten und Gewalten sah, wo keine sind. Dem neurotisch kranken Hinterweltler tritt nun hier der psychoanalytische Hinterweltler gegenüber, ausgerüstet zugleich mit der ganzen Autorität und Fachbildung des diplomierten Arztes. Er versucht nicht mehr, die Neurose wegzuräsonieren (wie der Laie) oder sie wegzukurieren (wie vielleicht der ‚praktische Arzt'), er ist kühn genug, die einzige Methode einzuschlagen, die hier überhaupt Erfolg verspricht: nämlich sie wegzuzaubern. Nicht wie seine wissenschaftlichen Gegner meinen, trotzdem, sondern weil er Schamane, Zauberer ist, hat er seine Erfolge. Und wenn er heute herausfinden sollte, daß er gewisse Erscheinungsformen der Neurose am besten behandeln kann, wenn er dem Patienten in einem sternenbesäten

schwarzen Mantel und in phantastischer Kapuze im trüben Licht eines Opferfeuers entgegentritt, so würde ich jedenfalls vom Werte der Psychoanalyse als Therapie nicht geringer denken."

Bry wird S. 204 noch deutlicher: „Wenn es wahr ist, daß sich mein Traum von voriger Nacht als ein Inzest nicht nur deuten läßt (was Freud sicher kann), sondern daß dieser Traum ein Inzest war, positiv war, was bedeutet er dann für mein Wachleben? ... Die Mahnung, daß ich, daß wir alle Bestien sind, daß das Bestialische in uns nur von einer dünnen Decke am Ausbruch gehemmt wird? Ja, lieber Professor Freud, das wußten wir ja schon vor der Psychoanalyse einigermaßen. Außerdem ist ein Inzest (im Traum) so bestialisch nicht. Mein Wachleben wirft mir schlimmere Bestialitäten vor, weil unscheinbarere und doch schuldbeladenere. Was bleibt also? Nichts. Doch, die Regel, die Deutung, die Hinterwelt, die verkappte Religion bleibt."

Der Autor ist so unvorsichtig, am Anfang seines Buches die Frage aufzuwerfen: „Hat Bücherschreiben noch Sinn?"

Dr. Ph. Sarasin (Basel).

IMAGO, Bd. XI (1925), Heft 1/2, (Psychologisches H

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien VII. Andreasgasse 5.
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I. Riemergasse 1.
Gedruckt bei Carl Fromme, Ges. m. b. H. Wien V. Nikolsdorferstraße 7—11.

IMAGO, XI. (1925), Heft 1/2. (Psycholog. Heft)